Ebner-Eschenbach.

Gesammelte Schriften.

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Gesammelte Schriften

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Siebenter Band:

Erzählungen.

Dritter Band.

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1901.

1685

OF TORONTO

Erzählungen.

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Dritter Band.

66065
21/7/05

Berlin.
Verlag von Gebrüder Paetel.
1901.

Alle Rechte vorbehalten.

Rittmeister Brand.

Erzählung.

I.

Dietrich Brand entstammte einer uralten angesehenen Kaufmannsfamilie. Seit fast einem Jahrhundert bestand das Rohseidengeschäft Brand & Co. in Ehren auf dem Wiener Platze. Es hatte seine Begründer und ihre nächsten Nachfolger reich gemacht und trotz der Ungunst der Verhältnisse in den letzten Decennien keinen Rückgang erfahren. Diesen Erfolg verdankte das Haus der Tüchtigkeit seines Chefs, und Niemand zweifelte, daß sein willensstarker und energischer Sohn sein Nachfolger werden würde. Durch lange Zeit blieb das streng, sogar vor einander bewahrte Geheimniß seiner Eltern: Dietrich zeigt zum Kaufmannsstande wenig Lust und Talent.

Trotzdem war es ein Tag des Entsetzens für sie, als er kam und ihnen seinen unerschütterlichen Entschluß kund that, nichts anderes zu werden, als wozu er sich im Innersten berufen fühlte, Soldat.

Warum Soldat, um Gotteswillen? Warum nicht Beamter oder Landwirth, wenn schon durchaus nicht Kaufmann? — Ja, weil er dazu beitragen wollte, die außer Rand und Band gerathenen Menschen wieder an Zucht zu

gewöhnen. Weil er erziehen wollte, wie er von klein auf gethan. Das mußten die Eltern gelten lassen. An dem Hunde und Papagei seiner Mutter, an den Tauben und Spatzen, die er mit Weißbrotkrumen auf den Fensterſims lockte, an Allen hatte er — und mit Glück — erzogen. Im Sommer, wenn die Familie in ihrer Villa in Neuwaldegg Aufenthalt nahm, kamen die Kinder dran. Da war er immer von einem Trupp umgeben, den er commandirte und der ihm gehorchte, weil es ſich von ſelbſt verſteht, daß man dem Dietrich Brand gehorcht.

Dem Vater wollte das Befehlshaberiſche im Weſen ſeines Sohnes nicht gefallen: „Aus Dir wird einmal ein Schulmeiſter," ſprach er zu ihm.

„Nicht ein Schulmeiſter, ein General," antwortete Dietrich.

Ja, ſie hätten es voraus ſehen können und nicht ſchweigen ſollen. Auch nicht zu den ſchweren Kämpfen, die er im Stillen beſtand. Den Trübſinn, der ihn ſeit längerer Zeit ergriffen hatte, ſein übles Ausſehen, die rothen, überwachten Augen, mit denen er jeden Morgen zum Frühſtück kam, erklärte Vater Brand für Symptome der Uebergangsjahre, die einem weiter keine Sorgen zu machen brauchen. Das ſagte er freilich nur, um „die Frau" zu beruhigen, die ſich wieder ihm zur Liebe beruhigt ſtellte; denn die wahre Liebe, die Alles kann, kann ſogar ihre eigenſte Natur verleugnen, kann ſogar lügen, wenn's gilt.

Als Dietrich ihnen ſein Vorhaben mittheilte, wußten

die Beiden gar wohl: Leicht ist es ihm nicht geworden, unsere Luftschlösser nieder zu reißen und unsere Altershoffnungen bankerott zu machen.

Was ihnen anfangs ganz unauffindbar schien, war der Zusammenhang zwischen seiner Lust am Erziehen und seiner Liebe zum Militärstande. Er wies ihnen aber nach, daß kein anderer so viel Macht verleiht, auf den armen und ungebildeten Nächsten fördernden Einfluß zu nehmen. Und in diesem edelsten Stande gibt es wieder keine Waffengattung, die dem Erzieher so viel Möglichkeit bietet, sein Talent nutzbringend zu entfalten wie die Kavallerie. Das Wesen, dem ich meine Sorgfalt widme, wird zugleich angehalten, die seine einem anderen Wesen zu spenden — seinem Pferde. Da steht also der Mann gleichsam in der Mitte zwischen einer heilsamen Ursache und einer heilsamen Wirkung und erfährt zugleich zweifachen Nutzen. Deshalb wollte Dietrich Brand nicht nur Soldat, er wollte ein Reiter werden, ein schwer wiegender, ein Dragoner.

„Unser Sohn ist ein Feuergeist," klagten die tiefbetrübten Eltern ihrem Vertrauensmanne, dem greisen Buchhalter; und er dachte bei sich: Zur Hälfte Feuergeist, zur Hälfte Pedant. Die Sorte setzt Alles durch.

Klug wie er war, befolgte er auch dieses Mal die bewährte Praxis, die ihm das Vertrauen des Herrn und der Frau Principal sicherte. Er rieth ihnen, das zu thun, was sie ohnehin gethan hätten — nachzugeben.

Der Vater versöhnte sich nie ganz mit der Berufs-

wahl Dietrichs; aber das uneingeschränkte und einstimmige Lob, das seinem Sohne gezollt wurde, freute ihn doch. Was seine Vorgesetzten am meisten an ihm rühmten, um was seine Kameraden ihn am meisten beneideten, das war die unerschöpfliche Geduld, die ihn bei all' seiner eisernen Strenge nie verließ.

„Hätten wir viele Offiziere wie Sie, würde unsere Armee zur grandiosesten Volkserziehungsanstalt der Welt," hatte ein sehr hoher Herr zu Dietrich gesagt, und an diesen Ausspruch erinnerte man sich im Regimente noch lang, nachdem Brand aus ihm geschieden war.

Seine Mutter gerieth nach und nach in eine wahre Begeisterung für den Militärstand. Vom Tage der Ernennung ihres Sohnes zum Leutnant begann sie den Militärschematismus zu studiren und fehlte bei keiner Revue auf der Schmelz. Remonte, Train, Ménage, Zug, Eskadron, Regiment, Division, in der Tour, außertourlich u. s. w. wurden für sie gebräuchliche Worte. Von allen kamen aber keine so oft über ihre Lippen wie die: „Mein Sohn, der Leutnant." Als sie sagen durfte: „Mein Sohn, der Oberleutnant," und als er in dieser Charge die Wiener Garnison bezog, da mußte Vater Brand mit ihr hinaus fahren auf den Exercirplatz zu jeder Truppenausrückung. Die Gattin an seiner Seite gerieth beim Defiliren der Regimenter in solche Extase, daß er sich fragte, ob der Sohn nicht am Ende von ihr die kriegerischen und heroischen Neigungen geerbt habe. Aber die erbliche Belastung wäre in dem Falle schwer nach-

weisbar gewesen, denn Frau Brand entstammte, wie ihr Gemahl, einer alten, friedfertigen Kaufmannsfamilie.

Im Winter wurde der Zug des Oberleutnants Brand mit Puls- und Seelenwärmern, mit Socken und Flanellunterkleidern so reichlich versehen, daß die Leute sich durch ihr behagliches Aussehen vor allen Anderen auszeichneten. Frau Brand erlebte auch noch die Glückseligkeit, von ihrem Sohne, dem Rittmeister, sprechen zu können und ihren guten Alten dazu ein wenig schmunzeln zu sehen.

Zu der Kaiserrevue in dem Jahre, in dem Dietrich zum ersten Male eine Eskadron kommandirte, kam seine Mutter allein gefahren im schönen offenen Landauer. Die Pferde hatten schwarze Geschirre, und die Diener trugen schwarze Livrée, und im Wagen saß eine gebrochene Frau in Wittwentrauer. Noch ein Jahr, und der Rittmeister hatte keine Eltern mehr, er hatte auch sonst Niemanden, er hatte nur seinen Beruf.

Nein, man darf nicht sagen „nur", wenn von einem Beruf die Rede ist, von einem vollen, ganzen. Der Beruf ist Alles, ist mehr als Eltern und Kinder, als die Geliebte, als der Freund. — So glaubte Dietrich wenigstens damals.

II.

Wenn seine Mutter ihm gesagt hatte: „Du solltest doch endlich ans Heirathen denken," war seine Antwort gewesen: „In Gottesnamen: nur nicht zu viel, nur nicht zu oft; mein Beruf läßt mir keine Zeit zu Nebenbeschäftigungen."

Und gerade im ersten Sommer nach dem Tode der guten alten Frau verliebte er sich. Es geschah so sachte, so allmählich, daß er's anfangs gar nicht merkte. Die Ehe seiner Eltern hatte ihn gelehrt, von der Liebe den höchsten Begriff zu haben. Sie kommt nicht, oder im Triumphe, die unwiderstehliche, allmächtige Siegerin. Und nun war sie erschienen ohne Sang und Klang, hatte sich ihm ins Herz geschlichen unter fremdem Namen in der bescheidenen Gestalt von Sympathie, Werthschätzung und tiefem Mitleid.

Die es ihm angethan hatte, hieß Sophie von Henning, und war die Tochter eines mährischen Landedelmannes, der sich, als Brands Eskadron in der Nähe seines Gutes einquartirt wurde, eben damit beschäftigte, die Reste seines einst ansehnlichen Vermögens in alle Winde zu streuen.

So lange seine, ihm weit überlegene Frau am Leben

gewesen war, hatte sie verstanden, seiner Verschwendungssucht bis zu einem gewissen Grade Einhalt zu thun. Nach ihrem Tode, den er sechs Wochen lang leidenschaftlich betrauerte, erwachte er aus seinem Grame als ein verjüngter, lebensfreudiger Mensch. Er färbte seine Haare, unterzog sich einer Entfettungskur, machte jungen Damen den Hof, stellte kostbare Pferde in den baufälligen Marstall ein, steckte seine dörfliche Dienerschaft in Livréen von falscher Eleganz und hielt offenes Haus.

Seine Tochter sah den Augenblick des unabwendbaren Zusammenbruches immer näher heran kommen, war aber dem leichtsinnigen Vater gegenüber ohnmächtig. Sie konnte nichts thun, als mühsam und unter Entbehrungen aller Art die Lücken und Risse verkleistern, die hinter der kläglichen Herrlichkeit des zu Grunde gehenden Haushaltes klafften.

Herr von Henning nahm die Hülfe Brands, der ihn schon mehrmals aus momentaner Verlegenheit gerettet hatte, mit der größten Unbefangenheit in Anspruch. Sobald der hart gesottene Optimist die Spur einer Neigung des Rittmeisters für Sophie wahrgenommen hatte, stand es ihm auch fest: Brand wird sein Schwiegersohn und rangirt ihn. In fröhlicher Weinlaune vergaß er sich einmal so weit, daß er in Gegenwart der Beiden Anspielungen auf diesen Zukunftsplan machte.

Von Stunde an veränderte Sophiens Benehmen gegen Brand sich völlig; keine Spur mehr des unbefangenen Vertrauens, mit dem sie ihm bisher begegnet war, auch keine auffallende Zurückhaltung, die wieder auszeichnend

gewesen wäre. Gleichgültigkeit schien an die Stelle der stillen, tiefen Neigung getreten zu sein, die in ihr erwacht war, ihren Ernst hold durchsonnte, ihr stilles Wesen lieblich verklärte.

Aber Dietrich ließ sich nicht täuschen; er bewunderte die Seelenstärke, mit der sie ihre Neigung verleugnete, den Stolz, aus dem diese Selbstverleugnung entsprang. Zum ersten Male erwog er die Möglichkeit, seine goldene Freiheit aufzugeben und sich fürs Leben an ein anderes Wesen zu ketten. Dann hatte er die Wahl: austreten — den Gedanken schleuderte er nur so hinweg; oder: allen seinen Ueberzeugungen und Grundsätzen untreu werden und als verheiratheter Mann weiter dienen. Also — thun, was er von jeher verschworen hatte: eine Frau, und weiß Gott wie bald, auch Kinder nachschleppen in kleine Kavallerie-Garnisonen, immer bereit, das eben erst errichtete Zelt wieder abzubrechen.

Militärwirthschaften — er hatte ihrer genug vor Augen — waren ihm ein Greuel. Kaum hat die Familie sich seßhaft gemacht, wohnt leidlich, schickt die Kinder in die Dorfschule oder den Dorfschullehrer zu den Kindern, und schon wieder heißt es wandern. Die richtige „ärarische Frau" sagt dann zu ihrem Manne: „Du brauchst Dich um nichts kümmern, die Uebersiedlung ist meine Sache." Der Bagagewagen steht vor der Thür und daneben sie und überwacht das Aufladen der Einrichtungsstücke, der Betten, der Kisten. Ein Kind hängt sich an ihr Kleid, ein anderes ist in Gefahr, unter die Räder zu kommen, wie

der Wagen sich in Bewegung setzt, ein drittes heult um sein Schaukelpferd, das ihm davon geführt wird. Der „ahnungsvolle Engel“ sieht es im Geiste schon nach dem Ueberladen auf den Lastzug und von da wieder auf den Fuhrmannswagen mit drei Beinen ankommen, wenn's gut geht. Die Tische und Stühle theilen sein Schicksal. Im unbekannten Lande, im neuen Haus, das meistens eine Hütte ist, wird dann geleimt, geflickt, die Bude wieder hergerichtet — fürs Auge.

So manche unternehmende Leutnantsgattin lädt schon am Tage des Einrückens in die Station einige Offiziere zum Thee. Auf einer umgestürzten Kiste wird er servirt, aus schartigen Tassen getrunken. Wie der Hausrath aussieht, wie die Kinder untergebracht sind, darüber geht man hinweg mit Leichtsinn und Humor. — Aber haben muß man die, ein Pedant darf man nicht sein, für den die schönste Frau allen Reiz verliert, wenn er dahinter kommt, daß sie nicht Ordnung hält in ihrem Wäscheschrank. Ein solcher Mann darf seine Frau nicht in Lagen bringen, in denen die Schönheit der äußeren Lebensform gar zu oft verletzt werden muß.

Nein denn, und dreimal nein.

Und nun kam er auf den Gedanken, den er schon als völlig unausführbar verworfen hatte, zurück — den Dienst aufgeben.

Ja, er überlegte, erwog die große Frage aufs Neue. Konnte es einen besseren Beweis geben, daß er liebte, innig und tief? Aber das Resultat seines peinigenden

Nachgrübelns war doch wieder „nein" gewesen. Und nun stand es fest, und kein Gott hätte daran rütteln können. Dem Rittmeister blutete das Herz. Man sagt das oft so leicht hin: Mir blutet das Herz. Erfahre es nur an dir selbst, wie das ist, wenn sich's zusammenschnürt, immer fester, immer erstickender, bis man meint, die schweren, schmerzenden Tropfen hervorquellen zu fühlen, mit denen Frohsinn und Lebensfreude dahin fließen.

Er wußte auch: Sie leidet und vielleicht mehr als er selbst: sie hat ja nicht einen Beruf, der für Alles Trost bietet, sie hat nur elende Sorgen.

Seitdem Brand das Haus Henning mied, war dort ein Freier aufgetreten, der sich bisher vor dem brillanten Rittmeister bescheiden im Hintergrunde gehalten hatte, ein Herr von Müller, Major in Pension, von dem es hieß, daß er ein wohlhabender Mann sei und den traurigen Muth haben wolle, das verschuldete Gut Hennings zu übernehmen. Er knüpfte an dieses problematische Erlösungswerk die Hoffnung, Sophie werde sich entschließen, ihm ihre Hand zu reichen. Sie that es nicht, sie widerstand seinem treuen Werben, dem flehenden Beschwören ihres Vaters.

Brand hörte durch gemeinsame Bekannte ab und zu von ihr in der fernen Garnison, in die sein Regiment versetzt worden war.

Zwei Jahre gingen vorüber, da traf eine überraschende Kunde ein. Müller's Großmuth und Güte mußten Sophie endlich gerührt haben, sie war seine Frau geworden.

III.

Nun erfuhr Brand, was heiße Reue ist. Er sagte sich, daß es doch besser gewesen wäre, im Kampfe gegen seine Herzensneigung zu unterliegen als zu siegen. Schade, schade um diese edle Sophie, die ihm herabgewürdigt schien durch eine nicht aus Liebe geschlossene Verbindung. Die Schuld an dem schweren Unrecht, das damit an ihr begangen wurde, maß er mit gutem Grunde sich selbst zu.

Alles, was Brand damals im Stillen litt, trat aber bald in den Hintergrund vor einem anderen wichtigen Ereigniß, das über seine ganze Zukunft entscheiden sollte.

Von Kind auf hatte er bedauert, daß er keine Geschwister gehabt, keinen schwachen, kleinen Bruder, den er hätte beschützen, leiten, erziehen können. Im Regimente fand er, was die Familie ihm schuldig geblieben war, den jüngern, etwas unselbständigen Kameraden, auf den er alle Bruderliebe, die in ihm geschlummert hatte, übertragen konnte, und der ihm dafür durch unbedingte Ergebenheit dankte.

Es war ein schöner, etwas zur Melancholie geneigter Mensch, dem das Leben mehr Bitternisse zu kosten ge-

geben hatte als gut ist für eine feine, scheue Natur. Früh verwaist, arm, die ganze Kindheit hindurch auf das Gnadenbrot angewiesen, das wohlhabende Verwandte ihm und seiner Schwester widerwillig reichten, schlug für ihn die erste glückliche Stunde, als seine Angehörigen seinem Drängen nachgaben und ihm erlaubten, in eine Militär-Erziehungsanstalt zu treten. „Er wird die harte Schule bald satt haben," meinten sie, „und ungestümer herausstreben, als er hineingestrebt hat." Sie irrten. Er bestand die harte Schule zum Verdruß der Onkel und Tanten, denen seine Ausdauer als eine weitgetriebene und ziemlich respektlose Rechthaberei erschien. Sobald die lange — oft endlos scheinende — Lehrzeit vorbei und er Offizier geworden war, hatte er seine Schwester zu sich nehmen wollen. Darüber lachte man nur. Einem zwanzigjährigen Leutnant, wenn er auch ein Muster von Solidität ist, pflegt man nicht ein achtzehnjähriges Mädchen zur Vollendung ihrer Erziehung zu übergeben. „Ihr müßt warten," sagten der Onkel-Vormund und seine Frau, denen es sehr angenehm war, eine unbesoldete Bonne im Hause zu haben, auf die man sich unbedingt verlassen konnte.

Die Geschwister warteten, bis die Ernennung Wildenstein's zum Rittmeister nahe bevorstand und seine Schwester mündig gesprochen werden sollte. Sie hatten in dem kleinen, dunkeln Hofzimmer, das sie bewohnte, das letzte, kurze Wiedersehen vor der letzten Trennung gefeiert. „In drei Wochen also komme ich und hole

Dich“ — hatte er gesagt, und sich erhoben und ihr die Hand gereicht. Aber sie hatte die Hand nicht erfaßt, sie war in unaussprechlichen Jubel ausgebrochen. Die Schüchternheit, von der sie sonst in der Nähe des abgöttisch verehrten Bruders ergriffen wurde, verschwand. Sie stürzte in seine Arme, und ihre Glückseligkeit verrieth ihm, wie viel sie bisher gelitten hatte: So nahe der Augenblick, in dem die Sehnsucht ihres ganzen Lebens sich erfüllen sollte! So nahe die Erlösung! Es war kaum zu fassen, es berauschte sie, es stand vor ihr wie das plötzlich geöffnete Himmelsthor: „Ich werde bei Dir sein!“ Sie lag an seiner Brust, die kleine stille Dulderin, seine echte Schwester, so schweigsam und tapfer in ihrer Weise, wie er in der seinen — und weinte.

Da verlor er seine gewohnte Selbstbeherrschung, sein Herz überfloß. Sie erfuhr, daß er ihrer bedurfte, ihrer tröstenden, heilenden Nähe, der immer wach erhaltenen Ueberzeugung: da ist ein Wesen, für das ich leben muß. Wäre sie nicht, würde er selbst nicht mehr sein: er hätte längst den Qualen einer thörichten, verdammenswerthen und unüberwindlichen Liebe ein Ende gemacht. Als er seine Schwester in die Tiefen seiner Seele blicken ließ, lernte sie mit Entsetzen eine Leidenschaft kennen, von der bis jetzt nicht die leiseste Ahnung in ihr gedämmert hatte. Ihr Bruder liebte eine Unerreichbare, liebte wie nur einsame und verschlossene Menschen lieben, die bezaubernde junge Frau seines Obersten. Gräfin Erny ermuthigte ihn nicht — er betheuerte, daß sie es nie gethan habe. An

Wahnsinn grenzte, sich einzubilden, der Wunsch vermöchte die Erfüllung zu erzwingen, es war Aberwitz, kühne Hoffnungen zu nähren. Er wollte sie austilgen, sich befreien, dem entnervenden Kampfe ein Ende machen, und zählte dabei auf die Hülfe seiner Schwester.

Als er sie verließ, blieb sie, im Innersten erschüttert, zurück. Erhört oder zurückgewiesen werden, fragte sie verwirrt und rathlos: Was ist das größere Unheil in dieser sündhaften Liebe? Aus ihrem Gleichgewicht gebracht, in unsäglicher Angst um ihn, hätte sie sich an seine Fersen heften, nicht mehr von ihm weichen mögen. Sie hatte so lange geduldig gelitten und gewartet; die zwanzig Tage, die sie noch von dem Zusammenleben mit ihm trennten, glaubte sie nicht überdauern zu können. Sie schrieb ihm täglich; er beschäftigte sich mit den Vorbereitungen zu ihrem Empfang, und Rittmeister Brand, der sonst zu zetern und zu wettern pflegte, wenn die Ankunft einer Frau in der Station bevorstand, erwartete die Schwester des Freundes mit fast ebenso großer Ungeduld wie dieser selbst. Ehe noch ein Auge sie erblickt hatte, that sie Wunder: Brand sehnte ihr Erscheinen herbei, Wildenstein brachte es in der Selbstbeherrschung so weit, vierzehn Tage lang den Anblick der geliebten Frau zu meiden. Das war mehr, als er sich zugetraut hatte, und es gewährte ihm eine stolze schmerzvolle Freude, der Schwester schreiben zu können: „Wieder ein Tag, an dem ich sie nicht gesehen habe. Sei Du nur einmal da, und was mir jetzt als etwas Ungeheueres erscheint, wird mir leicht werden."

Die Oberstin zeigte sich verstimmt; sie wollte Wildenstein nicht verlieren. Es verdroß sie nicht nur, es kränkte sie, daß er vermochte, den Gleichgültigen zu spielen, zu thun, als ob sie ihre Macht über ihn eingebüßt hätte.

Gräfin Erny war mehr als schön, sie war bildhübsch, lebenslustig, emotionsbedürftig und hatte Anwandlungen von Sentimentalität. Als fünfte Tochter eines unbegüterten, ungarischen Edelmannes geboren, bei reichen Verwandten aufgewachsen, kehrte sie nach deren Tod in das väterliche Haus zurück. Die kühle Aufnahme, die sie dort fand, that ihr weh, die kleinlichen Verhältnisse beengten sie. Nur fort, wieder fortkommen, heirathen, gleichviel wen, wenn er sie nur erlöst aus der Familie, in der sie das fünfte Rad am Wagen ist, war fortan ihr heißer Wunsch. Als ihr Vater ihr lachend mittheilte, der alte Oberst Graf Prach habe bei ihm um sie geworben, dachte sie einen Augenblick nach und rief dann entschlossen: „Hol's der Kuckuck, ich nehm' ihn!"

Er war freilich nicht verlockend, der unförmig dicke Oberst. Um ein Vierteljahrhundert älter als sie, so plump, wie sie zierlich, so langweilig, wie sie sprühend von guten Einfällen war. Allerdings hatte auch Prach eine kurze Blüthezeit gehabt, als er, ein junger Major, mit seinem Regimente die Garnison Wien bezog. Da war er in der Gesellschaft bis in exclusive Kreise vorgedrungen und hatte dort den Spitznamen: „Le bœuf à la mode" erhalten, denn Anlagen zum Dickwerden zeigte er schon damals und war auch nicht gescheiter als jetzt. Aber er konnte

doch vor seiner Braut mit einst errungenen Erfolgen prahlen, und sie fühlte sich befriedigt in ihren Ansprüchen auf Glück, wenn sie die Frau eines Mannes wurde, der eine Stellung in der „großen Welt" hatte und Kommandant eines eleganten Kavallerieregiments war.

Kurz nach ihrer Verheirathung erlebte sie eine bittere Enttäuschung. Prach, der bisher immer von väterlicher Freundschaft und von der Unabhängigkeit gesprochen hatte, die Erny als regierende Frau Oberstin genießen sollte, wurde ein verliebter, eifersüchtiger Gatte und ein engherziger Haustyrann. Die schönen, glänzenden Augen der jungen Frau verschleierten sich allmählich, und die leise Trauer, von der die angeborene Munterkeit und Frische ihres Wesens nun oft gedämpft wurde, gab ihr einen neuen Reiz. Er wirkte auf keinen ihrer zahlreichen Verehrer so ergreifend wie auf Rittmeister Wildenstein.

Erny hatte mit ihm gespielt wie mit Allen, die ihr huldigten. Sie ließ sich gern den Hof machen in allen Ehren. Weiter als bis zu einem Handkuß brachten es bei ihr selbst die Unternehmendsten nicht. Seltsam war, daß fast Jeder, der in ihren Banden gelegen hatte, ihr Feind wurde von der Stunde an, in der er seine Eroberungspläne aufgab. Sie mußte eine gar unangenehme Manier haben, die Leute abblitzen zu lassen. Andere wieder, die ihr Glück bei ihr gar nicht versucht hatten, behandelten sie mehr wie einen lustigen Kameraden, denn als Respectsperson.

Herr von Wildenstein war ihr, von allem Anfang an, anders als alle Anderen begegnet. Er verehrte sie

wie eine Königin, wie ein höheres Wesen. Ihr mochte das etwas komisch vorgekommen sein, nach und nach aber begann sie den Unterschied zwischen den Huldigungen, an die sie gewöhnt war und denen, die der junge Rittmeister ihr darbrachte, zu fühlen. Der Ton, den sie ihm gegenüber angeschlagen hatte, ihr gewöhnlicher, spielerischer, den Scherz herausfordernder Ton stimmte sich allmählich um. Sie mußte einen Blick in dieses Männerherz gethan haben, der ihr etwas völlig Neues, Schönes enthüllte: eine tiefe, ernste, an die Wurzeln des Lebens greifende Empfindung.

Und die wollte Erny nicht einbüßen, sie wußte sehr wohl, daß sie damit ihren besten Reichthum verlor. Sie beging eine große Unvorsichtigkeit, sie schrieb, sie beschied Wildenstein zu sich. Er kam nicht; sie erfuhr, daß er einen kurzen Urlaub nach Wien genommen hatte. Einige Tage hindurch waren die Briefe von seiner Schwester ausgeblieben, dann gab der Vormund traurige Nachricht von ihr. Sie hatte ihre Zöglinge in einer ansteckenden Krankheit gepflegt und lag nun selbst schwer darnieder.

Als Wildenstein zur bestimmten Frist zurückkehrte, kam er vom Begräbnisse seiner Schwester.

Die Gräfin äußerte ihr Mitgefühl in liebenswürdiger Weise, schonend und herzlich. Wildenstein und sie hatten die Rollen getauscht; sie zeigte sich ihm dankbar, wenn er einer Gelegenheit, ein freundlich tröstendes Wort von ihr zu hören, nicht auswich. Seine Leidenschaft schien erloschen, untergegangen in seinem tiefen Schmerz.

Und doch war der Oberst nie eifersüchtiger auf ihn

gewesen als jetzt. Er bewachte, er belauschte seine Frau, er verschlang sie mit den Augen, wenn sie den Namen Wildenstein aussprach, er hätte den zweiten Rittmeister von der Erde forttilgen mögen — und den ersten dazu. Die Eifersucht auf den einen ließ ihn nicht schlafen, der Neid auf das Ansehen, die Beliebtheit, die der andere im Regimente genoß, raubte ihm den Appetit. Seine Anlage zur Grausamkeit, das Erbtheil vieler bornirter Menschen, entwickelte sich unter solchen Umständen zu üppiger Blüthe. Das Offiziercorps und die Mannschaft hatten schlechte Zeiten und waren überzeugt: es gibt keine Hoffnung auf bessere, bevor der Oberst die beiden Rittmeister „weggebissen" haben wird.

Mühe genug ließ er sich's kosten.

Die Eskadron Brand's lag in der Stabstation, und der Morgenritt des Obersten führte an der Reitschule vorbei. Alle Augenblicke war er da, spöttelte, nörgelte — raste, brachte die Leute zur Verzweiflung und Brand beinahe um seine Geduld.

Auch seiner Frau machte der Oberst das Leben schwer. Einmal, in einer Stunde der Empörung über ihn, ließ sie sich hinreißen, Wildenstein ihr Leid zu klagen. Das wurde für beide verhängnißvoll. Die lange zurückgedämpfte Empfindung im Herzen Wildenstein's brach mit elementarer Macht hervor; er entrang der Geliebten ein halbes Geständniß ihrer Gegenliebe und drückte in an Wahnsinn grenzendem Entzücken den ersten Kuß auf nur schwach widerstrebende Lippen. Sie hatte ihm durch ihre Klage das Recht gegeben, sie zu beschützen, und dieses

Recht war nun sein, und er wollte es wahren, es vertheidigen, und sie war sein. Um dieses höchste Gut sollte ihn keine Macht der Erde bringen. Aber nicht unrechtmäßig, nicht in Unehren wollte er sie besitzen. Er sprach von der Scheidung ihrer Ehe, von dem Eingehen einer neuen mit ihm. Er entrollte vor ihr ein Zukunftsbild, das ihm die Seligkeit auf Erden verkörperte, vor dem ihr aber graute. So hatte sie es nicht gemeint! Empörend und lächerlich erschien der gesellschaftlich hoch stehenden, an Luxus gewöhnten Frau die Zumuthung Wildenstein's und er selbst als ein rücksichtsloser Egoist.

Am folgenden Tage erhielt er einen langen Brief von der Gräfin. Sie bat ihn, ihre „gestrige Uebereilung" großmüthig zu verzeihen. Sie war seitdem von Neue gefoltert. Sie hatte schwer gegen ihren Gatten gefehlt, dem sie ja im Grunde keinen anderen Vorwurf machen durfte als den, daß er sie zu sehr liebe. Sie hatte sich auch an Wildenstein schwer versündigt, sie hatte ihn — freilich eine Selbstgetäuschte — über die Stärke ihrer Empfindung für ihn getäuscht. Sie würde sich nie entschließen können, ihren Pflichten untreu zu werden, ihren Gatten zu verlassen. „Ich bin in Ihrer Hand", hieß es am Schlusse. „Sie können mich verderben, Sie sind ein edler Mensch, Sie werden es nicht thun. Ich hoffe, ich baue auf Sie, Sie werden die arme, kleine Erny nicht unglücklich machen wollen. Ich wage nicht, Sie um Ihre Freundschaft zu bitten, ich bitte nur, seien Sie nicht mein Feind."

IV.

Eines Abends in der Offiziersmenage, — auch der Oberst war da und saß an einem Tische mit Brand, — kam das Gespräch auf allgemeine militärische Verhältnisse. Die Herren geriethen in Eifer, Dietrich behandelte mit besonderer Wärme sein Lieblingsthema: Keine Institution ist zur Erfüllung des hohen Zweckes, die Menschen zu erziehen, so berufen und so fähig wie die Institution des Waffendienstes. Sie stellt die strengsten Anforderungen an die Pflichttreue, Ehrenhaftigkeit, den Mannesmuth. Sie verlangt blinden Gehorsam von den Geführten und deshalb von den Führern sehende Augen, klaren Vorausblick, scharfen Einblick. Sie verlangt von ihnen Gerechtigkeit und Strenge, denn nicht Freiheit braucht der Mensch, der Mensch braucht Zucht. Aber weise muß die Strenge sein; unweise Strenge wird immer Grausamkeit und unter dem grausamen Führer die Mannschaft zur wilden Rotte. Der Dutzendoffizier verroht, der tüchtige verbittert. Ein Fluch für die Armee ist Jeder, der Gewalt hat über Andere und nicht über sich selbst, ein Verräther, der unseren Stand dem Haß und der Verleumdung ausliefert.

Er sah, während er sprach, dem Obersten fest ins Gesicht, und der erwiderte kein Wort, zog die giftigen Aeuglein nur immer mehr zusammen. Plötzlich stand er auf, nickte den Herren, die alle zugleich seinem Beispiel folgten, kaum merklich zu und ging nach Hause.

Besonders zeitig fand er sich am nächsten Morgen auf der Reitschule ein, wo Brand Chargenreiten abhielt.

Schon als er vom Pferde stieg, sich in den breiten Hüften wiegte, die Beine warf, daß ihm die Knieschеiben knackten, und am staubfarbigen Schnurrbart ungeduldig zupfte, wußten seine unglücklichen Untergebenen: Der ist geladen. Gnade Gott Jedem, den er heute aufs Korn nimmt.

Der Oberst untersuchte die Packung, die Zäumung, die Bügelschnallung, tadelte Alles, fand auch die Wartung der Pferde, die Haltung der Reiter miserabel, unterzog die Abrichtung selbst einer herben Kritik.

„Herr Rittmeister Brand," hieß es auf einmal, „Sie scheinen vorzugehen nach einem ganz neuen, eigens von Ihnen erfundenen Reglement. Ihre Unteroffiziere haben die schlechtesten Pferde."

„Entschuldigen Herr Oberst, das ist nicht der Fall," antwortete Brand.

„Wie, nicht der Fall?" Er bezeichnete ein Pferd in der Abtheilung Wildenstein's, der eben aufgesessen war, und auf den Befehl, in die Reitschule zu kommen, wartete: „Der Braune dort im zweiten Glied ist mir lieber als alle Ihre Unteroffiziers-Pferde."

„Aber auf einem Auge blind", sprach Dietrich mit größter Ruhe.

Der Oberst schnaubte: „Was? . . . Sie . . . Den mein' ich nicht. Den andern, den lichten, der ist das richtige Unteroffiziers-Pferd."

„Er ist's auch gewesen, aber Herr Oberst haben ihn selbst vor vierzehn Tagen als untauglich dazu erklärt."

Das auf offener Reitschule, vor aller Mannschaft. Dem Obersten liefen dicke Schweißtropfen über die Hängebacken, er biß die Lippen und wendete sich der Abtheilung des zweiten Rittmeisters zu. Mit dem war der Kampf leichter aufzunehmen, der sollte jetzt büßen für den Freund und für sich selbst, hatte ihn der Regiments-Kommandant doch schon lange genug im Magen, den melancholischen Frechling, der es wagte, die Frau Oberstin anzuschmachten.

Die Nörgeleien begannen. Wildenstein erfuhr Rüge um Rüge, Spott um Spott. Was einen Menschen, der seine Schuldigkeit thut, und mehr als seine Schuldigkeit, nur reizen und demüthigen kann, folgte Schlag auf Schlag. Nun entsetzte sich der Oberst plötzlich über das Aussehen eines der Dragoner.

„Kommandiren Sie den Mann in die Mitte der Reitschule," befahl er, und nachdem das geschehen war, betrachtete er den armen Teufel von Rekruten, einen blutjungen, plumpen, hochschultrigen Burschen, und schrie dann auf, mit geheucheltem Zorn: „Der ist ja bucklig. Sagen Sie mir einmal, Herr Rittmeister

Wildenstein, wie heißt der Mann? — Wie er heißt, frag' ich."

Merkwürdig — der Rittmeister besinnt sich. Hat ihn das Gedächtniß verlassen, hat er nicht reden können, weil es schon so gekocht hat in ihm, er antwortete nicht. Da brach der Oberst in ein abscheuliches Lachen aus: „Ach ja, freilich, Männernamen merken Sie sich nicht. Freilich, freilich, wenn eine Amalia Rosenduft oder eine Eulalia Lilienstengel da oben säße, da hätten Sie nicht nöthig, erst lange nachzudenken. Ich muß Ihnen doch rathen, befassen Sie sich zeitweise wenigstens mit dem, was Ihre Pflicht ist."

„Herr Oberst", knirschte Wildenstein, und in seine Arme hätte Dietrich ihn nehmen, wegtragen hätte er ihn mögen. Er sieht es ihm an, es ist aus mit seiner Selbstbeherrschung, seiner Willenskraft, mit Allem.

„Schweigen Sie," donnerte der Oberst ihn an. „Riskiren Sie nicht ein einziges Wort, man soll das Schicksal nicht versuchen, wenn man so wenig Glück hat wie Sie."

Das war mit einer so schändlich gemeinen Ironie gesprochen, daß es Jeden anwiderte, der es mit anhören mußte. Wildenstein war leichenblaß: „Herr Oberst," sprach er mit lauttönender Stimme, „ich dulde das nicht, das gehört nicht hierher." Seine Hand ballte sich um den Säbelgriff, er trat auf den Kommandanten zu.

Brand sprang ihm nach, packte ihn und hielt ihn fest.

„Gehen Sie zum Profosen, ich mache Ihnen den

Prozeß," sagte der Oberst. Er triumphirte; endlich war die Gelegenheit da, Herrn Rittmeister Wildenstein den Hals zu brechen.

Als der sich wendete, um zu gehorchen, stand Dietrich vor ihm und sah ihn unsagbar besorgt und beschwörend an. Wildenstein antwortete mit einem ernsten, entschlossenen Blick, einem Blick, der deutlich sprach für den verstehenden Freund: „Sag' selbst, ist's nicht genug?"

Nach dem Schluß der Reitschule ging Brand gerade aus ins Quartier seines Freundes. Da fand er ihn, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, auf dem Bette sitzend, neben ihm lag die abgeschossene Pistole; er hatte sich meisterlich ins Herz getroffen. Auf dem Tische war sein Geld ausgebreitet, zweiundvierzig Gulden, und ein Briefbogen, auf dem mit Bleistift geschrieben stand:

„Lieber Dietrich, zwanzig Gulden meinem Burschen, den Rest den Leuten meiner Abtheilung. Hab' Dank für Deine Liebe und Treue. Auf Wiedersehen. Ich glaube dran."

Dieser Tag und die darauf folgende Nacht waren die schwersten im ganzen Leben Dietrich Brand's. Da muß er fürchterlich mit sich gerungen haben. Am Morgen war sein Entschluß gefaßt. Beim Begräbniß des Freundes hat er zum letzten Male den Säbel gezogen.

Nach der Heimkehr von der Beerdigung verfaßte er sein Gesuch um Enthebung von der Militärcharge.

Im ganzen Regimente rief der Entschluß Brand's Bestürzung hervor. Aber das änderte nichts daran. Er

that auch keinen Dienst mehr. Der Regimentsarzt stellte ihm ein Krankheitszeugniß aus und konnte es mit gutem Gewissen thun. Er war ehrlich besorgt und sagte: „Ein Nervenfieber oder der Wahnsinn — der Herr Rittmeister kann von Glück sagen, wenn er ohne eines von beiden durchkommt."

Als das Gesuch des Rittmeisters bewilligt worden und er wieder in den Civilstand zurückgetreten war, schickte er seine Herausforderung dem Obersten zu. Der nahm sie an; seine Secundanten und die Brand's einigten sich ohne Schwierigkeiten über die Bedingungen des Duells: Pistolen, zehn Schritte Barrière. Nie waren zwei Leute entschlossener, einander das Lebenslicht auszublasen. Der Oberst wußte: treff' ich ihn nicht, bin ich ein todter Mann, und Brand hatte sich's zugeschworen: dem grausamen Führer wird das Handwerk gelegt. — Gute Pistolenschützen waren beide. Und doch — die Anwesenden trauten ihren Augen nicht, der Oberst drückte los und — fehlte. Auch sein Gegner fehlte. Nachdem die Secundanten einen pflichtgemäßen und selbstverständlich nutzlosen Versöhnungsversuch gemacht hatten, wurden die Pistolen wieder geladen. Der Oberst zielte und traf Dietrich in die linke Schulter. Dieser zuckte. Die Secundanten wollten hinzu springen, doch winkte er sie fort, ließ den Obersten bis an die Barrière heran kommen und schoß ihn durch und durch. Die Kugel prallte an einem kleinen Baume ab, der Mann stürzte nieder ohne einen Laut. Für todt — nicht todt. Im Wagen schon, in dem sie ihn

nach Hause brachten, erlangte er die Besinnung wieder. Es fand sich, daß die Kugel zwischen den Lungen durchgegangen war. Er genas nach verhältnißmäßig kurzem Siechthum. Aber Brand hatte ihm doch das Handwerk gelegt; der Oberst mußte den Dienst aufgeben, denn seine Stimme war zum Kommandiren zu schwach geworden.

Die Verwundung Dietrichs erwies sich als eine schwere; lange Zeit verging, ehe er die volle Gesundheit wieder erlangte.

Den Titel, dessen er sich entäußert, erhielt ihm die Tradition. Die Erinnerung an seine ehrenvolle Dienstzeit, an die Beliebtheit, die er genossen hatte, blieb unvergessen, und er, trotz all' seines Protestirens, Verbietens und Verbittens, für Jeden, der ihn in früheren Jahren gekannt und in späteren von ihm gehört hatte: der Rittmeister Brand.

V.

Gescheitert, wie Robinson, richtete er sich auf seiner Insel ein. Er änderte, als Feind der halben Maßregeln, seine Lebensweise aus dem Grunde, verschenkte seine Pferde, seine Waffen an arme, einstige Kameraden, zog nach der Stadt und vegetirte dort wie ein pensionirter Hofrath. Er mied die Kaffeehäuser, in denen Offiziere verkehrten, machte große Spaziergänge, besuchte Museen, Kunstausstellungen, Concerte, Theater und populäre Vorlesungen. Er holte manches nach, was ihm an litterarischer Bildung fehlte, las die Klassiker, las auch moderne Poeten, konnte sich erfreuen an einem schönen Buch, einem schönen Bildwerk und an guter Musik. Diese wohlthuenden Eindrücke gingen aber nicht tief; hinter der flüchtigen Wärme und dem Interesse, die sie erregten, schauerte es kalt, gähnte die Leere.

Der Zeit wilder Aufregung war eine unausbleibliche Reaktion gefolgt. Brand hatte einem gebieterischen Müssen gehorcht, als er Alles hingab, was den besten Inhalt seines Daseins ausmachte, um einen Verbrecher bestrafen zu können. Er hatte nicht rechts noch links ge-

schaut, nur nach dem einen, einzigen Ziele hin; nicht gefragt: wenn es erreicht sein wird, was dann? Und als dieses „dann" zur Gegenwart wurde, erschien sie ihm recht öde, nutzlos und armselig, und der Blick in die Zukunft wie ein Blick ins Grab.

Die Wohnung, die er für sich und für seinen ehemaligen Privatdiener gemiethet hatte, lag im zweiten Stock eines schönen Hauses der Rathhausstraße, war hell und freundlich und zeichnete sich durch die höchste, eine wahrhaft erfinderische Reinlichkeit aus. Wer die drei Zimmer durchschritt, aus denen sie bestand, brauchte keinen besondern Scharfsinn, um zu erkennen: hier haust ein einfacher und solider Mann, der eine Vorliebe hat für mattgeschliffenes Nußholz und für die grüne Farbe.

Zwischen der Thür, die aus dem conventionell ausgestatteten Salon herein führte und dem ersten Fenster links, ragte ein hoher Bücherschrank fast bis zur Decke, und die Bücher darin waren nett gebunden und sorgfältig eingereiht. Dem Bücherschrank gegenüber, zwischen dem zweiten Fenster und der Thür des Schlafzimmers, machte sich ein großer Schreibtisch breit; ein Strohsessel mit runder, niederer Lehne stand vor ihm, und über ihm hingen zwei schöne Kupferstiche: Erzherzog Carl, nach dem Gemälde von Kellerhoven, und Laudon, nach L'Allemands prächtigem Reiterbilde.

Die Längswand wurde zur Hälfte von einer großen Ottomane, eine der Ecken von einem Kachelofen eingenommen, der in sanftem Maigrün schimmerte, die

andere von einer Etagère mit Rauchrequisiten, Alles gediegen, lauter brave Arbeit von tüchtigen Handwerkern, natürlich auch der Tisch, die Fauteuils und die Stühle, die mit der Ottomane zusammen eine Familie bildeten. Sie wieder hatte ein würdiges vis-à-vis in der zwischen den Fenstern angebrachten Konsole, der Trägerin einer vortrefflichen, altdeutschen Uhr.

Neben ihr standen zwei Armleuchter aus Messing. Das mattfarbige und weichliche Silber wird in Brand's Haushaltung nur in Gestalt von Eßbestecken geduldet. Wohl verpackt steht der Schatz an schönem Silbergeräth, der von seinen Eltern und Großeltern herstammt, im Schranke und wird auf Dietrich's nicht gerade lachende, aber auch nicht weinende Erben übergehen, entfernte, wohlhabende Verwandte. Mit Fug und Recht darf er sich sagen, daß sein Tod keinem seiner sogenannten Angehörigen eine Stunde trüben oder erheitern wird. Und dessen freut er sich. Wo er gleichgültig ist, will er auch gleichgültig lassen. Das Aergste wäre ihm, in der Schuld eines Anderen zu stehen, ob sich's nun um Gulden handelt oder um liebevolle Empfindungen.

Es war an einem heißen Mainachmittag des Jahres 1890, und Brand eben aus dem Restaurant zurückgekommen, in dem er seine einfache Mahlzeit einzunehmen pflegte. Die Sonne brannte mit sommerlichen

Gluthen zur Erde nieder und machte jedes Fenster, das sie beschien, zu einem Brennspiegel, und jeden Pflasterstein zu einem kleinen Ofen.

Mit Behagen empfand der Heimgekehrte den Kontrast zwischen der drückenden Schwüle, dem grellen Lichte auf der Straße und der angenehmen Temperatur in seinem hohen, luftigen Zimmer. Leicht gedämpft durch die herabgelassenen Storen fiel das Licht herein, ein mildes, grünliches Licht, bei dem man ungemein gut lesen konnte. Brand zündete eine Cigarre an, setzte sich auf seinen Sessel vor den Schreibtisch und nahm ein Buch, das aufgeschlagen neben der Mappe gelegen hatte, zur Hand: Möllhausens Reisen im Felsengebirge Nordamerikas.

Von Zeit zu Zeit unterbrach er seine Lektüre, um einen Blick nach der riesigen Weltkarte zu werfen, die über der Ottomane hing. Einen scharfen, durchdringenden Blick aus seinen grauen, tiefliegenden Augen, die von ihrer ungewöhnlichen Sehkraft noch nichts verloren, obwohl achtundvierzig Jahre verflossen waren, seitdem sie sich zum ersten Male aufgeschlagen hatten. Dabei zog er seine dichten Brauen zusammen, und auf der viereckigen Stirn entstanden zwei tiefe Furchen, die ihm einen klugen und strengen Ausdruck gaben.

Eine halbe Stunde verging. Die Thür des Salons wurde geöffnet, und Jemand trat ein. Brand wußte, ohne sich umzusehen, wer es war. Er kannte den festen und zugleich diskreten Schritt, den sein Diener sich hatte angewöhnen müssen, er kannte auch dessen Art, die Thüre

zu öffnen und zu schließen. Wer hatte sie ihm denn beigebracht?

„Die äußere Klinke gefaßt, Du Waldmensch. Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Thür auf! — Vorwärts, und die andere Klinke gefaßt: Eins! — niedergedrückt: Zwei! — Thür zu! —"

Diese Uebung zehnmal nach einander durch drei Tage wiederholt, und ein ehemaliger Waldmensch war für den ganzen Rest seines Lebens befähigt, als ein Gesitteter unter Gesitteten zu erscheinen. Ist solcher Gewinn nicht der kleinen Mühe werth?

Peter Peters war also eingetreten. Ein weiteres Lebenszeichen gab er nicht. „Was willst Du?" fragte Brand nach einer Weile, ohne sich umzusehen.

Peter zögerte, seine Stimme war furchtbar gepreßt, als er sie endlich erhob, um seine „gehorsamste Mittheilung" vorzubringen.

Eigentlich wurde die Mittheilung hinterbracht, denn er sagte, was er zu sagen hatte, in seines Herrn Rücken, der ihm wohl auch imponirte, aber doch nicht so sehr wie seines Herrn Gesicht.

Wenn er gesehen hätte, was auf dem vorging, während er sprach, würde er seine Rede schwerlich zu Ende gebracht haben. Bestürzung, Zorn, Wehmuth spiegelten sich in den Zügen des erregten Mannes, um, als sein Diener schwieg, einer rasch erkämpften, eisernen Ruhe zu weichen. Jetzt wendete er plötzlich den Kopf. Er, der Sitzende, der Kleine maß den stehenden großen Peter

von oben herunter und sagte, die Ellbogen auf die Sesselsehne gestützt, die Cigarre zwischen den Zähnen: „Heirathen willst Du, wenn ich nichts dagegen habe? — Was soll ich dagegen haben? — Du heiratheſt und Du gehst. Einen mit Familie behafteten Diener kann ich nicht brauchen. Und wie heißt die Gans, die Dich nimmt?"

Nicht ein proteſtirendes Wort zu Gunſten ſeiner Erkorenen kam über Peters Lippen. „Du gehſt." Wie eine Piſtolenkugel hatte es ihn getroffen. Er wunderte ſich, daß er noch aufrecht ſtand. „Du gehſt." Dieſe — Unmöglichkeit hatte er nicht erwogen.

„Wie heißt ſie?" wiederholte Brand.

Tonlos, mit verglaſten Augen vor ſich hinſtarrend, gab Peter die Antwort: „Magdalena Sänftenträger. Kinderloſe Wittwe. Das Delicateſſengeſchäft grad gegenüber gehört ihr. Wo ich zum Souper für den Herrn Rittmeiſter die kalte Küche hole."

„Die kalte Küche, ſchön. Bei der haben die Herzen Feuer gefangen. Gut. Abgemacht. Geh."

Peter ging, und die grollenden Gedanken Brand's folgten ihm nach. Der will heirathen, der will ſich etabliren, einen Haushalt gründen, dieſer Peter, an dem immer noch erzogen werden muß, der nichts kann und nichts iſt ohne ſeinen Herrn. Wenn man nur denkt! — Zum zweiten Dragonerregiment war er gekommen vor zwölf Jahren, halb verhungert, der verwaiſte Sohn einer armen Tagelöhnerin, die mit ihm in der Welt herumgezogen war, da- und dorthin, wo ſie gerade Arbeit fand,

der nie eine Schule regelmäßig besucht, nie einen ganzen Rock am Leib gehabt hatte. Und nun auf einmal gut genährt, gekleidet und bewohnt, von seinem Rittmeister mit besonderer Aufmerksamkeit behandelt als der ärmste, im Zustande ärgster Verwahrlosung übernommene Rekrut. Man konnte Freude an ihm haben, an seinem physischen, geistigen und moralischen Gedeihen, an dem Glück, das sich auf seinem gutmüthigen, braunen Gesichte spiegelte — wenn er nicht gerade weinte — denn das war seine Schwäche. Viel zu leicht für einen Mann, einen Soldaten, traten ihm Thränen in die Augen. Der bärenhafte Bursche konnte nicht leiden sehen, am wenigsten Thiere. Er war allem Lebendigen ein Freund: er hielt sich für den Beneidenswertheften auf Erden, als ihm ein Pferd anvertraut wurde. Keines im ganzen Regimente war besser gehalten als Peters Sinbad, und in verhältnißmäßig kurzer Zeit keines besser geritten. Auf dem Rücken des Thieres, dessen Gedanken er, und das seine Gedanken errieth, verlebte er seine glücklichsten Stunden.

Neun Jahre hatte er schon gedient und sich mit seinem Stande immer gleich zufrieden gefühlt, als die große Katastrophe im Leben Brand's eintrat, als das Unerwartetste, Unglaublichste geschah, als er den Dienst aufgab. Da bewährte sich Peter Peters, da bethätigte er die Liebe und Dankbarkeit, die sich allmählich in ihm gesammelt, aber nie einen Ausdruck gefunden hatte. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, als ob es nicht

anders sein könnte, brachte er sein Opfer. Er verließ den Dienst, das Regiment, seinen Sinbad und folgte dem Rittmeister, der ihn vor Jahresfrist zu seiner Ordonnanz gemacht hatte, „ins Civil".

Dummer Peter, treuer Peter, dachte Brand, als diese Erinnerungen in ihm aufstiegen, und mit ihnen zugleich alle die anderen, die er nie wissentlich, nie mit Willen herauf beschwor, die er am liebsten ruhen ließ. Er seufzte schwer. Was vorbei ist, ist vorbei; ein Schwächling, der widerbellt gegen die Nothwendigkeit. Wenn er noch so tief überlegte, mußte er sich sagen: Alles, was geschehen war, war regelrecht geschehen. Brand hatte gehandelt, wie er seinem Charakter nach handeln mußte, wie er, in dieselbe Lage versetzt, noch einmal handeln würde. Keine Reue — darüber nicht. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken — darüber nicht!

Schattengleich zog eine schlanke Mädchengestalt an seinem innern Auge vorbei, und er streckte mechanisch abwehrend die Hand gegen sie aus, die in ihrer Lieblichkeit vor ihm aufgetaucht war.

Verdrießlich über die Träumerei, in die Peters scheinbare Treulosigkeit ihn versetzt hatte, richtete er sich entschlossen auf und schrieb an ein Dienstvermittelungsbureau, das er täglich in seiner Zeitung angekündigt fand. Dann erhielt Peter Peters den Befehl, den Brief abzugeben. Das war für den Mann ein großer Schmerz. Er hätte gern Einwand erhoben und brachte es doch nur zu einem: „Aber Herr Rittmeister," weil seine

Stimme in einem Schluchzen erstickte, das um keinen Preis vor dem strammen Herrn laut werden durfte.

So trug er das unselige Schreiben ins nächste Postkästchen und ging dann, sich ausweinen, zu seiner Magdalena.

Am nächsten Vormittage schon stellte sich eine Anzahl Bedienter, vom Dienstvermittelungsbureau entsendet, dem Rittmeister vor. Er wählte den, dessen Aeußeres den schärfsten Kontrast zu dem Aeußern Peters bildete: einen feinen, wunderhübsch frisirten Menschen, der ausgezeichnet gute Manieren und wohlgepflegte Hände hatte.

Vier Wochen später, am Hochzeitstage seines Vorgängers, trat er den Dienst an, und zwar, wie er sich ausbedungen hatte, mit dem Range eines Kammerdieners.

Bevor Peter seine Braut zum Altar führte, mußte sie mit ihm zu Brand, der die schöne, von Kraft und Gesundheit strotzende Wittwe ernsthaft betrachtete und sprach:

„Stattlich, stattlich. Du hast Dir eine gewichtige Lebensgefährtin ausgesucht, Peter."

Peter strich über seinen dicken, rothen, an den Enden leicht gelockten Schnurrbart und versetzte: „Ich mag die Mageren nicht."

„Und ich," sprach Magdalena und warf dabei einen zärtlichen Blick auf den Auserwählten, „habe mir vorgesetzt; wenn ich wieder heirathe, nehme ich einen Großen. Ein Kleiner kann grad so grob sein und macht kein Ansehen."

Brand meinte, dem Peter seien noch andere gute

Eigenschaften nachzurühmen als seine Größe, und als ganz armer Schlucker käme er ihr auch nicht ins Haus. Damit legte er ein auf zweitausend Gulden lautendes Sparkassenbuch in die Rechte des Bräutigams und schloß:

„Ich danke Dir für Deine treuen Dienste. Werde ein so braver Ehemann wie Du ein braver Diener warst. Leb' wohl."

Peter schluchzte laut während der ganzen Fahrt zur Kirche, und vor dem Altare stieß ihn der Bock so heftig, daß er sein „Ja" mehr bellte als sprach.

Vom Hochzeitsmahle sprang er auf, als eben die Torte mit den verschlungenen Lettern „P" und „M" servirt wurde, lief hinüber zum Herrn Rittmeister, um zu sehen, ob der „Rene" die Lampe angezündet und das Bad ordentlich hergerichtet habe. Und am nächsten Morgen kam er, sich zu überzeugen, wie denn der Kaffee gemacht und die türkische Pfeife gestopft worden war. Einmal da, blieb er auch gleich beim Aufräumen.

Als Brand ihn erblickte, fuhr er ihn an: „Was willst Du hier, närrischer Kerl? Geh' zu Deiner Frau."

Aus diesen Worten fühlte Peter die Eifersucht seines Herrn auf seine Herrin heraus, und Thränen traten ihm in die Augen. Die Eifersucht rührte ihn und der „närrische Kerl" auch. Wer besser dran war mit seiner Vernunft, wußte Peter gar gut, respektirte aber die Täuschung, in der der Rittmeister sich über diesen Punkt befand. Möge er nur in ihr fortleben und wenigstens die Freude haben, er, der sonst keine hat.

Um das grausame Lebewohl, das Brand gesprochen hatte, Lügen zu strafen, fand er sich alle Finger lang bei ihm ein und wünschte ihm eine gute, je weilige Tageszeit.

Arbeit gab es „drüben" immer. Der elegante Kammerdiener überließ ihm neidlos die ganze. Seine eigene Thätigkeit beschränkte sich darauf, das Haus durch seine Gegenwart zu schmücken. Aber auch das wurde ihm nach und nach lästig, und eines Abends verschwand er, nachdem er vorher mit seinen wohlgepflegten Händen den Schreibtisch Brand's erbrochen und eine reich gefüllte Brieftasche daraus entnommen hatte.

Ueber diese kurze Majordomus-Epoche im rittmeisterlichen Intérieur wurden nicht viel Worte gemacht. Wie von selbst kam Alles ins alte Geleise. Höchstens, daß Peter früher als sonst die kalte Küche zum Souper holen ging und später als sonst zurückkehrte, wozu Brand regelmäßig bemerkte:

„Bist schon wieder da?"

Einmal fragte er: „Was sagt denn Deine Frau dazu, daß sie Dich so wenig sieht?" Und die Antwort lautete:

„Die sagt niemalen nichts. Die hat eine Kusin, der Ihrer trifft nur alle vier Wochen einmal nach Haus."

VI.

Genau am ersten Jahrestage ihrer Vermählung erschien Magdalena Peters bei Dietrich Brand und brachte ohne viel Umstände die Bitte vor, er möge im Fall, daß es ein Bub werden sollte, sich gütigst herbeilassen, ihn aus der Taufe zu heben. Die Erfüllung ihres Wunsches wurde ihr sogleich und mit großem, feierlichem Ernste zugesagt. Brand holte sofort die genauesten Erkundigungen über die Pflichten ein, die er mit der Taufpathenschaft auf sich nahm. Er gedachte sie pünktlich zu erfüllen und erhielt Gelegenheit dazu, denn es wurde ein Bub, ein niedlicher Peter junior.

Sein Vater übergoß ihn mit Thränen der Rührung, das Kindlein nieste, und Dietrich selbst, sehr bewegt durch den ihm völlig fremdartigen Anblick eines neugeborenen Menschen, führte Peter von der Wiege fort und sagte: „Blamire Dich nicht vor Weib und Kind."

Brand's Fürsorge wuchs mit ihrem Gegenstande. Er schrieb sich Eigenthumsrechte über das Knäblein zu und forderte, daß ohne Unterlaß an ihm erzogen werde.

Frau Magdalene verlor endlich die Geduld. „Dein

Rittmeister", sagte sie zu ihrem Manne, „wie der's treibt. Bald wird Niemand mehr wissen, bin ich die Mutter, oder ist er's!"

Peter hatte Mühe, sie mit der Versicherung zu beschwichtigen, darüber könne kein gescheidter Mensch im Zweifel sein.

Das Interesse, das der Rittmeister für den kleinen Peter gefaßt hatte, breitete sich allmählich auch auf andere Kinder aus. Man muß doch vergleichen, den Blick schärfen, Erfahrungen sammeln. Dietrich, der bisher ziemlich gleichgültig an Allem vorüber gegangen war, was nicht im Alter der Militärpflicht stand, begann nun, dem Kindervolke seine Aufmerksamkeit zu schenken. Es traf sich, daß er mit kleinen Schulbesuchern, Knaben und Mädchen, die mit ihm im selben Hause wohnten und denen er täglich auf der Treppe begegnete, einen Gruß tauschte. Zu dem Gruße kam bald eine Ansprache, und aus der entwickelten sich nach und nach förmliche Konversationen, die man nicht schon unterm Thor abbrechen wollte. Nicht selten geschah's, daß Brand dem oder jenem jugendlichen Geschöpfe das Geleite gab bis zur Schule.

Er hatte sich zuerst an die Kinder der Armen gewendet und ihr Vertrauen, und bis zu einem gewissen Grade, das ihrer Eltern errungen. Dann schritt er an verfeinerte Gesellschaftskreise heran, machte auch da Glück und war bald wieder in seinem Elemente, konnte wieder erziehen. Er übte auch Gastfreundschaft. An jedem Samstag-Nachmittag wimmelte es von Jugend in seiner

Wohnung; die verschiedensten Stände waren da durch auserlesene Exemplare vertreten. Entsprechende Kost für Kopf und Herz lieferte der Hausherr, das Ehepaar Peters sorgte für den Magen; Ueberladung in irgend einer Weise kam nicht vor. Glücklich, gesund, von frischem Eifer zur Bravheit beseelt, kehrten die Kinder heim.

Im Frühling des zweiten Jahres nach der Geburt Klein-Peters' frühstückte Brand an jedem schönen Morgen, statt zu Hause, im Stadtpark und ging dann in den Kinderpark hinüber, wo sein Täufling im Korbwägelchen unweigerlich bis zehn Uhr zu schlafen hatte.

Dabei schenkte Brand aber auch fremden Kindern seine Aufmerksamkeit, sah ihren Spielen zu, ermunterte die Schüchternen, ging den Ungeschickten zur Hand, beschützte die Unterdrückten und hatte eine beneidenswerthe Art, die Uebermüthigen und Tyrannischen zurecht zu weisen. Durch eine kurze Bemerkung, einen Blick verstand er zu bändigen, ohne zu empören und zu erbittern.

Eines Tages war Dietrich vom Stadtpark auch noch in den Volksgarten gegangen. Er nahm dort Platz auf einer Bank mit der Aussicht auf das Grillparzer-Denkmal und freute sich, daß es wieder Frühling war, daß die Natur in erneuter Jugendherrlichkeit blühte und daß die Menschen ihrer pflegten, mit so viel Sorgfalt und Geschmack, wie es hier geschah in diesem kleinen irdischen Paradiese. Er freute sich auch, daß sie in all' die Schönheit Schönes hingestellt haben, das edle Denkmal, das unsern Dichter veranschaulicht mit ergreifender Wahr-

heit, und die Werke seines Schöpfergeistes im beseelten Steine vor uns aufleben läßt.

Brand lächelte vor sich hin. Er gedachte der Aeußerung, die eine seiner Cousinen jüngst gethan hatte: „Heirathe doch, es ist noch gerade Zeit. Du hast Kinder so gern, und eigene sind noch etwas ganz Anderes als fremde, und eine angenehme Häuslichkeit ist auch nicht zu verschmähen."

Häuslichkeit, eigene Kinder — als ob ein Mensch ihrer bedürfe, der gewöhnt ist, sich überall häuslich einzurichten; dem alles Gute und Schöne in der Welt gehört, weil er es lieben und bewundern kann. Die glauben nur das zu besitzen, was sie an sich gerissen haben, das sind die ewig Unersättlichen und ewig Entbehrenden.

In seiner Nachbarschaft hatten sich drei fein aussehende Damen auf eine Bank niedergelassen; offenbar Gouvernanten in sehr wohlhabenden Häusern. Es waren zwei ältliche Engländerinnen, die in guter Laune und schlechtem Französisch ein eifriges Gespräch mit einer jungen — ihr tadelloser Accent verrieth's — Pariserin, führten. Ihre drei Zöglinge, nicht Kinder mehr und noch nicht Backfische, pendelten auf dem Wege zwischen ihren Bändigerinnen und Brand hin und her.

Er konnte Einiges hören von ihrer laut und ungenirt geführten Konversation:

„Du, Aurora," sagte das muntere Ding am linken Flügel, das in Blau gekleidet, blond, frisch und ein wenig untersetzt war, zu der in der Mitte Schreitenden,

„Deine Stiefeletten sind hübscher als die meinen, aber ich habe einen hübscheren Fuß."

„Und ich habe eine hübschere Taille," fiel das Fräulein zur Rechten ein. „Die Deine ist ja viel zu lang." Sie prangte havannafarbig, und man konnte schwerlich eine zierlichere Gestalt sehen.

Allerdings durfte sich die zwischen den Beiden wandelnde, eckige und blasse Aurora an persönlichen Vorzügen mit ihnen nicht vergleichen. Dafür aber schlug ihre Toilette die der Freundinnen völlig. Aller ersten Ranges waren der hellgraue Stoff und die Mache des Kleides, und der Hut mit seiner breiten, genial aufgestülpten Krempe und seinem Federngewoge. Wenn eine Harpye ihn aufgesetzt hätte, Jedermann würde ausgerufen haben: „O wie anmuthig sehen Sie heute aus, meine Gnädige!"

Ihre Verhandlung eifrig fortführend, hatten sich die Fräulein mitten auf dem Wege aufgepflanzt, als von der Ringstraße, in der Richtung gegen den äußeren Burgplatz, zwei ärmlich gekleidete Kinder einher kamen. Ein Knabe von etwa sieben Jahren und ein viel jüngeres Mädchen. Der Knabe, hoch aufgeschossen und schmächtig, trug an einem Riemen am Arme eine der mit Wachsleinwand überzogenen Schachteln, in denen Modehändler ihre Waare verschicken. Das kleine Mädchen im ausgewaschenen Percaillkleidchen, einen blauen, gestrickten Capuchon auf dem Kopfe, ein Tüchlein um die mageren Schultern geschlungen, hüpfte neben ihm her.

Beim Anblick der aufgeputzten Fräulein blieb sie plötzlich stehen und staunte, wie angenagelt vor Entzücken, zu ihnen hinauf. Besonders hingerissen schien sie von dem grauen Federhut; zu ihm kehrte ihr leuchtender Blick immer wieder zurück.

Sie wurde bemerkt, die Modedöckchen nahmen den Zoll naiver Bewunderung, den das Kind ihnen darbrachte, spöttisch auf, und die Blaue sprach:

„Wie dumm sie ist!"

„Und wie sie nach Armuth riecht," setzte Aurora mit der langen Taille hinzu. „Meine Mama sagt, das ist der ärgste Geruch. Böhmische Spitzen riechen manchmal so."

Die Kleine verstand sie nicht. Seelenvergnügt blieb sie regungslos wie ein hypnotisirtes Hühnchen, bewunderte weiter und bemerkte nicht, daß sie ausgelacht und verachtet wurde.

Der Auftritt hatte außer Brand noch einen Beobachter gehabt, einen sehr jugendlichen. Ein braunes, ungemein feinknochiges Bübchen verließ eine Gruppe Spielgenossen und kam auf die Verspottete zu mit einer herzigen und komischen Gebärde. Er verschränkte die Finger so fest er konnte und streckte die gerungenen Hände einmal ums andere mit heftigem Rucke von sich. So trat er, kämpfend mit Empörung und Rührung, vor das arme Kind hin und sagte im durchdrungensten Tone:

„Wenn sie nur zu mir käm', in mein Haus, ich würd' ihr geben, was ich nur hab!"

Sie sah ihn eine Weile überrascht und zweifelnd an,

steckte zuerst ihr Zeigefingerchen in den Mund, zog es dann heraus und deutete schüchtern auf seine hundsledernen Handschuhe: „Die gieb mir.“

Sogleich fing er an, hastig an ihnen zu zerren, brachte sie auch herunter; als er sie aber der Kleinen reichte und sie danach griff, kam ihr Bruder ihr zuvor:

„Wir dürfen nichts annehmen. Du weißt, Annerl, die Mutter will's nicht,“ sagte er sehr sanft und sehr entschieden, und es war ein merkwürdig trauriger Klang in seiner Stimme. „Wir danken Ihnen vielmals, junger Herr; komm Annerl,“ er zog seine Schwester mit sich fort.

Der abgewiesene Wohlthäter sah ihnen verdutzt und bestürzt nach. Dietrich stand auf und half ihm seine Handschuhe wieder anziehen, allein wäre er damit kaum fertig geworden.

„Wie alt bist Du?“ fragte Brand, als die für sie beide sehr schwierige Arbeit zu Stande gebracht war.

„Fünf Jahre.“

„Wie heißest Du?“

Der Taufname des Bübleins war Fritz, sein Familienname der eines österreichischen Grafen- und Fürstengeschlechts.

„Fritz,“ sagte der Rittmeister, „Du hast einen schönen Namen, weißt Du, was das heißt? Weißt Du auch, was es heißt, seinem Namen Ehre machen?“

Der Kleine hob seine prachtvollen, von langen dunklen Wimpern beschatteten Augen zu Brand empor und erwiderte ohne Zögern: „O ja.“

Dietrich verbiß ein Lächeln: „Nun, wenn Du das jetzt schon weißt, dann salutire — das heißt," verbesserte er sich, „dann grüße ich Dich."

Er lüftete den Hut, und der Kleine riß den seinen förmlich herunter, holte weit aus mit der Rechten und machte eine tiefe, respektvolle Verbeugung.

„Der verspricht, der verspricht," dachte Brand: „so jung er ist, kennt er schon das Mitleid und die Ehrfurcht. Beim Mitleid und bei der Ehrfurcht fängt der Mensch an, sehr früh also bei diesem Fritzchen."

Er verließ den Garten und folgte den Kindern, die „nach Armuth rochen."

VII.

Er hatte die kleinen Gestalten bald entdeckt, und bald auch hatte er sie eingeholt. Was war es doch, was ihn unwiderstehlich zu ihnen hinzog? Nicht Theilnahme, nicht sein immer reger Helfedrang allein. Es war mehr; ein tieferes, ein ganz eigenes Interesse, das besonders der Anblick des Knaben in ihm erweckt hatte. Er fragte sich, an wen er ihn mahne, mit seinen aschblonden Haaren, seiner durchsichtigen Haut, seiner Sprechweise, seiner Haltung, in der zwei Gegensätze sich so anmuthig vereinten: Stolz und Schüchternheit.

Die Kinder gingen über die beiden Burgplätze und verschwanden auf dem Kohlmarkt im Thorweg eines alten, stattlichen Hauses, einst das Eigenthum eines großen Herrn, jetzt das eines Pferdehändlers, und vermiethet an allerlei Parteien. Ein Schild mit der Aufschrift: „Madame Amélie“ war unter dem Mittelfenster des ersten Stockes angebracht, und hinter den großen, blanken Spiegelscheiben blühte ein Garten von Hüten und Hauben, quollen aus halb geöffneten Kartons Bäche von Spitzen, Ströme von Gaze und Seidenstoffen hervor.

So wenig Dietrich Brand sich auch um die Berühmtheiten der Damenmodenwelt kümmerte, der Name Amélie Vernon war bis zu ihm gedrungen. Seine Cousinen sagten in einem Tone: „O Madame Vernon! Ja, Madame Vernon!“ der so viel hieß wie: Erhaben über alle Kritik.

Eine solche Großmacht schickt ihre Waaren gewiß nicht durch Kinder aus. Was hatten die armen Beiden hier zu holen oder hierher zu bringen?

Er wollte es wissen und entschloß sich, auf ihre Rückkehr zu warten. Nach einer Viertelstunde erschien klein Annerl wieder und trug ein Weißbrot in der einen und einen Apfel in der anderen Hand. Blaß und müde kam ihr Bruder nach. Brand hielt ihn an und fragte auf gut Glück und in geschäftsmäßigem Tone, ob Madame Vernon zu Hause sei? Ja wohl, die Kinder kamen von ihr, hatten sie eben gesprochen.

„Und das hat sie mir geschenkt,“ sagte Annerl, und hob ihr Weißbrot und ihren Apfel triumphirend in die Höhe.

„Und das darfst Du auch annehmen, die Mutter erlaubt es Dir, Annerl?“

„Ja, das erlaubt die Mutter, und auch Georg erlaubt's.“

„Georg,“ wiederholte Brand. „Dein Bruder, nicht wahr?“ Er legte die Hand auf den kleinen, blauen Capuchon und sagte ziemlich unüberlegt: „Ich wäre froh, wenn ich Dir auch etwas schenken dürfte, Annerl.“

„Nein, nein, dank', wir danken," stieß Georg rasch hervor. Er war bei den Worten Dietrichs roth geworden über das ganze Gesicht bis unter die Haare, und seine Augen leuchteten plötzlich auf.

Jetzt wußte Brand, an wen ihn das Kind vom ersten Moment an erinnert hatte. Vergessene Unvergessene — arme Sophie! Dieses Erröthen, dieses Aufleuchten im Blicke hatten oft sein stilles Entzücken ausgemacht. Die ganze Reinheit, aller Stolz des Mädchens, das er liebte, sprachen aus ihnen. Was ihr das Blut in die Wangen und die Stirne trieb, war nicht Verwirrung, nicht Beschämung, es war ein schmerzliches Staunen, eine leidvolle Entrüstung: „Ich erröthe, ja, aber für Euch!" — Brand sah sie vor sich, wie damals in der peinlichen Stunde, in der der Riß zwischen ihnen entstanden war. . .

„Du heißest Georg Müller, mein lieber Junge," sagte er zu dem Knaben.

Der erschrak und sah ihn voll Mißtrauen an. Wie kam der fremde Mann dazu, nach seinem Namen zu fragen? Er suchte seine Angst hinter einer trotzig abwehrenden Miene zu verbergen, ergriff die Hand seiner Schwester und hastete mit ihr davon.

Brand blickte ihnen nach: Ihre Kinder! ja gewiß — auch das Mädchen hatte Aehnlichkeit mit ihr in den Bewegungen, dem Gang, in der Art und Weise, den Kopf zu tragen. Im Forteilen noch wendete Annerl sich mehrmals um und lächelte den ernsten, alten Herrn an,

vor dem davon zu laufen ihr Bruder sie zwang, und der ihr gar keine Furcht einflößte, o nein, nicht die mindeste!

Ihre Kinder — das waren sie, so hatte er sie gefunden. Die Wirklichkeit übertraf seine traurigsten Befürchtungen. Das scheue Wesen des Knaben, seine Beschäftigung, die Kleidung, das Aussehen der Kleinen. Alles, Alles an ihnen erzählte von Dürftigkeit, von Entbehrung, von einem harten Kampfe um das tägliche Brot.

Dietrich blieb noch eine Weile unter dem Thore stehen. Mit mächtiger Selbstüberwindung rang er die tiefe Gemüthsbewegung nieder, die ihn ergriffen hatte; kein äußeres Zeichen durfte verrathen, was in ihm vorging.

Als ein sehr gelassener, fast übertrieben höflicher Mann betrat er den Modesalon und wurde von Fräulein Julie, einer gut erhaltenen Schönheit, „comme il faut“ bis an die Spitzen ihrer langen, lanzenförmig zugeschnittenen Nägel, würdevoll empfangen. Sie schien befremdet, als er sie bat, fragen zu wollen, ob er die Ehre haben könne, mit Madame Vernon selbst und zwar privatim zu sprechen. Das Fräulein übernahm seine Karte, warf einen Blick darauf — und war elektrisirt.

„Dietrich Brand! Herr Rittmeister Brand . . .“

„Nein, mein Fräulein, Brand kurzweg; ich habe meinen Militär-Charakter abgelegt.“

Aber das wußte Fräulein Julie besser. Ablegen, einen solchen Charakter? Als ob man das könnte! Nie! O, sie hatte die Gnade, den Herrn Rittmeister zu kennen, hatte so viel von ihm gehört. O, und wer nicht? Und

einige ihrer Verwandten hatten die Gnade gehabt, unter ihm zu dienen. Und nun wollte sie die Gnade haben, ihn der gnädigen Frau zu melden. Einen solchen Besuch werde sie sicherlich empfangen, wenn auch sonst keinen andern, denn die gnädige Frau sei heute nervos.

Sie enteilte, und Brand ließ ein mißbilligendes: „Hm, hm, nervos" vernehmen, worauf ihn einige der Magazins-Damen verstohlen anguckten. Andere kicherten vor sich hin, und ein lustiges Ding von einer Modistin, das eben einer ältlichen Kundin einen sehr jugendlichen Hut anprobirte, rang mit einem Lachkrampfe.

Nach kurzer Zeit war Fräulein Julie wieder da und ersuchte den Herrn Rittmeister, die Gnade zu haben, ihr zu Madame Vernon zu folgen. Sie geleitete ihn durch eine Reihe von Ateliers und Salons und verabschiedete sich mit einem wundervollen Knix, in den sie ihre ganze Seele legte, an der Thür des Boudoirs der Gebieterin.

VIII.

Das war ein Schmuckkästchen. Die Wände mit hellblauem Seidenstoff verkleidet, die Möbel mit demselben Stoffe überzogen, Tische, Tischchen, Etagèren von den verschiedensten Formen, mit theils sehr kostbaren Nippesgegenständen besetzt, ein großer Ankleidespiegel mit vergoldetem Gestell, und mitten in all' der Pracht die berühmte, geniale, viel umworbene Madame Amélie. Sie war schön und geschmackvoll angethan in einem spitzenbesetzten Schlafrock aus Atlas, der wie die Abendröthe schimmerte und eine zwei Meter lange Schleppe hatte. Der Anzug war ein Kunstwerk und machte so schlank als möglich; aber auch den höchsten Toilettenkünsten sind die Wege gewiesen; Anmuth konnten sie der vierschrötigen Gestalt nicht verleihen, die sich beim Eintreten Brand's von dem Ruhebette erhob. Der Kopf Madame Amélie's saß auf kräftigem Nacken und trug eine Fülle stark angegrauter Haare. Die gewellte, gelockte Frisur erinnerte in ihrem künstlichen, architektonischen Aufbau an die der römischen Kaiserinnen. Das Gesicht hatte einen ausgesprochenen Neger-Typus, aber die Augen waren schön

und intelligent. Leider befanden sie und auch die Nase sich eben in einem Zustande, der nicht gleich errathen ließ, ob die Dame geweint hatte oder an Schnupfen litt.

Als Dietrich eintrat, rieb sie sich eben die Schläfen mit weißer Mattei'scher Elektrizität. Auf einem Tischchen neben ihr befanden sich allerlei Riechmittel; in einer mit heißem Wasser gefüllten Achatschale verdampften einige Tropfen Fichtennadelextrakt.

Brand dankte in seiner ritterlichen Weise für die Gunst, die Madame Vernon ihm erwies, ihn trotz ihres Unwohlseins zu empfangen. Er wollte ihre Güte nicht mißbrauchen, sie nicht lang in Anspruch nehmen; er kam nur, um sich von ihr Auskunft zu erbitten über die beiden Kinder, die eben bei ihr gewesen waren. Nicht Neugier leite ihn, sondern ein ernstes Interesse, dessen Grund er ihr, wenn sie es gestatte, ein nächstes Mal darlegen werde.

Madame Amélie versicherte ihn, daß sie bei einem Manne „de sa trempe" nur die edelsten Absichten voraussetze, zögerte aber doch mit der Antwort, als er nach dem Familiennamen der Kleinen fragte.

„Fürchten Sie nicht, ein Geheimniß zu verrathen," sagte er und faßte sie scharf ins Auge. „Es sind die Kinder des Majors von Müller."

Sie widersprach nicht.

„Eines meiner besten Freunde und einstigen Kameraden," fuhr er fort, „der vor drei Jahren in seiner Vaterstadt Klausenburg gestorben ist. Ein nur zu edler und großmüthiger Mensch."

„Certainement," fiel die Französin ein, „so großmüthig für Andere, daß die Seinen in der gêne zurückblieben."

„Gêne?" wiederholte Brand mit qualvoll gepreßter Stimme. „Was ich eben gesehen habe, ist schlimmer als gêne. Diese Kinder sind schlecht genährt, schlecht gekleidet, sie darben."

„Nun, jetzt eigentlich nicht mehr," meinte Madame Vernon und widerstand nicht länger der Versuchung, „Monsieur Brand," der ein so „noble cœur" war und so tiefe Theilnahme für die Hinterbliebenen seines Freundes hatte, die ganze Wahrheit zu sagen, und bei dieser Gelegenheit sich selbst in schönem Lichte zu zeigen.

Dietrich erfuhr nun Alles.

In der langen Krankheit des Majors waren die Reste des Vermögens aufgebraucht und leider sogar einige Schulden gemacht worden. Sophie mußte ihre Pension für Jahre hinaus verpfänden, um die dringendsten Gläubiger zu befriedigen. Sie wäre dem Elend preisgegeben gewesen, ohne ihr außergewöhnliches, dem der großen Wiener Modistin congeniales Talent. Mit ihren „doigts de fée" gewann sie den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder. Kärglich, wie sich von selbst versteht, „mon Dieu, en province!" bis eine Verwandte Madame Amélie's und Gattin eines österreichischen Oberstleutnants nach Klausenburg kam, dort erst die Werke Frau von Müller's, dann sie selbst kennen lernte und eine begeisterte Freundschaft und Bewunderung für sie faßte.

„Unglück und Talent, quels titres auf unsere Theilnahme, Monsieur," sprach die Modistin mit einer pathetischen Gebärde.

Die Frau Oberstleutnant brauchte nur einige Proben der Kunstfertigkeit Sophie Müller's an Madame Vernon zu schicken, um ihr Mitgefühl für die arme Wittwe zu erwecken. Amélie hatte ihr sogleich geschrieben und sie eingeladen, nach Wien zu kommen. Seit einem halben Jahre war sie da, stellte ihre Begabung und ihren Fleiß ausschließlich in den Dienst des Hauses Vernon und dürfte keinen Grund haben, es zu bereuen. Sie wurde besoldet wie keine zweite. Ihre Verhältnisse müssen sich jetzt schon gebessert haben.

„Müssen sich? Sie wissen nichts Genaues darüber?" fragte Brand.

„Das nicht. Frau von Müller spricht nie von sich. Sie ist sehr stolz, sehr zurückhaltend."

„Jawohl, sehr stolz." Er beugte sich vor auf dem niederen Fauteuil, den Madame Amélie ihm angewiesen hatte, und wieder mußte sie den forschenden Blick seiner ernsten, grundehrlichen Augen eine ganze Weile hindurch aushalten und that es mit der Unbefangenheit eines vortrefflichen Gewissens. Plötzlich gab sie ihrem Kopfe einen kleinen Ruck, ein muthwilliges Lächeln glitt verschönernd über ihr derbes Gesicht, und sie sprach:

„Ja, ja, Monsieur, ich bin eine gute und brave personne, man kann auf mich zählen."

Brand verneigte sich: „Gut und brav, ich bin über-

zeugt. Aber außerdem auch Gedankenleserin. Ich bewundere. Eine echte Künstlerin freilich hat immer etwas Divinatorisches."

„O Monsieur!" Ihre Augen glänzten vor Freude über diese Schmeichelei: „Vous êtes aussi aimable que célèbre."

Er lehnte ab; „loben sie mich nicht. Ich habe große Schwächen."

„Zum Beispiel?"

„Unter Anderem eine gewisse Schwäche für Damen-Mode-Artikel," erwiderte er scherzend. „Ich wäre zum Beispiel neugierig, die Putzgegenstände zu sehen, die Frau Major Sophie von Müller Ihnen eben geschickt hat. Ich möchte diese Putzgegenstände sogar an mich bringen."

Amélie war erstaunt: „Sind Sie verheirathet?"

„Nicht im Geringsten. Aber ich habe Cousinen und sogar Nichten" . . .

„Die Brand heißen?" Beinahe wäre der Zusatz: „Brand tout court?" ihr entwischt, doch verschluckte sie ihn noch rechtzeitig.

„Brand und anders," erwiderte Dietrich.

„Anders?" Sie war auf einmal merkwürdig kühl geworden, sie bedauerte, auch nicht über ein Stück im Magazin verfügen zu können, der Bedarf war so groß, der Vorrath so klein, man mußte doch einige Auswahl haben für die älteren, werthen Kunden.

„Ich würde höhere Preise bezahlen als Ihre ältesten, wertheften Kunden," sagte Dietrich langsam, nachdrücklich, aber auffallend sanft und fast liebreich.

„Bedaure. Ich habe eine große Verehrung für Herrn Rittmeister Brand, aber seine Nichten müssen warten."

Da ergriff er ihre kleine, harte, bräunliche Hand und führte sie rasch an seine Lippen: „Respekt vor Ihnen Madame! Ihr Verdacht ist ganz unbegründet — Ihre brave Gesinnung steht wie ein Fels. Ich sehe voraus, daß sich eine gute Freundschaft zwischen uns bilden wird."

Entzückt über seinen Handkuß, aber doch noch etwas unsicher, bat Amélie, ihr zu verzeihen, wenn sie ihm Unrecht gethan habe.

„Ich verzeihe jeder Frau jeden, auch den schnödesten Verdacht gegen jeden Mann in dem einen Punkte," entgegnete er. „Wir verdienen es nicht besser — im Allgemeinen."

Seine Worte wirkten wie ein Petroleumguß in glimmendes Feuer. Sie richtete sich auf, sie rückte näher zu ihm und brach flammend und hochathmend in einen Hymnus des Lobes aus. Rittmeister Brand war mehr als liebenswürdig und berühmt, er war einzig. Er kannte sein Geschlecht. O, und sie ebenfalls, wenn auch nur in einem Exemplar, in dem freilich die Fehlerhaftigkeit de tout le genre masculin vertreten war. O, wenn er ahnen könnte! wenn er wüßte . . .

Ein diskretes Klopfen an der Thür unterbrach sie.

Fräulein Julie zeigte sich, sie trug einen Karton unter dem Arme und meldete, die Fürstin A. habe sich für den Nachmittag ansagen lassen, und da mußte Madame doch bestimmen, ob die heutige Sendung Sophie Müller's

sogleich oder erst zuletzt vorgezeigt werden solle. Mit zierlichst gerundeten Handbewegungen entnahm sie dem eleganten Behältnisse nach einander vier Hüte und stellte sie auf Haubenstöckchen vor die Gebieterin hin:

Nein, das waren wieder Sachen! Sachen! Nicht eines dieser „Huterln" würde auch nur einen Tag alt werden im Salon. Die Fürstin A. würde gewiß zwei Stück nehmen und Prinzessin B. die andern zwei; sie waren wie geboren für die beiden Damen, und nur auf ihren Häuptern wollte Fräulein Julie sie sehen. Der Baronin C. dürften sie gar nicht vor Augen kommen, die kauft sonst den wirklichen Damen alle vier auf einmal weg.

Amélie prüfte jeden einzelnen Hut genau: „Ja, Madame Müller ist erstaunlich, sie übertrifft sich bei jeder neuen Leistung. Was für Ideen sie hat! Sehen Sie nur, Mr. Brand, wie die Aigrette auf diesem Spitzenhut placirt ist. Welche Grazie und welcher Geschmack in der Wahl der Farben, eine hebt die andere, und keine schlägt die andere. Den Hut verkaufen wir als Modell."

„So schön! so schön!" fiel Julie ein, „und diese Nettigkeit! Alles wie aus dem Ei geschält."

Brand blieb stumm und betrachtete die Hüte mit tief innerlichster Rührung. Dieses schimmernde, phantastische, kostbare Zeug hat der Mangel geschaffen, die Armuth hat es gemacht für den übermüthigsten Luxus. Die Schönheit dieses Zeuges ist wie Hauch, einige Regentropfen vernichten sie. Und dafür den Schlaf der Nächte, das Licht der Augen . . . Dafür!

Wieder wurde geklopft und angezeigt, daß der Wagen der Fürstin vorgefahren sei. Fräulein Julie raffte hastig ihre Waaren zusammen und eilte in den Salon.

Madame Amélie und Brand waren zugleich aufgestanden. Er verabschiedete sich sehr bewegt und sagte: „Der Wittwe meines Freundes muß geholfen werden. Helfen Sie mir helfen. Ueber das Wie müssen wir uns berathen. Wann darf ich wiederkommen?"

„Kommen Sie morgen," sprach sie huldvoll.

IX.

Am selben Nachmittage lief Peter zu seiner Magdalena hinüber. Er hatte es sehr eilig, blieb aber doch einen Augenblick in Bewunderung vor dem breiten „hauchrein" geputzten Auslagefenster des Ladens stehen. Wie köstlich sah der heute wieder aus, in seinem Reisig- und Blumenschmuck! Ein zierliches Gärtlein, in dem Schinken, geräucherte Zungen und Fische und allerhand Pasteten wuchsen. Auf der Marmorplatte im Fenster erhoben sich zwischen üppigen Hortensienstöcken die appetitlichsten Wurstpyramiden, schimmerten rothe und gelbe Aspicrotunden. Hinter der frischlackirten Tafel, neben der großen Wage, deren Schüsseln wie Gold glänzten, prangte sie, die Herrin, in ihrem unverwüstlich jugendlichen Flor. Ihr Häubchen schien mit Schneeflocken garnirt, ihr kurzärmeliges Kleid und ihre Wangen hatten dieselbe Centifolienrosenfarbe. Der Latz der weißen, mit einem Spitzenstreifen besetzten Schürze bedeckte die mächtige Brust, warf nicht eine Falte, hatte nicht das kleinste Flecklein. Frau Magdalena zerlegte eben mit spielender Meisterschaft ein junges, fettes Huhn.

Ein Herr, der vorüberging, warf einen Blick in den Laden, lächelte und sagte: „Zum Hineinbeißen!"

Peter sah ihn unwirsch an; er wußte nicht, ob das Huhn gemeint sei oder die Frau, rasch trat er ein und befahl ihr, verdrießlich wie Einer, der gerade einen kleinen Anfall von Eifersucht gehabt hat, das Huhn auf einem Teller anzurichten.

„Das thu' ich ohnehin", sagte sie, „es gehört für den Hofrath im zweiten Stock."

Peter schüttelte den Kopf: „Wird nicht gehen; dem Hofrath gibst ein anderes, das da nehm' ich gleich mit für meinen Herrn Rittmeister, der heute vergessen hat, ins Gasthaus zu gehen."

„Was? Vergessen! Der was vergessen, das ist ja wie wenn die Uhr am Stephansthurm stehen geblieben wär." Sie hatte das Huhn schon auf ein Schüsselchen gelegt, umgab es mit Rauten aus Aspic, verzierte es geschmackvoll mit kleinen Bouquets aus Petersilie, stellte das Ganze auf eine vor Neuheit schimmernde Serviette und hielt ihrem Manne die zusammengefalteten Enden hin. Statt diese zu ergreifen, trat Peter hinter die Pudel, gab der Gemahlin einen nachdrücklichen Kuß auf die Lippen, einen zweiten mitten in die blonden Löckchen hinein, die sich ihr übermüthig im Nacken kräuselten, und dachte: Teufel, Teufel, ich hab' das Frauenzimmer alle Tage lieber!

„Wieso hat er denn vergessen ins Gasthaus zu gehen?"

Ja, Peter würde es sagen, wenn er's wüßte. Der Herr kam nach Hause um eine halbe Stunde früher als sonst und: „Ich seh' ihm's gleich an, daß er noch nicht gespeist hat."

„Was Du ihm nicht Alles ansiehst!"

„Natürlich, was ich ihm nicht Alles ansieh'. Auch gleich, daß er nicht zugeben will, daß er vergessen hat, und wie ich sag': „Haben denn gespeist?" sagt er: „Esse heute nicht; bring' Thee und Cigarretten. Den Speisezettel kenn' ich von damals, wo er verliebt gewesen ist. Ich hab' aber immer etwas dazu gegeben, und er hat's hinunter geschlungen in der Zerstreutheit."

Peter lief davon, und seine Frau rief ihm nach: „Du, zum Hinunterschlingen hätt's ein mageres Hendel auch gethan. Verliebt, der alte Brand?" Es kam ihr unglaublich lächerlich vor. Aber, dachte sie, so übel wär's am End' nicht, vielleicht thät' er sich dann weniger hineinmischen in der Erziehung von meinem Peterl.

Und wirklich kümmerte sich Brand in den nächsten Tagen ein bißchen weniger um Peterl's physisches und moralisches Wohlergehen. Seine Gedanken waren augenscheinlich von etwas Bezwingendem erfüllt, das ihn manchmal erheiternd, manchmal betrübend, immer aber völlig in Anspruch nahm. Er machte auch sehr oft Besuche, zu denen er sich aufs Feinste kleidete. Peter war nicht der Mann, der seinem Herrn nachspürte, zur Spionage erniedrigte er sich nicht, aber seines Verstandes, seines Scharfsinns konnte er sich nicht entäußern, die Fähigkeit, richtige Schlüsse zu ziehen, konnte er nicht plötzlich los werden. An dem Tage, an dem er mit einem prachtvollen Bouquet zu Madame Amélie geschickt wurde, wußte er Alles.

Daß es eine marchande de modes war, kränkte ihn tief, das sagte er nicht einmal seiner Magdalena.

Der Verdacht Peter Peters' war nicht unbegründet; sein Herr ging wirklich auf Eroberung aus. Aber nicht Liebe wollte er gewinnen, sondern Vertrauen, und errang es auch in einem Maße, das seine Erwartungen und sogar seine Wünsche überstieg. Madame Amélie machte ihn mit ihrem Lebenslauf bekannt und schüttete ihr ganzes, übervolles Herz vor ihm aus.

Sie stammte aus einer guten Pariser Familie, hatte in früher Jugend ihre Eltern und später dann durch die Unredlichkeit eines Verwandten ihr Vermögen verloren. Eine alte, alleinstehende Tante, Madame Justine Vernon, die in Wien ein einträgliches Modengeschäft führte, erbarmte sich ihrer Verlassenheit und nahm sie zu sich. Und nun kam das Talent zur Entfaltung, dem Amélie ihre späteren Erfolge verdanken sollte. Ein Talent, das sie, genau wie diese liebe Madame Müller, ahnungslos besessen hatte, bis äußere Verhältnisse die schlummernde Gottesgabe in ihr weckten. Sehr bald zeigte sich, daß die Thätigkeit, die ihr aufgezwungen worden, eine ihren Anlagen und Fähigkeiten völlig zusagende war. Sie ging aber auch in ihr auf. Sie trat nach dem Tode Madame Vernons an die Spitze des Hauses, erweiterte das Geschäft zu einer Putzwaaren- und Konfektionshandlung, erwarb einen Wohlstand, der an Reichthum grenzte, und nahm eine Stellung ein, wie noch nie eine Modistin vor ihr. An Bewerbern hatte es ihr natürlich

nicht gefehlt: „Die Männer sind so geldgierig und immer bereit, sich zu verkaufen."

„Auf den Sklavenmarkt mit dieser Männer-Ausschußwaare!" murmelte Brand.

Aber Amélie Vernon dachte nicht daran, ihre Freiheit aufzugeben; sie war stolz auf ihre jungfräuliche Unabhängigkeit und bewahrte sie bis zu ihrem vierzigsten Jahre. Dann war das Verhängniß hereingebrochen mit dem Tode des alten und mit der Aufnahme des neuen Buchhalters, eines glänzend empfohlenen, jungen Menschen. Tüchtig in seinem Fache, verläßlich in Geldsachen, solid und rangirt, hieß es, und das glaubte Madame Amélie; aber auch hübsch, liebenswürdig, bezaubernd, und das sah Madame Amélie. Ach! der schöne Buchhalter spielte sich auf den schmachtenden Troubadour, und sie gab seinen Schwüren, seinem Flehen, seinen Thränen nach und erhob ihn zum Chef des Hauses und zu ihrem Gatten.

„Vor zwei Jahren, Monsieur. Ja! die Monate, die Wochen und Tage, die seitdem vergangen sind, kann ich zählen — die infidélités, die Édouard an mir begangen hat, nicht. Er betrügt mich wie ein Franzose, Ihr biederer Oesterreicher!" rief sie und sah Dietrich so feindselig an, als ob er ein Mitschuldiger ihres Ungetreuen wäre. O der Quäler! Wie sie ihn liebte, ihn haßte, ihm fluchen und ihn vertheidigen mußte in einem Athem, denn — war er schlecht, die Frauen waren schlechter. Sie stellten ihm nach, er konnte sich nicht retten vor ihnen. Damen, „de vraies dames" schickten ihm

Bouquets. „Pauvre chéri!“ aber ein — „fier misérable!“ Heuchlerisch, gewissenlos und von einer Eitelkeit! . . . Wenn eine Frau gleichgültig an ihm vorbeigeht, fühlt er sich von ihr insultirt und nimmt sie en grippe. So z. B. Madame Müller.“

„Frau Major von Müller?“ Brand mußte sich fest anklammern an die Lehnen seines Fauteuils, um nicht in die Höhe zu fahren: „Dieser . . . Herr wird doch nicht wagen“ . . . Er hielt inne, vollbrachte ein Meisterstück der Selbstbeherrschung und fragte gelassen und kühl: „Sie kommt zu ihnen? Wann? Wie oft?“

Nun, früher, als sie ihrer Sache noch nicht ganz sicher war, kam sie allwöchentlich. Sie hatte die Bestellungen selbst abgeliefert und das Urtheil und die Rathschläge der Meisterin erbeten. Derer bedurfte sie jetzt nicht mehr und fand sich nur noch an jedem Letzten des Monats zur Abrechnung bei der Prinzipalin ein; zwischen Elf und Zwölf, die Stunde, in der der Chef im Bureau festgehalten ist. Höchst seltsam, aber — sie hat für ihn etwas Abstoßendes: „Was für eine steifleinene Person hast Du da aufgegabelt?“ fragte er schon mehrmals. Die Majorin scheint bemerkt zu haben, daß sie ihm mißfällt, sie vermeidet, ihm zu begegnen, betritt die Ateliers nicht mehr, sondern kommt über die Seitentreppe direkt in den Privatsalon Amélies.

„So — weil sie ihm mißfällt? Das ist merkwürdig. Sie muß sich sehr geändert haben, wenn sie irgend Jemandem mißfallen kann.“

„Mir nicht, o mir nicht," versicherte Amélie, „für mich hat sie etwas sehr Anziehendes, einen außerordentlichen charme. Und ihre Kinder sind entzückend, besonders der kleine Junge. Ich lasse ihn immer rufen, wenn er die Arbeiten seiner Mutter abliefern und Material zu neuen Arbeiten holen kommt. Er hat so touchante Augen. Um diesen Schatz beneide ich Madame Müller. O, wenn der Himmel mir Kinderchen mit so touchanten Augen schenken wollte!"

Brand wartete ihr mit einer guten Lehre auf: „Den besten Trost für den Mangel an eigenen Kindern findet man in der Liebe zu denen der Anderen. Schließen Sie fremde Kinder ans Herz, Madame. Was mich betrifft, ich beabsichtige mich der Kinder meines verstorbenen Freundes anzunehmen. Zu dem Ende will ich sie aufsuchen, muß demnach wissen, wo sie wohnen, und bitte Sie, mir ihre Adresse mitzutheilen."

Die war: VII. Bezirk, Berggasse Nr. 19, Erster Stock, Thür 6½. Aber hingehen? Amélie widerrieth es ihm. Sie hatte schon mehrmals bemerkt, wie vorsichtig Frau von Müller jedem Zusammentreffen mit Bekannten aus früheren, besseren Tagen auswich. Sehr begreiflich das, wenn man so viel Charakter hat, so viel Stolz. Weder die Neugier noch das Mitleid sollen Einblick nehmen in ihre traurigen Verhältnisse. „Etwas gebessert haben sie sich übrigens schon. Madame Müller verrichtet nicht mehr alle Hausarbeit selbst, ihre Zeit ist kostbar geworden, ihre kunstreichen Hände brauchen Schonung; sie hat eine Magd aufgenommen."

„Etwas gebessert haben sich die Verhältnisse der Frau Major, sagen Sie, Madame. Das ist zu wenig," versetzte Brand, „sie müssen gut werden. Wir wollen dafür sorgen, wir Zwei. Sie haben mir Ihr Vertrauen geschenkt, Sie werden das meine nicht täuschen. Ich rechne auf Ihren Takt, Ihre Feinfühligkeit."

„Feinfühligkeit? das ist Delicatesse? O, Sie können auf die meine zählen."

Dietrich nahm ein Couvert aus seiner Tasche und legte es auf das Tischchen, auf dem heute eine blaue Matteische Elektrizität stand. „Erweisen Sie eine Wohlthat, Madame, unter dem Scheine eines entrichteten Honorars. Wenn Sie sagen: ‚ich habe alle Hüte, die Sie mir neulich geschickt haben, als Pariser Modelle verkauft und betheilige Sie mit fünfzig Prozent am Reingewinne', das müßte doch eine hübsche Summe ausmachen. Nicht?"

Amélie zog die Augenbranen in die Höhe. „O, Monsieur, so viel wie allgemein angenommen wird, kommt bei unserem Geschäfte nicht heraus. Doch will ich Mittel finden, Madame Müller glauben zu machen, daß wir eben jetzt, die Saison ist ja sehr günstig, ungewöhnlich hohe Preise für unsere Arbeiten fordern konnten."

„Thun Sie das, Madame," sprach Brand mit großer Wärme. „Geben Sie mir meine Seelenruhe wieder; der Gedanke an die Kinder meines verstorbenen Kameraden läßt mich nicht schlafen."

X.

Brand ging in gedrückter Stimmung und mit sich selbst unzufrieden heim. Es mißfiel ihm, daß er eine Freundschaft für den seligen Major von Müller heuchelte, von der sein Herz nie etwas gewußt. Warum? Weil ihm der brave Mann, der genau das gethan hatte, was Dietrich hätte thun sollen, ein lebender Vorwurf war.

„Verzeih mir, Major," sagte Brand unwillkürlich laut und trat in seiner Benommenheit einem dürftig gekleideten, schmalen, schüchternen Herrn, der bescheiden an ihm vorüberhuschte, auf den Fuß. Der Herr grüßte und — entschuldigte sich. Für einen Major gehalten zu werden, schmeichelte ihm; denn er war nur ein ganz kleiner Beamter.

„Verzeihung," wiederholte Dietrich, zog den Hut und dachte: Demüthiges Menschlein, wenn Du wüßtest, wie klein ich mich fühle!

Sein Elend und seine Qual mußten ein Ende nehmen; er faßte einen großen Entschluß. Wenn er auch nicht wagen durfte, Frau von Müller zu besuchen, sehen mußte er sie. Morgen ist der letzte April, da tritt sie

ihre Wanderung zu der Brotgeberin an, da will er sie erwarten vor ihrem Hause, will ihr folgen, vorerst unbemerkt. Wer weiß, vielleicht zeigt der Zufall sich günstig und bietet Brand Gelegenheit, sich ihr vorzustellen.

Er schlief wenig in dieser Nacht, verfiel erst gegen Morgen in einen unerquicklichen, durch wirre Träume gestörten Schlummer. Als er erwachte, war es fünf Uhr, und aus grauen Wolken, die den ganzen Himmel bedeckten, strömte dichter Regen nieder. Nach dem Frühstück ging Dietrich in die Wohnung hinüber, die er für das Ehepaar Peters' im dritten Stock des Hauses gemiethet hatte, in dem das Geschäft Magdalenas sich befand. Er kam gerade zurecht zum Bade seines Täuflings, und Frau Peter's erschrak nicht wenig, als sie ihn erblickte; denn das war die Gelegenheit, bei der Dietrich mit Ermahnungen am Wenigsten sparte und so oft gesagt hatte, daß es ihr schon „auf die Nerven" ging:

„Ja, meine Liebe, das Baden eines kleinen Kindes ist keine leichte Sache. Ich habe darüber in ganz vortrefflichen Büchern gelesen und auch gesprochen mit Widerhofer, Auchenthaler und Monti."

Heute kein Wort, nicht einmal ein recht aufmerksames Zusehen, und als die Uhr Neun schlug, nahm er seinen Hut (seinen schönsten Cylinder — bei dem Wetter) und ging und vergaß den Regenschirm. Zum Glück bemerkte Frau Peters' es gleich und schickte ihm den Unentbehrlichen nach und dachte bei sich mit aufrichtigem Bedauern: „Der ist wirklich verliebt, und fest, der arme Alte!"

Es hatte ihn auf einmal gepackt: Vielleicht kommt sie heute früher als gewöhnlich zu Madame Vernon. Warum sie das thun sollte, da sie doch einen bestimmten Grund hat, zu keiner anderen Stunde als zwischen Elf und Zwölf zu kommen, wußte Brand nicht und konnte es nicht wissen. Aber möglich war's ja doch, und wenn ein vernünftiger Mensch eine Möglichkeit einmal angenommen hat, dann richtet er sich auch nach ihr ein.

Er war ein guter Geher und erreichte in erstaunlich kurzer Zeit sein Ziel, die lange Berggasse. Sie machte ihrem Namen Ehre und stieg ziemlich steil in die Höhe. Zwischen ihren alten, niedrigen Häusern ragten hie und da neue, thurmartige Zinskasernen in den Himmel und raubten seinen Anblick ihrem armen Gegenüber und waren trotz ihres unverschämt protzigen Aussehens doch nur Wohnstätten der Armuth und der Noth.

Auch Nummer 19 hatte solch' ein lichtraubendes vis-à-vis und schien aus Ehrfurcht vor ihm halb in die Kniee gesunken. Brand trat durch das schiefe Thor in einen elend gepflasterten Hof, der ein schmales, unregelmäßiges Viereck bildete. Rings um die zwei Geschosse liefen offene Gänge mit Geländern aus verbogenen Eisenstäben. Die Fenster waren klein und in defektem Zustande. Im Hofe unter einem Vordach über dem Eingang, der zu der Hausmeisterwohnung führte, beschäftigte sich ein derbes Weib mit dem Reinigen des Küchengeräthes und wurde dabei von einer Schar von Hühnern umgackert und von zwei Katzen umschmeichelt. Auf einem

leeren Fasse saß ein schwarzer Kater; und ein kleines, steinaltes, kaffeebraunes Thierchen, mit weißen Pfoten und langen, flatternden Ohren, das beim Anblicke Brand's eine Art Gebell erhob, mußte man erst eine Weile betrachten, um zu erkennen, daß es zum Hundegeschlecht gehörte.

Die Hausmeisterin musterte den durch das Hündlein Angekündigten vom Kopf bis zu den Füßen und fragte unfreundlich: „Was wünschen's denn?"

Auf einem Gang des ersten Geschosses war eine alte Frau mit zerzausten Haaren und mit einer Brille auf der Nase, in einen fettigen Schlafrock gekleidet, erschienen, hatte sich ängstlich umgesehen, einen kleinen zerfetzten Teppich auf das Geländer gelegt, und angefangen, ihn so leise als möglich auszuklopfen.

Aber die Hausmeisterin bemerkte die geplante Unthat sogleich und hemmte ihre Fortsetzung durch energische, mit Schimpfworten reichlich gespickte Einsprache. Die erschrockene Alte raffte ihren Teppich zusammen und verschwand in der Thür, aus der sie getreten war.

Diesen Zwischenfall benutzte Brand, um sich aus dem Hause und aus der Nähe seiner groben Beherrscherin zu stehlen. Diese Person nach Sophie Müller zu fragen, widerte ihn an. Diese Person schien ihm so recht fähig, alle möglichen infamen Schlüsse aus der einfachen Erkundigung zu ziehen: „Wohnt hier Frau Major von Müller, und ist sie zu Hause?"

Nein, er wollte nicht fragen, er wollte warten; ge-

duldig, mehr als geduldig, mit dem Wunsche sogar, sie möge noch nicht kommen. Ihr Anblick wird ihm eine große Gemüthsbewegung verursachen. Er hatte sich das kaum eingestanden, als er sich auch sofort ins Gebet nahm. Und was weiter? Hat er eine feige Scheu vor Gemüthsbewegungen? Ist es so weit mit ihm gekommen in dem Schlaraffenleben, das er führt, und vergißt er vor lauter Erziehen an Anderen die Erziehung seiner selbst? Gemüthsbewegung, ja — es wird eine sein, und er wird sie aushalten.

Nach langem Auf- und Abgehen blieb er in der Nähe des Thores stehen. Unaufhörlich strömte der Regen nieder, Brand nahm sich unter den acht Wasserfäden, die von seinem Schirm herunterliefen, wie ein steinerner Wassergott aus. Es wurde halb Elf. Sie kommt nicht, das Wetter ist zu schlecht, dachte er und — wartete weiter, obwohl er recht gut merkte, daß er schon die Aufmerksamkeit einiger Schuhmacher erregt hatte, die an einem Fenster des gegenüber liegenden Hauses arbeiteten.

Zu jeder anderen Zeit würde er hingegangen sein und die jungen Leute gefragt haben, was sie zu gaffen und zu kichern hätten? Ob die Beobachtung der Passanten oder das Verfertigen von Schuhen ihre Pflicht und ihr Geschäft sei? Jetzt aber ließ er die Tröpfe ungehindert in dem Pfuhl ihrer Nichtsnutzigkeit versinken und blieb auf seinem Posten, bis die Uhr des nächsten Kirchthurms Elf schlug und der letzte Schein von Hoffnung, der noch in ihm glimmte, erlosch.

Und gerade in dem Augenblick, in dem er jede Hoffnung aufgegeben hatte, wurde sie erfüllt. Er war noch einige Schritte hinauf bis an das Thor von Nummer 21 gegangen, da war ihm, als ob er zurückgezogen würde an unsichtbaren, aber starken Fäden. Etwas Geheimnißvolles, nie Empfundenes zwang, ja zwang ihn, sich umzuwenden.

Da trat sie aus dem Hause. Er erkannte sie sogleich. Wie zögernd blieb sie ein paar Sekunden vor dem kleinen Wasserreservoir stehen, das sich zwischen der Schwelle und dem Trottoir gebildet hatte, sah zum trostlos grauen Himmel hinauf, öffnete rasch ihren Schirm, hob sich auf die Fußspitzen und schritt eilig und entschlossen des Weges.

Brand folgte ihr anfangs aus einiger Entfernung, dann wagte er sich näher heran, ging auf die andere Seite der Gasse, ging ihr vor, sah ihr ins Gesicht. Sie trug einen kleinen, schwarzen Schleier, hielt die Augen aufmerksam auf das Pflaster gerichtet und suchte die Steine aus, auf welche sie ihre schlanken, schmalen Füße setzte. Sie hatte ihren leichten und entschlossenen Gang, die anmuthig aufrechte Haltung behalten, die ihm so deutlich in der Erinnerung geblieben waren. Sie sah wie ein junges Mädchen aus, und fein und elegant in ihren alten Kleidern. O wie alt, wie abgetragen!

Brand verlangsamte seine Schritte und ging wieder hinter ihr her; und als ein Lümmel, der ihr entgegen kam, sie beinahe vom Trottoir gestoßen hätte, schob er ihn zur Seite mit solchem Nachdruck und so aggressiver

Miene, daß der Mensch ein „Pardon“ stammelte und sich davon machte.

Sie waren am Ziele. Frau von Müller lief mehr als sie ging ins Haus, und Brand dachte daran, heim zu gehen. Aber er that es nicht, er brachte sich nicht fort. Er hatte ja die Möglichkeit, sie noch einmal zu sehen, ihr noch einmal zu folgen, sie vielleicht noch einmal in Schutz zu nehmen vor irgend einem Lümmel und sich dann ein Wort des Dankes von ihr zu verdienen . . . . Daß sie doch in eine große Gefahr gerathen möchte, daß er ihr Leben um den Preis seines eigenen retten und ihr sterbend sagen könnte: „Frau von Müller, jetzt sind wir quitt.“

Sie war nicht die breite Treppe zum ersten Stockwerk hinaufgestiegen, die links in die Salons führte, sondern die Seitentreppe rechts, über die man zur Privatwohnung Madame Amélies gelangte. Brand hatte sich in den Hof zurückgezogen und beobachtete von dort aus, was unter dem Thorwege vorging. Nach kaum zehn Minuten kam Sophie die kleine Treppe wieder herab. Ihre Wangen waren leicht geröthet, ein heller Ausdruck von Freude verklärte ihr Gesicht. Die angenehme Ueberraschung, die Brand ihr zugedacht, war gelungen; Madame Amélie hatte ihre Sache gut gemacht.

Mit großer Raschheit eilte Frau von Müller vorwärts und wäre beinahe an einen großen, breiten, nach der neuesten Mode gekleideten Herrn angeprallt, der plötzlich und ebenfalls sehr rasch aus der Thür der gegenüber liegenden Treppe getreten war. Brand erkannte in ihm

das Urbild der vielen Porträts, die das Zimmer seiner Gattin schmückten, den Chef des Hauses, Herrn Eduard Weiß. Das waren seine impertinent blauen, vorstehenden Augen, seine üppigen Backenbärte, die schwellenden Lippen, die — um mit Amélie zu sprechen — unter dem blonden Schnurrbart hervorblinkten, wie rother Mohn aus dem Weizenfelde.

Er lachte laut auf über den Schrecken, mit dem Sophie vor ihm zurückgefahren war, und sprach, ohne den Hut zu rücken: „Seh'n Sie, da haben Sie's. Zur Strafe, daß Sie immer vor mir davonlaufen, wirft Sie der Zufall in meine Arme."

Sie wendete sich und eilte dem Ausgang zu; Eduard vertrat ihr den Weg:

„Nein, nein, Sie bleiben! Warum so scheu? Hab' ich Sie beleidigt, oder fürchten Sie, daß ich Ihnen gefährlich werden könnte? Wenn das wäre, schöne Frau, wenn ich das hoffen dürfte" . . .

Zärtlich, mit elegischer Gebärde, streckte er die fein behandschuhte Rechte aus, um ihren Arm zu fassen: aber im selben Augenblick legte sich eine nervige Faust auf den seinen, und eine gebieterische Stimme befahl:

„Platz da, Herr!"

Betroffen sah Eduard sich um und maß den kleinen, unscheinbaren Mann, der ihn angerufen hatte, mit einem häßlichen, verächtlichen Blicke. Dieser Mann lüftete jetzt vor Frau von Müller den Hut wie vor einer Königin und fragte ehrfurchtsvoll:

„Darf ein alter Bekannter Ihnen sein Geleit anbieten, gnädige Frau?“

Sie war zurückgewichen. Ein leises Beben durchrieselte ihren ganzen Körper, mit groß geöffneten Augen starrte sie ihn an, ihre Oberlippe zog sich ein wenig in die Höhe, man sah, wie ihre weißen Zähne sich fest auf einander klemmten.

„Herr Rittmeister Brand,“ sprach sie zagend, fast unhörbar.

„Brand?“ wiederholte Herr Eduard eingeschüchtert. Rittmeister Brand, von dem Amélie in den letzten Tagen so oft und mit so herausforderndem Entzücken sprach? Derselbe Brand, von dem man wußte, daß er den Dienst aufgegeben hatte, um sich mit seinem Obersten duelliren zu können. War er's? war er's nicht? Für alle Fälle fand Herr Weiß es gerathen, die Augen zu senken.

Sophie hatte ihre Fassung bald wieder gewonnen. Ruhig, höflich, aber unwiderruflich entschieden sprach sie, als Brand seinen Antrag wiederholte: „Ich danke Ihnen, Herr Rittmeister, nein, nein.“

Dietrich trat schweigend zur Seite, und sie schritt an ihm vorbei und hinaus in den strömenden Regen, in den Sturm, der sich erhoben hatte und die Straßen durchfegte.

Eduard machte einen zaghaften Versuch, ihr zu folgen. Aber Brand sah zu ihm hinauf (er reichte ihm genau bis zum Ohrläppchen) und sprach:

„Ich bitte Sie um eine kurze Unterredung. Ich begleite Sie auf Ihr Comptoir.“

„Ich komme von dort," versetzte der schöne Mann und wußte nicht recht, ob er mehr Grund zur Entrüstung oder zur Bestürzung habe. „Ich gehe jetzt aus. Ich habe zu thun."

„Auch ich habe zu thun und zwar mit Ihnen," sagte Dietrich bestimmt, aber gar nicht aggressiv. Dem Chef lief es trotzdem eiskalt über den Rücken, und er fragte sich, ob das vielleicht die Art der Herren vom Militär sei, einen Civilisten zum Duell heraus zu fordern. Zum Duell! Diesem Unsinn, diesem Verbrechen, das jeder vernünftige und rechtgläubige Mensch verabscheut. Aber Gottlob, beschwichtigte er sich, wir haben ein Gesetz, und dieses hat einen Paragraphen, der Schutz gewährt gegen Bedrohung am Leben. Diese Erwägung gab ihm einige Sicherheit und den Muth, zu sagen:

„Eigentlich weiß ich nicht . . . Mit wem hab' ich denn eigentlich die Ehre?"

„Eine ganz berechtigte Frage, Herr Eduard Weiß. Ich habe versäumt, mich Ihnen vorzustellen. Mein Name ist Dietrich Brand."

„Also wirklich . . . Meine Frau hat schon öfter das Vergnügen gehabt, Herr Rittmeister" . . .

„Nicht mehr. Ich habe meinen Militärcharakter abgelegt."

„Ja so, also richtig, also — bitte."

Wenn Du nur nicht so verflucht martialisch aussähest, Du alte Tugendpolizei, dachte Eduard.

Er hatte den Gast in das ebenso elegant wie gediegen eingerichtete Comptoir geführt, wies ihm dort einen bequemen Fauteuil an und setzte sich ihm gegenüber an den Schreibtisch. Da hatte er die Taster der elektrischen Glocken in der Nähe. Ihr Anblick und der des Telephons an der Wand war ihm erfreulich. Es berührte ihn auch angenehm, als er aus dem zweiten Zimmer die süße Stimme Fräulein Juliens, die mit dem Zuschneider konferirte, herüberflöten hörte.

Brand nahm von dem ihm angebotenen Platz nur so viel in Anspruch, als seine schmächtige Gestalt durchaus brauchte. Er saß kerzengerade, mit fest geschlossenen Beinen, und als Eduard ihm den Hut, den er in der Hand behalten hatte, abnehmen wollte, lehnte er kurz ab: „Nicht nöthig. Ich habe Ihnen nur mitzutheilen, daß der verstorbene Major von Müller ein Kamerad von mir gewesen ist. Erst neulich habe ich erfahren, daß seine Wittwe hier lebt. In wie traurigen Verhältnissen, theilte Ihre Frau Gemahlin mir mit. Ich bin nun entschlossen, Frau von Müller und ihre Kinder in meine Obhut zu nehmen. Soeben war ich Zeuge des Benehmens, das Sie sich gegen diese Dame erlauben; wohl nur, weil sie von Ihnen für schutzlos gehalten wird. Sie ist es nicht mehr. Wer sie beleidigt mit einem einzigen Worte, einem einzigen Blick, beleidigt mich. Ich aber versichere Ihnen, daß ich Beleidigungen nicht dulde. Das lassen Sie sich gesagt sein."

Er stand auf, und Eduard folgte seinem Bei-

spiel. Er sprach nicht, er verbeugte sich nur, über sein wohlgenährtes Gesicht flog ein Ausdruck . . . Alles zugleich, cynisch, frech, feige.

Brand nahm sich zusammen; er wollte seinen Zorn nicht überwallen lassen. Das kostete ihn einen schweren Kampf. Unbegreiflich! Seinen Soldaten gegenüber war seine Ruhe unerschütterlich, seine Geduld unerschöpflich gewesen. Wie kam dieser Bengel zu der Ehre, ihn dergestalt in Aufregung zu bringen?

XI.

Diese Frage war nicht die einzige, die ihn bedrängte. Das erste Wiedersehen zwischen Sophie und ihm war für sie ein mit Schrecken verbundenes, für ihn ein glückliches gewesen, denn er hatte ihr einen Dienst leisten dürfen. Was aber nun? Ihr gleich, ihr heute noch einen Besuch abstatten, ginge nicht an. Es sähe gar zu hungrig aus nach Lob und Dank, und wahrlich dadurch, daß man einen Zudringlichen fern gehalten hat, erwirbt man doch zu allerletzt das Recht, selbst zudringlich zu sein. Andererseits wieder — verfluchtes Dilemma! — möchte er doch um keinen Preis gleichgültig und theilnahmslos erscheinen.

Vierundzwanzig Stunden lang ertrug Brand die Zweifelsqualen. Länger nicht.

Am nächsten Tag war das Wetter schön, er hatte Klein-Peterl im Stadtpark besucht und wie gewöhnlich unter der fröhlich spielenden Jugend lehr- und segensreich gewaltet. Als es Zwölf schlug, als die Zeit wiederkehrte, zu der die tapfere Frau gestern ausgewandert war, um den Ertrag ihrer Arbeit heimzuholen, als sie vor seinem

Geiste stand, wie er sie mit Augen gesehen hatte, in ihrer lieblichen Verwirrung beim unerwarteten Wiedersehen — da war's beschlossen: „Um Drei bin ich bei ihr."

Die Stunde schien ihm die passendste für einen ersten Besuch. Es ist eine so hübsche Stunde, diese dritte — nach der Mittagshöhe. Sie lastet nicht mehr drückend schwül und ist doch kräftig von Sonnenlicht durchtränkt. Die dritte Nachmittagsstunde hat manche Analogie mit gewissen gesetzten Jahren im Leben . . .

Brand ging ins Restaurant, rascher als nothwendig gewesen wäre, und hatte, nach Hause zurückgekehrt, schon um halb zwei Uhr seine Cigarre fertig geraucht. Dann wurde Toilette gemacht. Cylinder Nr. 2, dunkelgrauer Straßenanzug Nr. 2. Alles sehr einfach, aber bürsten mußte Peter den Hut, den Anzug, die Stiefel, daß ihm das Herz weh that um den Filz, das Tuch und das Leder. Brand warf sogar einen Blick in den Spiegel, schüttelte den Kopf und sah unzufrieden aus. Ist auch an *seinem* Lebenstage früher Nachmittag . . . oder naht schon der Abend?

Es muß heute eine Andere sein, dachte Peter. Zu den Besuchen bei der „Marchand' Mod'" wird nur Garderobe Nr. 1 angelegt. Nun ja, von so einer Putzgredl will man sich nicht spotten lassen.

„Jetzt geh' ich," sagte Brand, und hinter den armseligen Worten schwoll es empor wie komprimirter Jubel, dem man ein bißchen Luft macht. „Wohin glaubst Du wohl?" setzte er nach kurzem Nachdenken hinzu, und sah

den guten Peter, und wußte selbst nicht warum, streng an: „Zur Frau Major von Müller.“

Peter war verblüfft; er gestand sich ungern, daß er nicht wußte, was er denken sollte von seinem Rittmeister. So stieß er denn einen Seufzer aus und sprach: „Die Frau Major von Müller, ja. Belieben jetzt in Klausenburg zu sein, die Frau Major.“

„Sie war dort, ist jetzt in Wien.“

„Da muß sie g'rad hergereist sein, Herr Rittmeister,“ stotterte Peter, und ein Licht ging ihm auf, sonnenhell, sonnengroß, und er platzte aufleuchtenden Blickes heraus: „Die Frau Major sind jetzt auch eine Wittib.“

„Was — auch? Wer — auch?“ Ein solcher Esel! setzte er im Stillen hinzu, ob man mit einem solchen Esel ein Wort reden darf, das nicht absolut zum Dienst gehört.

Die kleine Verstimmung Brand's verflog im Augenblick, in dem er aus dem Hause trat. So schlecht das Wetter gestern gewesen, so wunderschön war es heute. In strahlender Herrlichkeit stand die Sonne am lichtblauen Himmel; ein verklärender, wie von Millionen winziger Fünkchen durchschimmerter Dunst lag über den Prachtbauten der Ringstraße und über den fernen Bergen. Das alte, ewig junge Wien prangte im Frühlingsschmuck seiner Alleen, Rasenplätze und Gärten; aber noch lag ein winterlicher Hauch in der Luft und gab ihr etwas Kerniges, Stärkendes. Jeder Blick trank Schönheit, jeder Athemzug Kraft, und mit jedem Schritte, den Brand

vorwärts machte, steigerte sich sein Glücksgefühl, und sein Unternehmungsgeist wirbelte, wirbelte empor, bis er ins Uebermüthige umschlug.

Dietrich trat in einen äußerst eleganten Spielereiladen und kaufte dort den gediegensten Malkasten, der sich auf Lager fand, und die größte Pariser Puppe; ein Wickelkind, von einem lebendigen nur dadurch zu unterscheiden, daß es im zartesten Alter schon beim leisesten Drucke „Papa" und „Mama" quietschte.

Da Brand durchaus nicht wünschte, beladen wie er war, einem Bekannten zu begegnen, nahm er einen Wagen und fuhr bis an die Ecke der Berggasse. Indessen fühlte er sich auch hier nicht ganz behaglich; die Puppe war schlecht verpackt, aus einem Spalt des Papiers kam eine ihrer blonden Locken zum Vorschein, und aus einem anderen ihre rosenfarbige Hand, und mit der schlug sie einem seiner Grundsätze ins Gesicht. Wie oft hatte er Mütter und Gouvernanten gewarnt: „Von dem Tragen großer Puppen werden die Kinder schief." Und was wird Frau von Müller sagen, wird sie es nicht taktlos finden, daß er gleich beim ersten Besuche mit Geschenken angerückt kommt?

Er verwünschte den Ankauf, zu dem ihn der berauschende Einfluß der Frühlingsluft verleitet hatte und würde seine Uebereilung gar zu gern ungeschehen gemacht haben. Die Gasse war ziemlich öde, die wenigen Menschen, die er traf, schenkten ihm keine Aufmerksamkeit; er glaubte etwas wagen zu dürfen, er unternahm den Versuch, sein

Paket hinter ein Hausthor zu legen. Aber das unselige Puppenzeug quietschte, und ein angetrunkener Maurer, der plötzlich, wie aus einer Versenkung, auftauchte (es dürfte die Kellerstiege gewesen sein, erklärte Brand sich später), schrie ihn an, das Haus sei kein Findelhaus, er möge sein Kind wo anders weglegen.

In der Entrüstung über diese stupide Verdächtigung fand Dietrich seine Seelenstärke wieder. Mit dem Bewußtsein, daß er Frau von Müller gegenüber nur eine Ungeschicklichkeit, nicht aber ein Unrecht begehe, verfolgte er seinen Weg, erreichte sein Ziel und stieg die schmale Wendeltreppe des alten Hauses mit ihren gefährlich ausgetretenen Stufen empor. Auf dem Gange wendete er sich nach rechts. Dicht neben der Thür $6^1/_2$ befand sich ein Fenster, das ein weißer Vorhang von innen verhüllte. Brand zog an dem Glockenstrang, und dabei durchzuckte es ihn vom Wirbel bis zur Sohle wie ein elektrischer Schlag.

Alter Mann! alter Mann, was sind das für Gefühle? So war Dir ja zu Muthe, als Du, ein zwanzigjähriger Leutnant, der unvergeßlich schönen Frau Bürgermeisterin von Wilna zum Geburtstag gratuliren gingst, mit einem Rosenbouquet.

Die Glocke tönte, wie sie zu tönen pflegt in den Wohnungen der Armen: „Bring' was, bring' was!" sagt sie. Ein Zipfel des Vorhangs wurde in die Höhe gehoben und hinter der sehr sauber geputzten Fensterscheibe erschien ein ältliches, gutmüthiges Frauengesicht. Brand wurde

mit prüfendem Blick gemustert und schien einen Vertrauen einflößenden Eindruck zu machen; der Vorhang sank wieder, die Thür öffnete sich.

Auf die Frage, was er wünsche, gab er zur Antwort: „Ich heiße Brand, ich möchte Frau Major von Müller sprechen, wollen Sie mich gefälligst bei der gnädigen Frau melden."

Die Küche, in der er eingelassen worden war, bildete den Zugang zum Wohnzimmer. Von dorther ließ eine fröhliche Kinderstimme sich vernehmen, kleine Schritte trippelten, kleine Hände zerrten ungeduldig und ungeschickt an der Klinke der Thür. Sie ging auf. Aus einem Fenster ihr gegenüber strömte eine breite Lichtwelle herein, es sah ins Freie, und von leuchtendem Grunde hoben sich die Gestalten Sophien's und Annerl's, die auf der Schwelle erschienen.

Brand grüßte mit einem tiefen Neigen des Hauptes: „Frau Major, gnädige Frau! entschuldigen, verzeihen Sie, daß ich es wage . . ."

„Verzeihen?" wiederholte Sophie — „ich habe Sie erwartet, Herr Rittmeister."

Erwartet? ja dann! . . . dann waren alle seine Skrupel todt, dann war er von allem Bangen erlöst: „Brand, kurzweg, gnädige Frau, ich habe meinen Militär-Charakter" . . . Er hielt inne. Was Teufel kümmerte sie sein Militär-Charakter und in diesem Augenblick ihn selbst? Sie stand vor ihm, ihre Augen sahen ihn freundlich, gütig an, sie hatte ihn erwartet . . . „Gnädige

Frau," begann er von Neuem und — hörte auch damit auf. Wer zu viel zu sagen hätte, zu viel des Innigen, Warmen, Liebevollen, sagt lieber nichts.

Annerl zupfte die Mutter am Kleide: „Du Mama, das ist der Herr, der mir so gern etwas schenken möcht'."

Sophie runzelte ein wenig die Stirn, und Brand wurde sich erst jetzt wieder bewußt, daß er seine Darbringungen noch immer unter dem Arme hielt:

„Können Sie mir verzeihen, gnädige Frau, daß ich mir den indiskreten Wunsch erfüllen wollte, daß ich, einer übermüthigen Regung nachgebend . . . ich bin beschämt, wirklich . . . besann mich zu spät, hätte unterwegs gern Alles weggeworfen, wenn ich nur gewußt hätte, wohin?"

Seine Verlegenheit entwaffnete sie, und sie lächelte sogar, als er die Puppe aus ihrer Umhüllung befreite, in beide Hände nahm und der Kleinen entgegen hielt.

Annerl war wie geblendet, sie betrachtete das kostbare Spielzeug mit scheuer Ehrfurcht, legte die Aermchen auf den Rücken und wich Schritt für Schritt langsam zurück. Brand machte sich so klein er konnte und nahm die feinste Stimme an und den bittendsten Ton und zirpte:

„Nimm mich! ich bin eine gute Puppe, ich bin eine arme Puppe, ich habe keine Mama."

Bewunderung und Zärtlichkeit drückten sich in den schönen Augen Annerl's aus, aber sie setzte ihren Rückzug ununterbrochen fort. Brand folgte und hinter ihm

ging Sophie, und hinter Sophie die Dienerin, die den Malkasten trug.

So gelangte die Gesellschaft in das Wohnzimmer. Es war niedrig, ärmlich und reinlich, hatte zwei Fenster und zwei Thüren und die Aussicht in einen ziemlich großen und gut gehaltenen Garten. Ein Arbeitstisch, über dem eine Petroleumlampe an der Decke hing, ein paar Schränke, vier Strohsessel bildeten die Einrichtung des grau getünchten Gelasses.

Georg, der, eifrig mit Zeichnen beschäftigt, am Tische gesessen hatte, war beim Einzug der kleinen Karawane aufgestanden, rückte einen Stuhl für Brand herbei und ersuchte ihn, Platz zu nehmen, mit einer hausväterlichen Art, die komisch gewesen wäre bei jedem anderen Kinde, bei diesem frühreifen, mit den Sorgen des Lebens schon vertrauten Knäblein jedoch wehmüthig berührte.

Sophie nahm Brand die Puppe ab und stellte ihm ihren Jungen vor: „Er hat mir gebeichtet, daß er unartig gegen Sie gewesen ist, er meinte — er fürchtete . . . Verzeihen Sie ihm. So einem kleinen Waarenausträger muß man leider Mißtrauen ins Herz pflanzen, und er ist dumm und unerfahren und wendet es am unrechten Orte an."

Brand erwiderte, daran läge nichts, aber Georg soll jetzt beweisen, daß er sein Mißtrauen gegen ihn aufgegeben hat, indem er diesen Malkasten von ihm annimmt: „Willst Du, mein lieber Junge?"

Ob er wollte! Lautere Seligkeit strahlte aus seinem

armen Gesichtchen, und er machte sich sogleich daran, die Geheimnisse des Wunderschranks zu erforschen: „Nein, aber — aber!“ murmelte er, bei jeder neuen Entdeckung von Neuem entzückt, vor sich hin, und Brand staunte über die Geschicklichkeit, mit der das Kind die kleinen Werkzeuge in die Hand nahm, prüfte, und zu benützen begann.

„Sie hätten ihn nicht glücklicher machen können,“ sagte Sophie; „und sehen Sie einmal die Kleine an.“

Annerl hatte sich endlich an das schöne Wickelkind, das auf dem Schoß der Mutter lag, heran gewagt, ihren Kopf an den seinen gelegt und streichelte ihm voll wonniger Zärtlichkeit die blonden Locken.

Sophie nickte ihr, dann aber auch Brand freundlich zu: „Die ist im Himmel. Und der Kunstjünger dort... Machen Sie sich gefaßt, jetzt bekommen wir ein wohlgetroffenes Bild von Ihnen,“ sie deutete mit einem Augenwink nach Georg, der mit unendlichem Ernst daran gegangen war, Brand zu porträtiren.

Alles, was nicht zu seiner Beschäftigung gehörte, schien für den Kleinen versunken; der Eifer röthete seine Wangen, furchte seine kluge, überkluge Stirn. Er schob die Unterlippe ein wenig vor, hob die Augen zu Dietrich hinauf und senkte sie dann auf die Arbeit, nach einem so merkwürdig forschenden, in die Tiefe dringenden Blick, daß Brand sich auf dem lächerlichen Verdacht ertappte, daß diesem Kind mehr darum zu thun sei, ihm auf den Grund der Seele zu schauen, als sein Gesicht abzukonterfeien.

„Die Mutter hat heute viel zu thun," sagte Georg plötzlich ganz laut, aber in sein Buch hinein.

Dietrich blickte Sophie fragend an. Ja wohl, es waren noch einige Nachbestellungen gekommen, die morgen abgeliefert werden mußten.

„Da kostet Sie die Zeit, die ich hier zubringe, etwas von Ihrem Schlafe?"

„Und was weiter?"

„Was weiter!" rief er bekümmert aus. Er war aufgesprungen: „Gnädige Frau, entschuldigen Sie, und nicht wahr? dieser Besuch gilt nicht; haben Sie die Großmuth, ihn zu vergessen."

Sie reichte ihm die Hand: „Gut denn, Sie waren nicht da."

„Und wenn ich komme, dann sagen Sie wieder: Ich habe Sie erwartet."

XII.

Bei seinem nächsten Besuche fand er sie allein. Sie hatte die Dienerin mit den Kindern ausgeschickt und gönnte sich nach den Anstrengungen der letzten Tage einige Stunden Ruhe. Sie lud ihn ein, am offenen Fenster Platz zu nehmen, und machte ihn aufmerksam auf die Schönheit eines jungen Kastanienbaumes, der über und über mit Blüthen bedeckt war. An dem Garten hatte sie ihre Freude, und nur sie und ihre Kinder durften ihn den Sommer über benützen, mit Erlaubniß des Hausherrn, der sich jetzt auf dem Lande befand. Der Garten wurde vortrefflich gehalten von guten und höflichen Leuten, und man konnte sich in ihm so frei bewegen wie im Zimmer, denn er war nur von Feuermauern umgeben.

Das Alles erzählte sie ihm ein bißchen unsicher und hastig, wie Jemand, der sich frägt, während er zu einem Andern spricht: Interessirt es Dich auch?

Und er wieder war froh, daß sie es übernommen hatte, die Konversation einzuleiten; er hätte nicht gewußt, wie das anfangen.

Sophie fuhr fort: „Sehen Sie, daran, daß ich so dasitzen kann mit den Händen im Schoß und hinaussehen auf dieses kleine Stückchen Natur, und davon einen Genuß habe, daran erkenne ich das Herannahen des Alters. In meiner Jugend war ich viel zu fleißig und auch viel zu sehr mit mir selbst beschäftigt, um mich in müßige Bewunderung der Außenwelt versenken zu können, und dazu hätte es in unserem schönen, alten Garten doch mehr Gelegenheit gegeben als hier."

Brand blickte sie gerührt an, erwiderte einiges herzlich Unbedeutende und fing jeden Satz mit einem so durchdrungenen: „Verzeihen Sie" an, daß sie sich eines Lächelns nicht zu erwehren vermochte und endlich mit munterer Entschlossenheit sprach:

„Lieber Herr Rittmeister, Sie haben ein Schuldgefühl gegen mich, und davon will ich Sie befreien und zugestehen, daß ich Ihnen gegenüber im gleichen Falle bin. Ich habe ein Unrecht gegen Sie begangen."

„Wirklich," rief er freudig, „wenn ich . . . wenn Sie . . . Wie sieht das Unrecht aus?"

„Sie sind gut und theilnehmend gewesen, haben mir Hülfe bringen wollen, und ich — nicht, daß ich ablehnte, das würde ich wieder thun, aber die Art, in der ich's that, reut mich, und nicht erst jetzt, sie hat mich sogleich gereut, und ich bitte . . ."

„Bitten Sie nicht," rief er aus, „beschämen Sie mich nicht zu tief. Erweisen Sie mir lieber eine Gnade, würdigen Sie mich Ihres Vertrauens. Sagen Sie mir,

ob Sie in diesem Augenblick doch so ziemlich, doch halbwegs sorgenfrei . . ."

„Meine drückendste Sorge," erwiderte sie rasch, „ist jetzt die um Georg. Was soll aus ihm werden? Er ist zu schwächlich, um die Schule regelmäßig besuchen zu können; seine wohlwollendsten Lehrer rathen mir, ihn zu Hause unterrichten zu lassen. Ich habe das bisher selbst besorgt, und er hat es mir leicht gemacht. Aber wie lange werden meine Kenntnisse ausreichen, um einen Knaben zu unterrichten? Und den Umgang mit anderen Kindern völlig entbehren müssen — wie nachtheilig ist das für ihn, er wird immer mehr in sich gekehrt und weltfremd."

„Gnädige Frau," sprach Brand nach kurzem Besinnen, „Sie werden sich vielleicht noch erinnern, daß Erziehen von jeher mein Beruf war. Ich habe ihn nicht aufgegeben, ich übe ihn wieder aus in etwas veränderter Form. Ich habe mich der Kindererziehung gewidmet und finde darin eine hohe Befriedigung. Ich erlaubte mir, Sie um Ihr Vertrauen zu bitten . . ."

„Lieber Herr Rittmeister, Sie bitten um etwas, das Sie haben."

„Dann, gnädige Frau, überlassen Sie mir die Erziehung Ihres Sohnes," sagte Brand resolut, und dabei war seine Miene so ernst, so inständig bittend, und aus seiner Stimme klang ein so warmer Herzenston, daß Sophie trotz der peinlichen Ueberraschung, in die sein unerwartetes Anerbieten sie versetzte, nur Dankbarkeit empfand.

„Ich werde Ihr braves Kind zu einem braven Mann heranbilden," fuhr Brand fort. „Uebergeben Sie ihn mir; er ist in dem Alter, in dem ein Junge nicht mehr ausschließlich unter weiblicher Zucht stehen soll."

„Unmöglich, unmöglich," sagte Sophie. „Ein Kind in Ihrem Hause, bei Ihrer Ordnungsliebe!" Sie hielt inne, der schmerzliche Ausdruck, den seine Züge angenommen hatten, that ihr weh.

Er glaubte einen Anflug von Ironie in ihren Worten zu entdecken. Seine Ordnungsliebe war es ja im Grunde gewesen, die den Sieg davon getragen hatte über seine Liebe zu ihr; wollte sie ihn daran mahnen?

„Ich dränge Sie nicht zur Entscheidung," begann er von Neuem, „ich bitte nur, erwägen Sie meinen Vorschlag, erweisen Sie mir diese Gnade." Wieder blickte er sie lange und gerührt an, seufzte tief und sagte plötzlich: „Ja, ja, ich bin einst ganz dicht am Glück vorbeigegangen."

„An dem, was uns damals als Glück erschien," berichtigte sie. „Wir wollen offenherzig mit einander reden — offenherzig ist mehr als aufrichtig —, einmal und nicht wieder, da sich's ja um Unwiderrufliches, Unwiderbringliches handelt. Ich habe in jener fernen Zeit sehr gelitten, Sie auch bitter angeklagt, später jedoch mich gefreut für Sie, daß Alles gekommen ist, wie es kam, und daß Sie nicht hereingezogen wurden in unser Elend. Es handelte sich bald nicht mehr um Armuth und Noth, sondern um Schande, um öffentliche Schande. Im Ge-

heimen war sie längst da, trotz Allem, was Müller that, trotz der übergroßen Opfer, die er brachte, hoffnungsfreudig im Anfang — in der Folge hoffnungslos. Ich täuschte ihn nie, aber er ließ sich nicht entmuthigen. Bei ganz edlen Menschen, dachte er wohl, verwandelt sich die Dankbarkeit endlich in Liebe. Ich war so edel nicht — er mußte es zuletzt einsehen, erwartete nichts mehr, und verließ uns doch nicht, gab Alles für uns hin. Daß uns das Aergste erspart blieb, daß die Schmach vom Sterbebette meines Vaters ferngehalten wurde, war sein Werk. Als er sich dann anschickte, Abschied zu nehmen, ohne einen Lohn, ja ohne Dank zu erwarten, da entschloß ich mich, ihn nicht allein ziehen zu lassen, für den verarmten, kränklichen Mann zu arbeiten, ihm eine treue Pflegerin und Frau zu sein."

„Sie haben Ihren Entschluß redlich ausgeführt," sprach Brand nach einer langen Pause, „und nichts, nicht das Geringste zu bereuen. Wohl Ihnen."

Er empfahl sich und ging heim und hatte ein sehr schweres Herz.

XIII.

Zu Hause fand er ein nach Veilchen duftendes Billet von Madame Amélie. Sie bat ihn für denselben Abend zum Thee, im „tête à trois“ mit ihr und ihrem Gatten. Es handle sich um eine wichtige, Frau von Müller betreffende Angelegenheit, die sie mit ihm besprechen wollten.

Die Eheleute empfingen Brand in einer traulichen Ecke des Salons, an einem elegant gedeckten Tischchen. Das beste Einvernehmen herrschte heute zwischen ihnen; sie waren wie Liebende, die nach kurzem Zerwürfniß ein großartiges Versöhnungsfest gefeiert haben. Amélie strahlte vor Hingebung, Wonne, Zärtlichkeit; Eduard neigte sich ihr gütig und milde zu. Er hatte Unrecht erfahren und verschmerzt, und ließ nun das Licht seiner Huld leuchten über der reuigen, wieder in Gnaden aufgenommenen Sünderin.

„Meine Frau und ich,“ begann er nach dem ersten Austausch von Höflichkeiten, „kennen das väterliche Interesse, das Sie an Frau von Müller nehmen, Herr Rittmeister . . .“

„Ich bin nicht mehr Rittmeister.“

„Das Sie Herr von Brand . . .“

„Ich bin nicht Herr von und kann Ihnen das Recht nicht zugestehen, mich zu adeln."

Ein Ausdruck des Unmuths verzog die schönen Lippen Eduard's; er war aber entschlossen, sich dieses Mal durch den bärbeißigen Pedanten nicht aus dem Gleichgewicht bringen zu lassen. „Herr Brand also" fuhr er mit erhöhter Patzigkeit fort, „wir zweifeln auch nicht, daß Sie, als der beste Freund des verstorbenen Majors, Einfluß auf seine Wittwe haben, und wollen Sie ersuchen, ihn zu Gunsten der Propositionen anzuwenden, die wir dieser Dame . . ." Er wollte sagen: „machen wollen," das schien ihm aber zu gewöhnlich, und so sagte er: „proponiren wollen."

Er hatte aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß das Haus Bauer, das sich schon seit längerer Zeit bemühte, Madame Amélie Konkurrenz zu machen, „Konkurrenz dieser Frau, dieser genialen Frau, lächerlich, nicht wahr?" — Frau von Müller durch glänzende Anerbietungen für sich zu gewinnen suche: „Die Dame ist natürlich viel zu fein, um uns gegenüber ein Wort darüber zu verlieren. Wir aber wollen ihre Noblesse nicht mißbrauchen. Wir gedenken vielmehr sie so zu stellen, daß sie sich zu ihrem eigenen Vortheil für immer an uns fesseln lasse."

„Propositionen proponiren — sie so zu stellen, daß sie sich fesseln lasse? Merkwürdig," murmelte Brand und war voll Mißtrauen. Wenn die Umbildung Phrasen drechselte, war sie ihm vollends ein Greuel.

Amélie nickte ihrem Manne beifällig zu, und er

sprach ihr durch einen Blick seine Anerkennung ihrer Anerkennung aus.

Dann entwickelte das Ehepaar den Plan, den es gemeinsam „verfaßt" hatte, wie Eduard sich gewählt ausdrückte. Das Geschäft sollte in zwei Ressorts getheilt werden, Konfektion und Putzwaaren. An der Spitze des ersten blieb Fräulein Julie, an die Spitze des zweiten sollte Frau von Müller treten. Von eigentlicher Arbeit wurde sie entlastet, sie hatte die der Anderen zu überwachen und nur hier und da „un coup de main" zu geben. Ihre Erfindungsgabe, ihr Geschmack können sich in viel höherem Maße bethätigen, indem sie ihren Glanz über das große Ganze verbreiten, statt zur Herstellung einzelner „bijoux" zu dienen. Als Besoldung wurden zweitausend Gulden geboten, bei außerordentlichen Gelegenheiten, zu Beginn der Herbst- und Frühjahrssaison zum Beispiel, wenn die Bestellungen sich häuften, auch außerordentliche Remunerationen. Die Atelierstunden waren die zwischen acht Uhr Morgens und acht Uhr Abends mit entsprechenden Ruhepausen für die Mahlzeiten. Nur wenn es, wie schon gesagt, ungewöhnlich viel zu thun gab, wurden die Damen bis Mitternacht, wohl auch bis ein Uhr im Atelier festgehalten.

„Und dann können die Damen nach Hause laufen bei Nacht?" fragte Brand mit Schärfe.

„Ja, Monsieur," erwiderte Madame Amélie, die von ihm ein ganz anderes Entgegenkommen erwartet hatte, „Equipagen kann ich ihnen nicht halten."

„Nun, gnädige Frau, aufrichtig gestanden, ich werde Frau von Müller abrathen, auf den von Ihnen gewiß sehr gut gemeinten Antrag einzugehen."

„Warum?" Amélie wechselte einen verständnißinnigen Blick mit ihrem Manne. Er hatte die Augen zum Kronleuchter erhoben, als ob er von dort Stärkung seiner hartgeprüften Langmuth erflehen wollte, und dabei einen leichten Seufzer ausgestoßen.

„Ah — ich errathe Alles — ich weiß?" Sie lachte und zeigte dabei ihre gesunden und noch ganz kompletten Zähne: „Eduard hat mir erzählt. Sie waren neulich Zeuge eines Scherzes, den er sich mit Madame Müller erlaubte, um sie ein wenig zu quälen. O die Männer sind immer grausam, am grausamsten aber doch, wenn sie lieben," setzte sie hinzu und sah dabei ihrem Mann jämmerlich kokett in die Augen.

Der abgefeimte Racker hat das Prävenire gespielt, dachte Brand und benahm sich so borstig, daß er an diesem Abend das Wohlwollen Madame Vernon's beinahe eingebüßt hätte.

Als er fortgegangen war, brach Eduard in Lachen aus:

„Wir haben ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht."

„Wieso?"

„Du fragst, kannst fragen? O, was habe ich für eine liebe, geniale, blinde Frau! . . . Er will nicht, daß jemand Anderer dieser Müller ein „Sort" mache, er

will selbst ihr „Sort" sein . . . O, er hat die gediegensten Absichten, er will sie heirathen."

„Was Dir einfällt — der alte Herr."

„Ist nicht so alt, kommt nur Dir so vor, bist halt verwöhnt durch den Anblick Deines Mannes," schäkerte er. „Aber weißt Du was? wir spielen ihm einen Streich."

„Warum denn? er hat uns ja nichts gethan."

„Ich, ich bin eifersüchtig auf ihn," rief Eduard in bezauberndem Uebermuthe.

Madame Amélie war denn auch bezaubert.

„Wenn wir ihr nicht helfen von ihrer Armuth, entschließt sie sich am Ende und nimmt ihn und geht an seiner Seite in die ewige Langeweile. Mir könnte das zwar sehr gleichgültig sein, denn, wie Du weißt, ich mag sie nicht, aber ein Schaden fürs Geschäft wär's, wenn wir sie verlieren würden. Deshalb, Schatz, wollen wir die Müller so stellen, daß sie seine Wohlthaten nicht braucht. Ich bitte Dich, schicke ihr morgen in aller Frühe einen Boten. Jetzt wär's zu spät, jetzt schläft schon Alles bei ihr im Hause. Sie gehen ja dort zur Ruhe zugleich mit den Hühnern in ihrem Hofe."

„Woher weißt Du, daß es Hühner gibt in ihrem Hof?" fragte Amélie rasch in einer Anwandlung von Mißtrauen. Eduard aber erwiderte ganz unbefangen:

„Ich bin einmal dort vorbeigekommen. Also schreibe heute noch und bescheide sie für morgen Mittag zu Dir. Sei vielleicht ganz besonders liebenswürdig und lade sie ein, die Kinder mitzunehmen. Denen machen wir einen

guten Tag und schicken sie mit Fräulein Julie zu Wagen in den Prater. Bist Du dafür, mein Herz, mein geliebtes?"

Wenn er sagte: „Mein Herz, mein geliebtes," war sie verloren und hatte keinen Willen mehr als den seinen. Ja, ja, Alles, was er bestimmte, sollte geschehen. Ihn ergriff eine tolle Lustigkeit, er nahm seine dicke Frau in die Arme und tanzte mit ihr im Zimmer herum.

XIV.

Der nächste Vormittag traf Dietrich auf dem Wege zu Frau von Müller. Er wollte sie in Kenntniß des Anerbietens setzen, das Madame Vernon ihr machen werde, und sie bitten, es abzuweisen.

Minutenlang ließ man ihn heute vor der Thür warten. Er läutete mehrere Male diskret und geduldig nach entsprechenden Zwischenpausen. Ihm kam vor, als ob er in der Küche flüstern, leise Schritte über die Steinplatten gleiten hörte, als ob eine Thür möglichst geräuschlos geöffnet und wieder geschlossen würde.

Endlich hob sich der Zipfel des weißen Vorhanges. Die Dienerin erschien am Fenster und fuhr beim Anblick Brand's erschrocken zurück.

„Was ist? was gibt's? Machen Sie doch auf!" rief er laut und beunruhigt.

Noch eine Weile zögerte sie, öffnete aber endlich doch und stand vor dem Eintretenden, sie die brave, in Ehren ergraute Magd, verwirrt, mit unstet flackernden Blicken, mit glühenden Wangen, ein Bild des schlechten Gewissens. „Niemand zu Hause," stotterte sie und sah

dabei schief und verstört nach einem Gegenstande hinüber, der auf dem Küchenbrette lag neben einem kleinen Krater aus Mehl, in den sie ein Eigelb eingebettet hatte. Dieser Gegenstand war eine Zehnguldennote.

„Sie lügen schlecht," sprach Brand. „Ja, was Hänschen nicht lernt, meine liebe . . . Darf ich um Ihren werthen Namen bitten?"

„Pauline, zu dienen."

„Meine liebe Pauline. Die gnädige Frau mag nicht zu Hause sein, aber jemand Anderer ist da bei Ihnen. O, Pauline, in Ihrem — ich will sagen in unserem Alter — in Abwesenheit der gnädigen Frau, und mitten im Kochen!"

„Herr Rittmeister, Jesus Maria, was glauben Sie von mir? Ich weiß nicht, was ich thun soll, ich weiß nicht, was ich sagen soll . . ."

„Die Wahrheit, Pauline. Wer ist da, wen verstecken Sie?"

„Ich verstecke ihn nicht, er versteckt sich selbst. Ich weiß nicht, warum. Er hat mir befohlen, zu sagen, daß Niemand zu Hause ist, wenn wer Anderer kommt, als die gnädige Frau, und er muß auf sie warten und muß mit ihr sprechen in Geschäften."

„Er hat befohlen? Wer hat Ihnen etwas zu befehlen?"

„Der Herr Chef, Herr Jesus! Er ist der Chef. Der gnädige Herr Chef wird doch etwas zu befehlen haben. Er kann uns Alle brotlos machen, sagt er."

„Brotlos machen, so? Nun, meine Liebe, ich habe Ihnen zwar nichts zu befehlen, aber rathen möchte ich Ihnen . . .“

Herr Jesus! dieser Rath war in einer Manier gegeben, viel fürchterlicher als die des Chefs, Befehle zu ertheilen. Fast hätte die arme Pauline aufgeschrieen.

„Seien Sie still und kochen Sie ruhig weiter, das ist mein Rath. Und dieses Geld“ — Brand wies auf die Banknote — „dieses Sündengeld . . .“

„Sündengeld?“ — Jetzt war ihr Gekreische nicht mehr zu unterdrücken: „Ich mag's nicht, ich hab's nicht angerührt. Nehmen Sie's, gnädiger Herr, geben Sie's zurück.“

„Gut, vortrefflich.“ Brand steckte das Geld zu sich und trat ins Atelier. Aber da war Niemand.

Der Elende hatte sich weiter zurückgezogen, ins Zimmer nebenan — Gnade ihm Gott! — ins Schlafzimmer Sophiens. Dietrich ging auf die Thür zu, eine niedere Thür ohne Schloß, drückte die Klinke, und stand in dem Zimmer, in dem die Geliebte, ja, ja, die Vielgeliebte! ausruhte von den Mühen des Tages.

Ein armes, schmales, grau getünchtes Stübchen. An der kurzen Wand, dem geöffneten Fenster gegenüber, stand ein mit einem rothen Kotzen zugedecktes eisernes Bett, ziemlich dicht daneben ein alter, kleiner Ofen, und zwischen diesem und dem Bett war Herr Weiß eingeklemmt und machte verzweifelte Anstrengungen, sich, immer tiefer niederkauernd, zu verstecken. Ein lächerliches Unternehmen,

von dem nur Einer, der vor Angst den Kopf verloren hat, glücklichen Erfolg erwarten konnte.

Brand betrachtete ihn mit durchbohrender Verachtung. „Kommen Sie doch hervor," sagte er, „Sie demoliren noch den Ofen."

Der Rittmeister spaßte. Unerwartetes Glück! da konnte ja auch Herr Weiß spaßen. Er richtete sich auf, glättete seinen Rock, seine Weste, lachte gequält und stotterte mit unverfälschtem Galgenhumor: „Ha, ha, Ueberraschung über Ueberraschung — Sie verderben mir eine Ueberraschung . . . Ich wollte — ja, wollte im Auftrage meiner Frau . . ."

Brand hatte den Blick von ihm ab und auf einen eleganten Cylinder gewendet, der auf dem Bette lag: „Sie haben Ihren Hut in unpassender Art abgelegt, nehmen Sie ihn wieder auf!" sprach er gebieterisch, und Eduard brachte nur ein: „O Pardon!" heraus und gehorchte.

Brand stellte einen Sessel, den einzigen, der da war, vor die geschlossene Thür, setzte sich und kreuzte die Arme.

Weiß sah ihm mit bangen Gefühlen zu. „Was beliebt Ihnen eigentlich?" fragte er, Schlimmes ahnend, aber bemüht, einen „legeren Ton" anzunehmen. „Sollen wir Frau von Müller hier erwarten?"

„Wir nicht. Sie gehen gleich, das heißt, Sie springen — da hinaus."

Verwirrte die Furcht Eduard's Sinne oder streckte

der entsetzliche Brand jetzt wirklich den Arm aus, gegen das Fenster?

Er war ganz Kraft, ganz Wille, dieser ehemalige Rittmeister. Unerbittliche Entschlossenheit funkelte aus den tiefliegenden Augen, und um den Mund mit den fest aufeinander gepreßten Lippen hatte ein Zug sich gebildet — dieselben scharfen Furchen mochten sich, wie mit dem Grabstichel in Erz gezeichnet, von den Mundwinkeln herab gezogen haben, damals, als er die Pistole hob, um den Obersten durch und durch zu schießen . . . In Eduard stieg ein einziger, heißer Wunsch auf, der alle anderen Wünsche verschlang, der Wunsch, aus der Nähe dieses gefährlichen Menschen zu kommen.

„Ich empfehle mich," sagte er, „bitte nur, mir Platz zu machen."

„Dort ist Platz genug," versetzte Brand. Und wieder die entsetzliche Gebärde. „Frau von Müller kann jeden Augenblick nach Hause kommen, und ich will ihr das Mißvergnügen, Ihnen zu begegnen, ersparen. Deshalb gehen Sie nicht über die Stiege, sondern springen aus dem Fenster, wenn Sie es nicht vorziehen, hinaus geworfen zu werden. Sie nehmen auch Ihr Eintrittsgeld mit . . ." Er hielt ihm die Banknote hin, die Eduard in ratloser Bestürzung einsteckte. „Wenn ich bedenke, daß Sie sich erfrecht haben, Eintrittsgeld zu zahlen . . ."

„Herr Rittmeister, Sie verkennen meine Absichten, ich versichere Ihnen auf Ehre . . ."

„Reden Sie nicht von Ehre!" rief Brand. „Ich

habe auch Nerven, ich kann manche Worte von manchen Leuten nicht aussprechen hören. — Springen Sie!“ Wieder streckte er den Arm aus, und Eduard überlief's.

Was thun? Sich mit dem Fürchterlichen in einen Ringkampf einlassen — der wahnsinnige Gedanke kam ihm, doch verwarf er ihn sogleich und stotterte: „Es gibt eine Polizei —“

„Nicht in der Nähe. Wenn Sie rufen, kommt höchstens die Hausmeisterin.“

„Die nicht! die nicht!“ Vor der graute ihm offenbar — was mochte es gegeben haben zwischen ihr und ihm?

Helle Tropfen perlten auf seiner Stirn. Er näherte sich dem Fenster. Ein Blick, den er in den Garten hinabwarf, beruhigte ihn einigermaßen; es war ein geringes Wagniß, das von ihm gefordert wurde. Nur eine abscheuliche Verletzung der Eitelkeit, niederträchtig beschämend. Aber da kam Hülfe in der Noth, da hatte er einen rettenden Einfall. Der Spieß ließ sich umdrehen und dem Beschützer Sophien's ins väterliche Herz stoßen.

„Wenn ich's thu', thu' ich's, weil ich's will, weil's mir einen Jux macht,“ sprach er munter, „weil's flott ist, weil's fesch ist. Mich braucht's nicht zu tangiren, wenn man mich aus dem Schlafzimmerfenster der Frau von Müller springen sieht.“

„Keine Gefahr. Die unteren Fenster sind blind, und der zweite Stock ist unbewohnt. Man läutet. Nun, wird's?“

„Aus Jux thu' ich's — merken Sie sich das . . ." Er hatte sich auf das Fensterbrett gesetzt und die Füße hinaufgezogen; er sah, daß Brand aufstand und auf ihn zukam. Nein, nein! das verbat er sich — Nachhülfe war überflüssig. Hastig erhob er die Hände zur Abwehr, verlor das Gleichgewicht, fuchtelte, einen Stützpunkt suchend, in der Luft herum, und plumpste kopfüber hinaus.

Brand trat ans Fenster und sah ihn auf dem Boden liegen, und gar nicht „fesch", gar nicht „flott", mit blöd aufgerissenen Augen zum blauen Himmel empor starren. Er war tief eingesunken in ein frisch rigoltes Beet, das zur Aufnahme schöner Blumen und nicht zu der eines solchen Klotzes bestimmt war. Dietrich warf ihm seinen Cylinder nach, den er vergessen hatte, und konnte nicht umhin, einen neuen Mangel in der Erziehung dieses Herrn zu rügen:

„Wenn er voltigiren gelernt hätte, wie ganz anders wäre er da unten angekommen."

XV.

Sophie kehrte in freudiger Stimmung heim. Sie war nicht erstaunt, Brand da zu finden. Madame Amélie hatte ihr gesagt, daß er ihr abrathen werde, das Anerbieten des Herrn Vernon anzunehmen, und:

„Einen einmal gefaßten Entschluß lang hinauszuschieben, liegt nicht in Ihrer Art . . . Aber denken Sie, jährlich zweitausend Gulden!“

Daß ihr Talent, ihre Thätigkeit so hoch angeschlagen wurden, erfüllte sie mit einem wahren Glücksgefühl. Wenn sie auf den Vorschlag, den Amélie ihr gemacht hatte, einging, war sie sorgenfrei, hatte die Möglichkeit, ihre Kinder gut zu nähren und zu kleiden. „Erwägen Sie, was das heißt,“ rief sie aus.

„Es heißt viel,“ versetzte Brand. „Sich aber täglich für zwölf Stunden von ihnen trennen und sie der Obsorge der Dienerin überlassen, heißt mehr.“

„Pauline ist brav, und meine Kinder sind gehorsam. Georg hält sein Wort wie ein Mann; ich weiß, was ich mir von ihm versprechen lasse, geschieht. Die Trennung an jedem Morgen wird mir freilich schwer

werden, aber was erträgt man nicht, wenn man weiß, in zwei Jahren wird Alles besser. Und das wird sein, denn ich darf jetzt hoffen, in zwei Jahren meine verpfändete Pension eingelöst zu haben."

„So haben Sie angenommen . . ."

„Noch nicht. Ich habe mir eine achttägige Bedenkzeit ausgebeten, obwohl Madame Amélie anfänglich auf sofortiger Entscheidung bestand und den Grund meines Zögerns durchaus kennen wollte. Ich konnte ihr ihn nicht sagen, diesen einzigen Grund . . . es ist unmöglich, — und auch vielleicht höchst lächerlich . . . In meinen Jahren sollte ich doch die Furcht vor der Zudringlichkeit eines Frechlings überwinden können, der seine albernen Späße gewiß einstellen würde, wenn ich den Muth fände, ihn einmal derb abzuweisen."

„Fragen Sie Pauline, welchen Spaß der Frechling sich eben erst machen wollte," sagte Brand und schilderte ihr kurz und lebhaft, was zwischen ihm und Eduard vorgefallen war.

Sophie schüttelte den Kopf. Sie war mit seiner Handlungsweise nicht einverstanden: ihr schien, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, eine Uebereilung! Er und eine Uebereilung! Wie kann man seinem Charakter so untreu werden?

Dietrich suchte sich zu rechtfertigen. Er war mit den Gepflogenheiten des Hauses schon bekannt genug, um zu wissen, daß um diese Stunde höchstens der schwarze Kater sich im Hofe aufhielt. Pauline ist die Einzige, meinte

er, der man zu erklären braucht, wie so der Herr Chef zwar durch die Thür herein, aber nicht mehr durch die Thür hinaus spazierte.

Sophie nahm den Hut ab und die altmodische Mantille, die sie sorgfältig zusammenfaltete, damit das vielfach geflickte Futter nicht zum Vorschein komme. Dann setzte sie sich an den Werktisch und fing an, eine Haube zu montiren.

Sie saß am Fenster im vollen Lichte des sonnigen Tages und Dietrich ihr gegenüber, den Blick unverwandt auf sie gerichtet. Ihre Wangen waren leicht eingefallen, ein Zug von Schwermuth spielte um den Mund mit seinen etwas zu blassen Lippen. Sie sah in diesem Augenblick nicht jünger aus als ihre Jahre. Nur ihre schönen, kunstfertigen Hände waren ganz unverändert geblieben und lösten mit bewunderungswürdigem Geschick und erstaunlicher Leichtigkeit ihre heikle Aufgabe. Der kleine Finger der Rechten, der selbst am Wenigsten leistete, schien der geistige Urheber all des Geleisteten zu sein, schien zu prüfen, zu leiten, sanft geründet Beifall zu spenden, jäh ausgestreckt Bedenken zu erheben. Brand betrachtete ihn und hätte ihn küssen mögen, bezwang sich aber und blieb regungslos; ein stiller Beobachter, aus dem allmählich ein gekränkter wurde. Etwas von dem, was in ihm vorging, hätte Sophie doch errathen müssen. War's möglich, daß der Kampf, den er mit seinem übervollen Herzen kämpfte, von ihr unbemerkt blieb? Nur absolute Gleichgültigkeit kann eine scharfsichtige und gütige Frau so blind und

grausam machen. Sophie war sich seiner Anwesenheit wohl gar nicht mehr bewußt, sie hatte ihn vergessen über den Spitzen und Bändern, aus denen sich immer deutlicher ein wunderhübsches, kopfputzartiges Ding gestaltete, das sie nun in die Höhe hielt und aus einiger Entfernung prüfend ansah.

„Nein, das könnt' ich nicht," rief Dietrich plötzlich aus. Sie lachte:

„Das glaub' ich, daß Sie das nicht können."

Er hatte aber etwas ganz Anderes gemeint. Er hatte gemeint: Ich könnte einen Menschen, der mich liebt, der blutig bereut, mich nicht schon einst geliebt zu haben wie jetzt, dem sein ganzes Leben und Alles, was er hat, erst dann etwas werth würde, wenn er es mir darbringen dürfte, nicht so neben mir sitzen lassen, ohne ihm ein Zeichen der Theilnahme zu geben.

Die Kinder waren zurückgekehrt. Man hörte sie in der Küche laut und eifrig sprechen; Annerl lief herein und mit ausgebreiteten Armen auf die Mutter zu:

„Wir sind gefahren, so weit, so geschwind, in einem zugemachten Wagen. Und Fräulein Julie sagt, wenn wir andere Kleider haben werden, werden wir in einem offenen Wagen fahren. Und jetzt sind wir wieder da."

Georg folgte der Schwester bald nach. Sein melancholisches Gesichtchen war freudig belebt, aber der ihm ungewohnte Ausdruck erlosch plötzlich, er richtete die dunkeln Augen finster auf Brand, zögerte einen Augenblick und kehrte auf der Schwelle wieder um.

„Sehen Sie nun," sprach Sophie, „so ist er. Daß er nicht Alles findet, wie er sich's wahrscheinlich vorher ausgemalt hat; daß Sie da sind, daß Annerl ihm zuvorgekommen ist mit ihrer Begrüßung, macht ihn unglücklich, verdirbt ihm die Laune für den Rest des Tages. Ein anderes Kind würde man strafen. Ich hab' es ja auch bei ihm mit Strenge versucht, aber immer bereut. Er leidet zu viel darunter, die Strafe steht außer Verhältniß zu dem Vergehen."

Sie hatte die Kleine auf ihren Schoß gehoben, und das Kind umschlang den Hals der Mutter mit beiden Aermchen und war glückselig.

Brand hatte sich kerzengrade auf seinen Sessel aufgerichtet: „Gnädige Frau," sagte er, „ich wiederhole meine schon neulich gestellte Bitte: Vertrauen Sie Ihren Sohn meiner Leitung an, überlassen Sie mir seine Erziehung."

Sophie erhob die Augen zu ihm, sah ihn dankbar an, aber sie schwieg.

„Thun Sie's," fuhr Dietrich fort, „Georg soll es gut haben bei mir, es soll ihm an nichts fehlen, auch nicht an weiblicher Pflege. Diese ließe ihm eine höchst anständige Person zu Theil werden, Frau Magdenaal Peters', die Mutter meines Täuflings, Dietrich Peter Peters'."

„Sie haben Alles erwogen, ich seh's," versetzte Sophie freundlich, ja herzlich, und dennoch klang eine leise Ironie aus ihrem Tone. „Aber man mag sich etwas Unbekanntes

noch so deutlich vorstellen, wenn es in Wirklichkeit an uns herantritt, überrascht es doch immer. Sie wissen nicht, was Sie sich aufbürden wollen . . . Ich habe es schon einmal gesagt — ein Kind, in ihrem gewiß schönen, musterhaft geführten Haushalt . . ."

„Ein Kind?" fiel er ihr ins Wort. „Zwanzig Kinder tummeln sich wöchentlich einmal bei mir herum. Ich gebe Soiréen, Erziehungs-Unterhaltungen . . . Ihr Sohn ist feierlich geladen. Gestatten Sie mir meinen Beruf auch an ihm zu erfüllen; es würde vielleicht nicht ohne Nutzen für ihn sein. Für mich — was freilich kaum in die Wagschale fällt — wäre es ganz gewiß ein Glück. Lassen wir's auf eine Probe ankommen, gnädige Frau. Natürlich müßte ich vor Allem trachten, Georg an mich zu gewöhnen, seine Zuneigung zu erringen. Ich würde am Liebsten morgen schon den ersten Versuch machen und ihn abholen kommen zu einem Spaziergang, wenn Sie es erlauben."

„Gern, wie gern, und ich danke Ihnen." Sie war verlegen und gerührt und sprach mühsam: „Ich danke, und in einem Athem bitte ich auch . . . Was die Antwort betrifft, die Madame Vernon in acht Tagen von mir erwartet — Herr Rittmeister, da lassen Sie mich allein entscheiden. Rathen Sie nicht ab, suchen Sie nicht, mich zu beeinflussen. Ich muß in dieser Sache ganz frei, ganz nach eigener Einsicht handeln."

„Wenn ich nicht abrathen darf," erwiderte Brand schmerzlich, „darf ich Sie während der Bedenkzeit, die

Sie sich bedungen haben, nicht sehen, nicht sprechen, denn sonst . . .“

Er wurde durch das Eintreten Paulinen's unterbrochen, die den Tisch decken kam.

„Warten Sie,“ rief Sophie ihr hastig entgegen und erröthete über und über; sie wollte keinen Zeugen haben bei ihrer ärmlichen Mahlzeit.

Brand empfahl sich, und es that ihm bitter weh, daß ihr Abschiedswort lautete:

„Auf Wiedersehen also, in acht Tagen.“

Unter dem Thore wurde er von der Hausmeisterin erwartet.

Sie schlich auf ihn zu, eine lächelnde Hyäne, warf einen spähenden Blick in die Runde, konnte nirgends einen Lauscher entdecken und sprach:

„Hob'n e'n beim Fenster 'nausg'schmiß'n! Recht is ihm g'scheg'n. Nur schod, daß mer kein' dritt'n Stock hob'n.“

„Ich habe Niemanden zum Fenster hinausgeworfen,“ erwiderte Brand.

„No, versteht si!“ Sie lächelte verschmitzt, und jetzt erinnerte sie an ein Krokodil. „Thon hoben's es nit, aber hundertmol verdient hätt's der Schuft, der miserabliche. Schon von weg'n den jung'n Ding von do drib'n. So an arm's jung's Ding. Die Eltern sein Schneidersleit', brave Leit', und 's Mädl war a brav . . . Bis der Schuft — ober dös steht ihm no ins Haus, dös wird sei Gnädige erfohren, ob s'es g'freit oder nit . . .

Jetzt'n hot er's satt, dös arme Ding, und handlet gern an mit unsr'er Frau von Miller. No jo, so en einschichtigs Frauenzimmer wäre ihm holt commod, 's is a Glick, daß der gnä' Herr zum Recht'n seg'n und ihn nauspfeffern."

„Frau Hausbesorgerin, ich habe ihn nicht hinaus „gepfeffert", ich habe ihn ersucht, sich selbst an die frische Luft zu setzen," sprach Brand ernst und nachdrücklich.

„Wenn er nur g'setzt ist, wenn's 'n nur obg'schofft hob'n. Wie S'n obg'schofft hob'n" — sie fuhr mit dem Arme durch die Luft, als ob sie etwas Schweres bei Seite bringen und für immer begraben wollte, und legte dann betheuernd ihre Rechte auf die Brust: „Dös bleibt bei mir!"

XVI.

Die ganze folgende Woche hindurch kam Brand regelmäßig, um Georg abzuholen. Er übernahm ihn am Morgen an der Thür und gab ihn Abends an der Thür wieder ab. Der Kleine kehrte täglich mit einem größeren Wiesen- und Waldblumenstrauß heim, und auch täglich munterer, mit frischeren Augen, rosig angehauchten Wangen.

Das Porträt, das er an jenem Tage, an dem die Anwesenheit Brand's seinen Unmuth erregt, in die tiefste Tiefe des Malkastens verbannt hatte, kam wieder zum Vorschein; Georg strichelte so lange daran, bis der Kopf und der geheimnißvolle Hintergrund, von dem man nicht wußte, ob er einen Gewitterhimmel mit Geisterschlacht, oder ganz einfach die Zimmerwand vorstellen sollte, ganz schwarz wurden. Aber Aehnlichkeit mit einem ins Mohrenhafte übersetzten Dietrich Brand war da, und nach einiger Zeit befestigte der Knabe das Bild an der Wand neben seinem Bette und schlief unter den rabendunkeln Augen des neuen Freundes ein. Freilich nur, um bald wieder zu erwachen. Ruhiger, gesunder Schlaf wollte sich weniger

als je einfinden. In seinen Träumen setzte Georg die Wanderungen mit dem „Herrn Rittmeister“ fort, lachte laut über die tollen Sprünge eines aufgescheuchten Häsleins, fuhr auf mit einem gellenden Schrei, weil er eine Schlange heranschleichen und sich ringeln sah auf seiner Bettdecke. Kaum beschwichtigt und wieder eingeschlummert, übte er im Schlafe seine neueste Kunst, ahmte den Schlag der Nachtigall nach, den Sang der Drossel, das zierliche Gezwitscher der Meise. Es klang eigen, lieblich und unheimlich zugleich, und Sophie fragte sich, ob ihrem armen Kinde auch die Freude, die es jetzt genoß, zum Unsegen werden sollte.

Die Bedenkzeit war um; am achten Tage kam Sophie selbst, den Touristen die Thür zu öffnen und Brand fragte:

„Was werden Sie beschließen?“

„Ich habe schon beschlossen, ich habe heute mein Amt angetreten.“

Dietrich fuhr zusammen. Ihm war, als stände er nicht mehr vor ihr an ihrer Schwelle, als sei sie ihm in weite Ferne gerückt, als hätte eine Kluft sich plötzlich zwischen ihnen aufgethan. Und in der war versunken, was ihm mehr, als er selbst es gewußt, die letzte Zeit hindurch das Leben erhellt hatte — eine leise und hold schimmernde Hoffnung auf zukünftiges Glück.

„So?“ sprach er. „So? . . . Ganz recht, Sie sind Ihr eigener Herr.“

Sie war's und wollte es bleiben; hätte sie ihm das deutlicher beweisen können? Sein Rath, sein Wunsch, seine Bitten galten ihr nichts. Nun ja, wenn einem ein Mensch gleichgültig ist! Denke den Gedanken nur aus — eine erloschene Neigung läßt sich nicht wieder anfachen, nie. Dietrich verbarg seine schmerzvolle Enttäuschung; er lächelte nur sehr traurig, als Frau von Müller sagte:

„Sie sind im Begriff, meinem Kind zu Liebe Ihr Behagen aufzugeben, Ihre Freiheit, und ich sollte dieses große Opfer annehmen und selbst nicht das kleinste bringen? Es ist unmöglich. O, Herr Rittmeister, Sie an meiner Stelle würden das auch finden, Sie würden genau so fühlen und handeln wie ich."

Brand erwiderte, daß er nicht im Stande sei, sich in die Empfindungsweise einer Dame hinein zu versetzen. Uebrigens verstehe es sich von selbst, daß Sophie nichts Anderes thun könne und dürfe als das, was sie für das Rechte halte.

Er nahm Abschied und war ein wenig erbittert und fest entschlossen, mit sich fertig zu werden. Es mußte ihm gelingen, es gelingt jedem tüchtigen Menschen, dem eine schöne Aufgabe gestellt ist, an deren Erfüllung er mit ganzer Liebe geht, die ihn abzieht von der Grübelei über das eigene Wohl und Weh und dem thörichten Hangen und Bangen nach Unerreichbarem. Diese Aufgabe war zunächst: Georg an sich zu gewöhnen und die Eiswand ein- für allemal zum Schmelzen zu bringen, die immer noch von Zeit zu Zeit wie auf ein Zauber-

wort aus dem Boden stieg und sich zwischen ihm und dem Kinde aufstellte.

Dietrich warb um seine Zuneigung mit großer Kunst, mit stets bewährter Geduld, und mußte lange werben und durfte sich's nie merken lassen, daß er warb. Er mußte ihn selbst herankommen lassen, den scheuen kleinen Menschen, der so viel Liebe brauchte und sich immer wieder in plötzlichen Anwandlungen des Mißtrauens von Dem abwendete, der ihm die reichste entgegen trug.

Der berühmte Kinderarzt, mit dem sich Brand seit der Geburt seines Täuflings befreundet hatte und dem er nun auch seinen Pflegesohn vorführte, empfahl die äußerste Sorgfalt. Gute Nahrung, gute Luft, Bewegung, aber keine Ermüdung, Beschäftigung, aber keine Anstrengung. So ein geschicktes Lootsen zwischen allen möglichen Klippen, schwer, schwer! — „Nun," setzte er tröstend hinzu, als er den tieftraurigen Eindruck sah, den seine Worte auf Brand machten. „Sie bringen ihn vielleicht durch. Ein Erziehungskünstler sind Sie schon, jetzt müssen Sie noch das Krankenwarten erlernen. Schwächlich bleibt Ihnen der Bursch übrigens sein Lebtag."

Schwächlich und einsam, dachte Brand. Georg paßte nicht in die Gesellschaft anderer Kinder; hülflos und fremd stand er bei den Samstag-Versammlungen, betheiligte sich nicht an den Spielen der Kinder, sah ihnen nur aufmerksam zu, und dabei verklärte gar oft ein Aufleuchten der Freude, der Liebe, der Bewunderung sein stilles Gesichtchen. Die Kinder wußten diese platonische

Theilnahme nicht zu schätzen. Die Mädchen lachten ihn aus, die Buben neckten ihn, vor denen mußte ihn Brand fortwährend retten.

„Wehr' Dich!" rief er ihm einmal zu, als ein übermüthiger Junge sich vor ihn hinstellte, ihn zum Kampf herausforderte und ihm statt aller anderen Präliminarien einen Faustschlag versetzte.

„Wehr' Dich!" wiederholte Brand.

Georg richtete einen seltsam fragenden, überlegenden Blick auf ihn, schüttelte den Kopf und sprach: „Nein, laß' ihn, den Armen."

Was ging in ihm vor? Verstand er, was er da sagte? Woher kam ihm die Offenbarung, daß Unrecht thun mehr Qual in sich birgt als Unrecht erfahren, und bedauerte er deshalb den Knaben, der ihn schlug?

Ein solcher Mitleidskünstler sollte dieser kleine Georg sein, dem jede sentimentale Weichlichkeit fern lag, der, wie manches von Geburt an kränkliche Kind, körperliche Schmerzen mit klaglosem Heldenmuth ertrug? Er hatte kaum gezuckt, als die Faust des Angreifers auf ihn niederfiel, er hätte sich als Mann nicht anders benehmen können, wenn die schwere Hand des Schicksals ihn getroffen hätte.

Die Zeit, zu der Dietrich in den vergangenen Jahren seine Sommerreise angetreten hatte, war vorbei, und noch immer traf er nicht die geringste Vorbereitung, die Stadt zu verlassen. Frau Peters' und ihr pausbäckiger Junge residirten schon seit einigen Wochen im Hochparterre der

Villa in Neuwaldegg, die seit dem Tode der Eltern Brand's leer gestanden hatte. Magdalena kam wöchentlich zweimal, um „im Geschäft" nachzusehen, das in ihrer Abwesenheit von der „Kusin" geführt wurde, und versäumte nie, Dietrich zu besuchen und zu ermahnen.

„Kommen's doch hinaus, Herr Rittmeister, 's is ja Sünd und Schad, so ein schönes Haus, und Niemand drin als ich und mein kleiner Bub. So ein schöner Garten, und wenn ich Abends da sitz allein unter den Buchen, da mein ich ordentlich, ich hör' sie lamentiren, um ihren Herrn."

„Glauben Sie das, Frau Peters'," erwiderte Brand. „Sie hören die Buchen um Jemand ganz Andern lamentiren als um mich."

Magdalena erröthete und sprach resolut: „Daß ich nix dagegen hätt, wenn mein Mann da wär, das ist natürlich, aber auch Sie, Herr Rittmeister, gehören zu uns. Wenn einem der liebe Gott so was Schönes beschert, will er auch, daß man was davon hat. Auf so einen Besitz, so einen prächtigen, g'hören mehr Leut hin als wir Zwei, mein Peterl und ich."

Brand wußte wohl, wer seiner Meinung nach „hingehörte," wen er am Liebsten durch die Zimmer schreiten sähe, die ihm so traut belebt wurden durch die Erinnerung an seine Eltern. Er wußte, wem er am Liebsten gesagt hätte: Tritt ein, nicht als Gast, nein, als Gebieterin, und verwandle mir mein verödetes Eigenthum in ein trautes Zuhause. Sophie hielt ihn aber viel zu

kurz, als daß er eine Anspielung auf einen so kühnen Wunsch wagen durfte. Er getraute sich nicht einmal, von seinen peinigenden Sorgen um sie zu sprechen und sah doch, daß ihre Kräfte in dem selben Maße sanken, in dem ihr Eifer, die übernommene Aufgabe gut zu erfüllen, stieg. Daß diese Aufgabe keine leichte sein werde, darüber hatte sie sich nicht getäuscht, hatte im Voraus gewußt, daß sie sich die Stellung, die man ihr gab, erst machen müsse. Es war eben ein Kampfplatz in Miniatur, auf dem sie stand. Sie hatte den passiven Widerstand der älteren Fräulein gegen eine „plötzlich hereingeschneite" Autorität zu erdulden und die Unbotmäßigkeit der jungen Fräulein zu besiegen.

„Und — was mir am Schwersten fällt," sagte sie, „ich muß mich gewöhnen, die Arbeit, die ich immer mit Ernst und Sorgfalt gethan habe, von Anderen mit empörender Nachlässigkeit thun zu sehen, ohne sie ihnen aus der Hand nehmen und kurz und gut selbst fertig machen zu dürfen. Ich werde für etwas ganz Anderes bezahlt; ich soll lehren, leiten, heranbilden."

„Lehren, leiten, heranbilden — unmöglich, wenn man Ihnen keine Macht einräumt," erwiderte Brand nach einigem Nachdenken. „Ich staune nur, daß ein großes Etablissement wie das von Madame Vernon's überhaupt bestehen kann ohne militärische Organisation."

Sie lachte: „Schlecht und recht geht's doch weiter, und was mich betrifft, ich muß und ich werde mich zurecht finden. Es ist Feigheit von mir, daß ich klage.

Eines, die Hauptsache, hat sich von Anfang an so gut gemacht, wie ich's besser gar nicht wünschen kann — der Chef ignorirt mich. Das verdanke ich Ihnen, auch das . . ."

„Wann werden Sie sich eine Erholung gönnen?" fiel Brand rasch und beinahe aggressiv ein. „Wann gedenken Sie Urlaub zu nehmen?"

„In diesem Jahre doch nicht, im ersten Jahre doch nicht. Am wenigsten doch jetzt, da in sechs Wochen der Schluß der Ateliers für fast zwei Monate während der saison morte bevorsteht."

Mit dieser Antwort mußte er sich bescheiden und war in nicht eben rosiger Laune, als Madame Amélie nach langer Zeit einmal wieder einen Hülferuf ertönen und Brand zu sich bitten ließ.

Er traf sie in einem bejammernswerthen Zustand. Sie lag auf dem Ruhebette, über dessen Lehne ihre langen dichten Haare, in Strähne aufgelöst, hingen; sie stöhnte und hielt dem Eintretenden mit krampfhaft zuckenden Fingern einige zerknitterte, thränengetränkte Briefe entgegen:

„Eh bien — voilà!"

Sie wußte Alles. Ein Armenadvokat hatte sie in Kenntniß von der neuen Schlechtigkeit ihres Gatten gesetzt, der die jüngste und hübscheste unter den jungen Arbeiterinnen verführt, verlassen und, als sie ausblieb aus dem Atelier, schändlich verleumdet hatte bei seiner Frau. O, ihr graute, ihr ekelte vor ihm. Er war kein pauvre chéri mehr, er war Monsieur Weiß, der fripon,

den sie verachtete, und von dem sie sich trennen wollte, auch wenn ihr Herz darüber in Stücke ginge.“

„In Stücke, darüber? da müßte es doch ein recht zerbrechliches Ding sein. Ich aber halte es für ein stolzes und standhaftes Herz, das sich aus erniedrigenden Banden befreien wird. Gehört Heldenmuth dazu? Sie haben ihn, Sie sind gewiß nicht umsonst die Tochter des Landes, das so viele Heroïnen geboren hat.“

Amélie richtete sich auf, der Schmeichelei war sie noch am Rande der Verzweiflung zugänglich.

Dietrich fuhr eine Weile in gleichem Tone fort, warf sich dann aber auf das Praktische: „Wenn Sie diesen Menschen noch eine Zeit lang als Chef walten lassen, führt er eine Paschawirthschaft ein, verwandelt Ihre Ateliers in Harems. Die Achtung, in der Ihr Haus steht, geht verloren. Ihr sauer erworbenes Geld, das Sie guldenweise hereingebracht haben, fliegt zu Tausenden hinaus. Wofür, Allgerechter! Ihre Schande, die Sünden, die man an Ihnen begeht, werden damit bezahlt.“

Madame Amélie hörte ihm zu, rieb sich die Schläfen mit Migränestift, erröthete und erbleichte. Niemals hatte die Beredtsamkeit Brand's eine solche Wirkung auf sie ausgeübt, wie im Augenblick, in dem er gegen Herrn Eduard für ihr Geld plaidirte. Sie gab ihm in Allem Recht. Ja, es war aus und mußte aus sein! Elend hatte der fripon sie gemacht, zur Bettlerin sollte er sie nicht machen. Sie trennte sich von ihm, sie that's, wenn

es auch — von dieser Befürchtung kam sie nicht los — ihren Tod herbeiführen oder doch beschleunigen werde.

„Im Gegentheil!“ rief Brand. „Die Kraft haben, eine nichtsnutzige Neigung auszurotten aus unserem Innersten, heißt den besten Beweis liefern, daß wir recht lebendig sind. Rotten Sie aus, Madame! Es wäre doch des Teufels, wenn Sie etwas Unwürdiges nicht ausrotten könnten!“

Amélie gerieth in Extase: „Helfen Sie mir, Monsieur Rittmeister Brand, nobles, großes Herz! Verlangen Sie von mir einen heiligen Eid, daß ich werde unerbittlich bleiben . . .“ Sie erhob die Schwurfinger: „Je jure . . .“

Dietrich ließ sie nicht weiter reden: „Ein fester Vorsatz ist ein Eid und darum nicht weniger heilig, weil wir ihn nur uns selbst geleistet haben.“

Sie dankte ihm für dieses schöne Wort, sie war es werth, daß man ein so schönes Wort zu ihr sprach, denn sie hatte volles Verständniß für alles Schöne und überhaupt ein sehr feines Gefühl. Jetzt war aber nicht le moment, Gefühle zu haben, jetzt regierte kühle raison allein das Thun und Lassen Madame Vernon's. In raschen Zügen entwarf sie ihren Zukunftsplan. Heute noch wollte sie ihren Geschäftsfreund beauftragen, die vorbereitenden Schritte zur Scheidung einzuleiten, morgen bestellte sie ihr Haus, setzte eine Regentschaft mit Fräulein Julie an der Spitze ein, übermorgen reiste sie. O seliger Tag! Tag der Befreiung aus entehrendem

Joche! Uebermorgen fuhr sie nach ihrem „Paris bien-aimé," zu ihren Verwandten, von denen sie bei ihren alljährlichen Künstlerfahrten nach der Metropole der Intelligenz, der Erfindungsgabe, des Geschmacks immer mit offenen Armen empfangen, von denen sie verwöhnt, choyirt, adorirt wurde.

„Einen letzten Freundschaftsdienst erweisen Sie mir," schloß sie. „Gehen Sie zu Ihm —"

„Zu wem? —"

Sie senkte die Augen: „Zu Monsieur Weiß. Sagen Sie ihm, daß ich ihn verachte und lieber sterben, als ihn auch nur einmal wiedersehen will. Sie aber, mon bon ami, Sie kommen, übermorgen Lebewohl sagen der armen Amélie."

Er versprach, sich gewiß noch vor ihrer Abfahrt einzufinden, und ging hinüber ins Bureau.

Der Chef stand vor dem Pulte, auf dem das Hauptbuch aufgeschlagen war und beschäftigte sich damit, seine Ringe von einem Finger auf den andern zu stecken und gründlich zu erwägen, auf welchem sie den schönsten Effekt machten.

Brand kam mit sozusagen knirschenden Schritten auf ihn zu, bestellte die Botschaft Madame Amélies und gab die Erklärung ab: „Auch wenn Ihre Frau Gemahlin mich nicht dazu aufgefordert hätte, wäre ich gekommen, um Ihnen zu sagen: Was ich thun konnte, um Sie in das Nichts zurückzustoßen, aus dem eine Ihnen

tausendfach überlegene Frau Sie in unbegreiflicher Verblendung gerissen hat, das habe ich gethan."

Weiß war anfangs äußerst betroffen und rathlos gewesen, sammelte sich aber allmählich und suchte dem unerwarteten Angriff zu begegnen: „Zu gütig, zu viel Ehre für uns. Inkommodiren sich . . . mischen sich in unsere kleinen ehelichen Zwistigkeiten."

„Sie haben mich mißverstanden," versetzte Brand. „Von kleinen Zwistigkeiten ist nicht die Rede. Ihre Frau trennt sich von Ihnen, sie reist, sie begibt sich nach Paris, in den Schutz ihrer Familie."

„So, sie reist? Allein, die Arme?" Eduard steckte seine Ringe definitiv auf den kleinen Finger der linken Hand. Er war in den Wiederbesitz seiner ganzen Dreistigkeit gelangt, hatte die Rolle gefunden, die er heute dem „alten Hofmeister Brand" gegenüber spielen wollte, die des vielerfahrenen Weltmanns. „Wird eine traurige Reise sein," sagte er und stieß einen leichten Seufzer durch die Nase aus.

„Und ein trauriges Zurückbleiben für Sie."

„Vielleicht auch nicht. Wenn aber — kann ich ja nachreisen. Kenne Paris noch nicht, sehe mir's vielleicht an — zur Abwechslung. Wir Männer lieben die Abwechslung, sind einmal auf den Wechsel gestellt . . . nicht alle. Es gibt auch Ausnahmen, zum Beispiel Sie. Sie sind für die Tugend, für das Väterliche."

Er bebte zurück vor dem Blick, den Brand auf ihn richtete; er wich aus, als dieser sich ihm um einen

Schritt näherte, aber seine aufgestachelte Frechheit errang doch den Sieg über seine Feigheit: „Seien Sie, wofür Sie wollen und thun Sie nach Ihrem Belieben, Herr Rittmeister, ich thu' nach dem meinen." Seine Stimme wurde immer sicherer, die Finger der ausgestreckten Hand spielten nachlässig mit dem Drücker der elektrischen Glocke, die auf dem Schreibtische stand — eine Bewegung, und Hülfe war da. Herr Weiß durfte viel wagen, er war in guter Hut.

So fuhr er denn, seine Worte manchmal gewaltsam hervorstoßend, fort: „Jedes Thierel hat sein Manierel, heißt's im Sprichwort: Das vergessen Sie immer, Sie möchten den Katzen Flügel und den Vögeln Pfoten anerziehen. Lassen Sie das bleiben, Herr Rittmeister, Sie plagen sich und ändern doch nichts, lassen Sie die Katzen ungeschoren laufen und die Vögel ungeschoren fliegen."

„Herr," erwiderte Brand, „die beklagenswerthe Thatsache, daß es unverbesserliche Hallunken gibt, erschüttert mir nicht den Glauben an die Macht der Erziehung."

Er sprach diese Worte ganz ruhig, er wunderte sich selbst, wie ruhig er geworden war und jetzt seiner Wege ging.

Da hatte er wieder eine Lektion bekommen: „Laß ihn, den Armen," sagte sein kleiner, lieber Junge. „Lassen Sie mich ungeschoren, Sie ändern doch nichts an mir," sagte Herr Eduard. Kam das nicht auf Eins heraus? War es nicht dasselbe?

Dasselbe und nicht dasselbe, es ist ein Unterschied

in der Qualität, wie ein Unterschied ist zwischen dem Nichtwissen des Philosophen und der Unwissenheit des Laffen, zwischen dem in ringender Qual geborenen Unglauben des Denkers, und dem frechen Annichtsglauben des Galgenstricks.

XVII.

Die Zeit, in der geschienen hatte, daß die Gesundheit Georg's sich stärke, kindliche Lebenslust in ihm erwache, war vorbei. Er sank wieder zurück in die frühere, stille, wehmüthige Niedergeschlagenheit. Schlaf- und ruhelos bei Nacht, stand er nach kurzem Morgenschlummer auf, um bald in ein traumseliges Hindämmern zu gerathen, das ihm wohl that, aus dem er sich aber oft gewaltsam aufraffte oder aufzuraffen suchte. Er litt nicht, er sprach nie einen Wunsch aus, er lächelte, wenn Jemand sagte, er sei krank. Ach nein, er war nicht krank, ihm fehlte nichts, er war auch ganz glücklich, er war nur müd', sehr müd'.

Einige Male hatte Brand den Nachmittag mit ihm in Neuwaldegg zugebracht, zum Entzücken des kleinen Dietrich Peters'. Wenn der hörte: Der Herr Rittmeister kommt, war er vom Gartenthor nicht fortzubringen, preßte sein Gesichtchen an die Eisenstäbe und schien durch die Kraft, mit der er's that, die Kraft seiner Sehnsucht ausdrücken zu wollen. Sobald er Brand von Weitem erblickte, schrie er auf und rief in allen Tönen der Zärt-

lichkeit — jauchzend, jubelnd, in Rührung hinschmelzend: „Mein Jittmeiste! Mein He Jittmeiste!"

Und dem einsamen Manne, der eine unerwiderte Liebe im Herzen trug, that die anbetende und äußerungsbedürftige Liebe dieses Kindes wohl.

Auch der immer freundliche, immer nachgiebige Georg wurde von Peter Peters' warmfühlendem Sprößling angebetet. Der große Georg war so gut mit ihm, that Alles, was er wollte, verwies ihm kaum je einen Ungehorsam, eine Unart, räumte ihm aber die Gelegenheit und die Versuchung zu Ungehorsam und Unart sorglich und unauffällig aus dem Wege.

„Hören Sie, Frau Peters'," sagte Brand zu Magdalena, „der Umgang mit meinem Pflegesohn dürfte für meinen Täufling sehr ersprießlich werden. Mein Georg, der ist ein Erzieher!"

Magdalena empfand dies Lob als Tadel ihrer Erziehungskunst, was ihr nicht angenehm war und ihr den Gepriesenen nicht angenehm machte. Sie hatte für ihn viel Mitleid und wenig Zuneigung. Daß er Stunden lang zeichnend, malend auf einem Flecke sitzen konnte, oder auch Stunden lang nichts Anderes thun, als Ameisen oder Vögel, oder die Wolken am Himmel beobachten, das ging ihr wider den Strich, war der rührigen Frau unbegreiflich und deshalb unsympathisch.

„Und die Sanftmuth von dem Buben, Herr Rittmeister! Diese ewigen Rücksichten auf andere Leut', und wie er so g'scheit spricht . . . 's is unnatürlich, Herr

Rittmeister. Eine solche Bravheit, eine solche G'scheitheit kann gar nicht g'sund sein für einen Buben."

„Für einen Buben, so? Ein Mädchen dürfte natürlich, ohne Gefahr, daß ihr Wohlbefinden darunter leidet, nach Belieben brav und gescheidt sein," erwiderte Dietrich. „Beim Manne, der sich ja doch nur zum zukünftigen Höllenbraten auswächst, kann es nicht zeitlich genug ‚brandeln', meinen Sie. Das sind Irrthümer, meine liebe Frau Peters, sehr gefährliche Irrthümer, die ihr Scherflein beitragen können zu dem schändlichen Kampfe der Geschlechter, den die Weibmänner und die Mannweiber der ‚Moderne' in die Welt gesetzt haben."

Frau Peters war verdutzt: „Kampf der Geschlechter?" „Die Moderne?" Sie ahnte nicht, was das zu bedeuten hatte, und wollte doch den Herrn Rittmeister nicht fragen, aus Furcht, ungebildet zu erscheinen. So beschloß sie, zu warten und von ihrem Manne Aufklärung über die Sache zu erlangen.

Brand hatte seinen Besuch bei Madame Amélie bis zur letzten Stunde vor ihrer Abreise verschoben. Da bedurfte die Scheidende am nothwendigsten seines stärkenden Zuspruches. Er wollte noch einmal an ihren Stolz appelliren und die Hoffnung aussprechen, daß sie im Bewußtsein ihrer geretteten Würde Ersatz finden werde für ihr zweifelhaftes und immer bedrohtes Glück.

Als er sich um halb acht Uhr Morgens dem Hause

näherte, sah er einen mit Koffern beladenen Landauer davor stehen. Sollte das der für Madame Vernon bestellte Wagen sein? Nicht zu denken! Der Pariser Zug geht erst wenige Minuten vor Neun ab, sie wird doch nicht eine geschlagene Stunde im Wartezimmer sitzen wollen. Indessen erschien aber ihr Stubenmädchen und reichte dem Kutscher eine umfängliche Hutschachtel auf den Bock hinauf. Kein Zweifel mehr — die seelenstarke Frau hatte Eile, ihren heroischen Entschluß auszuführen und ihr häusliches Domicil, diese Brutstätte des Unheils für Andere, des moralischen Unterganges für sie selbst, zu verlassen.

Brand trat unter das Hausthor, und im selben Augenblick kam die große Modistin ihm aus dem Treppenhause entgegen. Sechs ihrer Damen geleiteten sie, einige vergossen Thränen, andere schienen mühsam, aber heldenmüthig einen großen Schmerz niederzukämpfen. Amélie blieb stehen, ihr Gefolge umdrängte sie, ihre Hände wurden ehrfurchtsvoll gepreßt, stürmisch geküßt. Sie dankte mit Rührung und Grandezza für jedes Liebeszeichen.

Ein Gymnasiast, der eben vorüberging, weidete sich ein Weilchen an dem Anblick und rief: „Die reine Maria Stuart vom Burgtheater.“

Brand schob den kecken Jüngling zur Seite, näherte sich Madame Amélie mit erhobenem Hute und beglückwünschte sie: „Sie sind Ihrem Entschlusse treu geblieben, Madame, sehen Sie, es geht auch ohne Eid. Meine Hochachtung, Madame.“

Sie war merkwürdig verlegen, ja bestürzt: „Ach, oh — diese Liebenswürdigkeit! diese Güte! . . . Ich hätte wirklich nicht erwartet . . . daß Sie so früh . . ."

„Nicht erwartet? — Da ich Ihnen doch versprochen hatte . . . Ich glaube fast, ich komme Ihnen ungelegen," scherzte er.

Sie protestirte, und er ergriff ihren Arm und half ihr in den Wagen steigen. Dabei that er einen Blick in das Innere des Gefährts . . . Alle Teufel! eine Ecke war schon besetzt, sehr dick und breit durch einen schönen Mann mit weiß und rothem Gesicht, mit schwellenden Lippen. Brand kannte das Lächeln, das höhnische und ängstliche Lächeln, zu dem sie sich in diesem Augenblicke verzogen. Entrüstet warf er den Wagenschlag zu. Amélie, schamroth und verwirrt, beugte den Kopf und machte eine um Verzeihung flehende Gebärde. Der Kutscher trieb die Pferde an.

Glückliche Reise, Unglückliche! Sie nimmt den Elenden mit — auf die Flucht vor ihm. O die Weiber, die Weiber!

Fast hätte Dietrich es laut ausgerufen. Die Damen unter dem Thor waren indessen von toller Lustigkeit ergriffen worden, schnatterten und lachten, daß es ein Vergnügen gewesen wäre, ihnen zuzuhören, wenn die Immoralität dieses Gelächters ein Vergnügen hätte aufkommen lassen. Unter der Anführung Fräulein Julien's, die im Bewußtsein ihrer Regentschaftswürde um zwei Zoll gewachsen schien, hüpften und tanzten die Frauen-

zimmer die Stiege wieder hinauf. Mißbilligend sah Brand ihnen nach.

Beim Abschied und nach dem Abschied muß man euch sehen, ihr falschen Kröten! dachte er. Alsbald aber regte sich sein Gerechtigkeitsbedürfniß und veranlaßte ihn zu allerlei Erwägungen und zu der Frage: „Machen wir Soldaten es nicht im Grunde ebenso? Mit Trauerklängen begleiten wir den entschlafenen Kameraden zur letzten Ruhestätte — mit klingendem Spiele marschiren wir hinweg von seinem Grabe."

Der Vergleich hinkt freilich wie jeder Vergleich. Uebrigens sei es wie es wolle — mit Weibererziehung gedachte Brand sich vorläufig wenigstens nicht mehr zu befassen.

Sophie war bei dem theatralischen Abschied der Principalin nicht erschienen; Dietrich traf sie unterwegs, und sogleich fiel ihre Blässe und ihre sorgenvolle Miene ihm auf. „Was ist Ihnen," sprach er sie an. „Sie sehen bekümmert aus."

„Das bin ich auch. Georg ist in der Nacht von heftigem Fieber ergriffen worden, und ich habe den Arzt rufen lassen, ihn aber nicht erwarten können."

„Ich will ihn erwarten und Ihnen Botschaft ins Atelier bringen," sagte Dietrich.

„Nicht selbst," erwiderte sie rasch, „schicken Sie mir Nachricht. Ich bitte." Sie machte eine flehende Gebärde, nickte ihm zu und eilte davon.

In der Wohnung angelangt, wurde Dietrich von Klein-Annerl begrüßt.

„Weißt Du was?“ rief sie, „nimm heute mich mit auf die Reise. Georg bleibt da, er ist eingeschlafen.“

Und so war's. Auf einem Sessel in der Fensterecke, mit seinem Hütchen auf dem Schoße, zum Ausgehen bereit, war er in Schlaf gesunken. Sein Kopf hing tief herab auf die Brust, sein Athem ging unhörbar leise. Er war sehr gewachsen in der letzten Zeit, die Aermel seiner Jacke reichten kaum noch bis zu den schmalen Handgelenken. Wie glichen seine Hände denen seiner Mutter, wie farblos aber und wie abgezehrt waren sie!

Dietrich stand lange vor ihm, ehe er erwachte, plötzlich auffuhr und in das Gesicht des Freundes blickte.

„Lieber Herr Rittmeister, guter Herr Rittmeister,“ sagte er freudig, und seine Augen leuchteten.

Das war die erste Liebeserklärung, die Brand von dem Kinde zu hören bekam. Sie erhellte ihm die Seele bis auf den tiefsten Grund, doch that er, als ob er nichts Neues und Merkwürdiges an ihr fände, und fragte: „Wie geht's? Wie fühlst Du Dich? Wollen wir heute in die Berge?“

„In die Berge, ja, ja, in die Berge,“ wiederholte das Kind, erhob sich, wankte und fiel besinnungslos in Dietrich's Arme.

Er und Pauline brachten ihn zu Bette und labten ihn. Der Arzt, der bald darauf erschien, fand ihn noch in halber Betäubung, sprach sich nicht aus, wollte am

Abend wiederkommen. Da war Sophie schon zu Hause, und für sie hatte er nur Worte des Trostes und der Beruhigung. Zu Brand sagte er aber schon am nächsten Tage im Vertrauen:

„Wir schwanken auf einem schmalen Brette über dem Abgrund."

Und es wurde ein langes, langes Schwanken, eine schwere, schleichende Krankheit. Sie fraß allmählich die physischen Kräfte des Kindes auf, konnte aber seiner Intelligenz, seiner Phantasie, seiner Güte, allen liebenswürdigen Eigenschaften, die ihn beseelten, nichts anhaben. Sie kamen vielmehr erst recht zu Tage, jetzt, da seine Scheu, zu äußern, was er fühlte, gewichen war.

„Nur nicht aufregen," warnte der Arzt, „dämpfen! Zerstreuung braucht er jetzt nicht, langweilen soll er sich."

Aber leider langweilte Georg sich nie; Alles interessirte ihn, ein Schatten, der an der Mauer hinglitt, ein Baumblatt, das durchs offene Fenster hereinflog, gab seinem Geiste überreichen Stoff zu rastlosem Denken und Sinnen.

Einmal erfuhr er einen großen Schmerz. Der Arzt hatte den Rath gegeben, Annerl fortzubringen aus der Nähe des Kranken, und es wurde beschlossen, sie der treuen Obhut der Frau Peters anzuvertrauen. Als diese kam, um ihre Schutzbefohlene in Empfang zu nehmen, brach Annerl beim Abschiede von ihrem Bruder in heiße Thränen aus. Sie war aber kaum in die Küche getreten, wo Dietrich Peters von seiner Mutter deponirt worden

war, als man sie auch schon fröhlich lachen und ihn begrüßen hörte.

Georg richtete sich im Bette auf bei diesem Freudensausrufe: „Jetzt ist sie glücklich, wenn sie nur glücklich ist, die Kleine," sagte er, kehrte sich mit dem Gesichte gegen die Wand — und weinte ganz leise.

Bei einem Haar hätte Brand mitgeweint, so nahe ging ihm das Leid, das seinem lieben Jungen widerfuhr. Aber zwischen dem, was sich an weichen Empfindungen in einem Manne regt und dem, was von ihnen zu Tage kommt, liegt eine Welt des Unausgesprochenen. Brand hielt sich immer im Zaume, verrieth nie eine Schwäche und pflegte eifrigst das Talent zur erziehlichen Krankenwartung, das er in sich entdeckte. Dazu gehörte unter Anderem auch eine ganz vortreffliche, originelle Erzählungsgabe, von der Dietrich bisher nichts geahnt hatte. Kein brutales Vorbringen all' dessen, was Einem eingefallen ist, nein, ein Erfinden während des Erzählens, und dabei ein fortwährendes Beobachten des Eindrucks, den dieses hygienische Fabuliren hervorbringt. Der Eindruck, den es macht, ist seine Muse, sein Stachel und Zügel: er lehrt: jetzt darfst du steigern, spannen, und jetzt mußt du nachlassen, wohlthuend und sanft, und jeden Mißton auflösen und verklingen lassen in Frieden und Harmonie.

Das konnte Brand, das hatte er gelernt, das hatte die Liebe zu seinem lieben Jungen ihn gelehrt. Und was nicht Alles noch! Die Anordnungen des Doktors

befolgte er gewissenhaft, aber gegen seine Diagnose erhob er Einwendungen:

„Es ist eine Entwicklungskrankheit, glauben Sie mir, aus der Georg sich neu gestärkt erheben, und dann erst recht kräftig an Leib und Seele gedeihen wird. Er wird seine kleinen Absonderlichkeiten und Empfindlichkeiten abstreifen, und Einer wie Tausende werden in allem Geringfügigen und Nebensächlichen; Einer wie Wenige aber in allem Großen, Ernsten, Wichtigen. Machen Sie ihn nur zu einem gesunden Menschen, Herr Doktor, zu einem tüchtigen, einem ausgezeichneten Menschen wird er sich machen ohne Sie und ohne mich, denn — ich sehe das schon — er gehört zu Denen, die sich selbst und gelegentlich ganz unbewußt den Erzieher erziehen."

XVIII.

Die Stellung Sophien's im Hause Vernon war seit der Abreise ihrer Gönnerin ungemein schwierig geworden. Die Untergebenen legten offene Feindseligkeit an den Tag. Fräulein Julie veränderte den Ton. Kein Entgegenkommen mehr, nicht die geringste Freundlichkeit. Ja, sie trug nun einmal die Verantwortung für das strengste Aufrechthalten der Disziplin im Geschäfte. Sie bedauerte sehr, daß Frau von Müller ein krankes Kind zu Hause hatte; schlug aber ihre Bitte, durch wenige Tage nur etwas später als sonst ins Atelier kommen zu dürfen, rund ab. Nicht sie hatte Gnaden auszutheilen, dieses Vorrecht genoß einzig die Prinzipalin. Etwas Anderes ist, wenn Frau von Müller Urlaub nehmen will; den kann sie jede Stunde haben, selbstredend mit Verzicht auf ihre hohe, sehr hohe Besoldung.

Dietrich nannte das Vorgehen Fräulein Julien's ganz korrekt, als ihm Sophie so gelassen, als ihr möglich war, von ihrem Mißerfolg berichtete.

„Aber," meinte sie, „man kann noch etwas mehr als korrekt, man kann barmherzig, man kann fein — wie

Sie. Was thun Sie für uns! Nie vermag ich Ihnen zu danken . . .“

Er blickte sie vorwurfsvoll an: „Danken! Sie werden doch mir nicht danken . . . Wenn Sie wüßten, wie mir vor aller Dankbarkeit graut . . .“

„Seitdem Sie aus Dankbarkeit den Major von Müller geheirathet haben,“ hätte er hinzufügen müssen, wenn Sophie den Grund seines Abscheus gegen eine so schöne Tugend hätte erfahren wollen. Aber sie fragte nicht, und er schwieg.

Sehr bald darauf erfüllte sie ihm den sehnlichen Wunsch, den auszusprechen er nicht gewagt hatte: sie nahm Urlaub.

„Ich bringe Alles wieder ein, was ich jetzt versäume,“ sagte sie, „ich werde doppelt fleißig sein, sobald Georg nur wieder hergestellt ist.“

An der Ueberzeugung, daß er genesen werde, hielten Brand und sie unerschütterlich fest, diese Hoffnung ließen sie sich nicht rauben.

Zwei Nächte hatte Sophie aufrecht, auf einem hölzernen Sessel sitzend, neben dem Bette des Kranken gewacht. Am nächsten Abend stand auf einmal ein großer, bequemer Fauteuil da. Peter Peters hatte ihn gebracht mit tausend dringenden Entschuldigungen seines Herrn, und an das Fußende von Georg's Lager gestellt. Und dann war Brand gekommen mit neuen und noch dringenderen Entschuldigungen.

„Lassen Sie das Ding nicht hinauswerfen, haben

Sie die einzige Gnade; es ist ein Reconvalescenten-Fauteuil, dulden Sie ihn hier eine Zeitlang wenigstens, dem Kinde zu Liebe."

Sie staunte, daß er so flehentlich bat. Er fürchtete, ihren Stolz zu verletzen, und sie hatte dem Wohlthäter ihres Kindes gegenüber keinen mehr.

„Aber Herr Rittmeister," sagte sie, „wie können Sie noch daran zweifeln, daß ich Ihr Geschenk freudig annehme? Ich nehme ja so viel von Ihnen an, das Opfer Ihrer Zeit, Ihres . . ."

Er unterbrach sie: „Opfer? — Sie betrüben mich. Wissen Sie denn nicht, daß, was Sie mein Opfer nennen, mein Glück ist? Vor Kurzem noch war ich ein ganz armer Teufel, ein alter, vergrämter Mann, der nichts mehr vor sich sah als eine Reihe eintönig, einförmig hinschleichender Jahre; jetzt bin ich reich . . ." Er suchte ein allzu warmes Wort zu vermeiden: „Durch meine Theilnahme für Sie, und meine Liebe zu Ihren Kindern."

Sophien's Augen hatten sich ein wenig verschleiert, aber sie sprach in munterem Tone: „Und zu Dietrich Peters."

„Gott segne den Kleinen, die erste Aufrichtung verdankte ich ihm. Aber er hat ein robustes Elternpaar . . . es ist doch etwas Anderes, etwas . . ." Seine Stimme gerieth in Gefahr, umzukippen, alle moralischen Rippenstöße, die er sich zur Stärkung versetzte, blieben wirkungslos. Der Grimm, den er darüber empfand, spiegelte sich

in seinem Gesichte wider und gab ihm ein so bärbeißiges Aussehen, daß Sophie, die schon einen Schritt auf ihn zu gemacht hatte, sich ganz erschrocken abwendete, und die Hand, die sie ihm hatte reichen wollen, liebkosend auf das Haupt ihres Kindes legte.

Als es Abend wurde, sprach sie nicht wie sonst: „Herr Rittmeister, Sie müssen heim.“ Sie saß in dem bequemen Lehnstuhl, ihre Füße ruhten auf einem Schemel, ihr Kopf sank in die Kissen zurück.

„Die Mutter schläft,“ flüsterte Georg, „lassen wir sie schlafen, und Du erzähl' mir eine schöne Geschichte.“

„Eine schöne Geschichte. Ja, mein Junge, was für eine denn?“

„Etwas von Feen, das habe ich am liebsten.“ Das Kind richtete seine fieberglänzenden Augen voll Erwartung auf ihn.

Er besann sich. Der Kopf war ihm so seltsam wüst. „Von Feen, gut, von alten, uralten — ein Kind kann sich's nicht vorstellen, wie alt sie sind.“

„Aber Du, Herr Rittmeister, kannst Dir's vorstellen, Du kannst Alles, Herr Rittmeister,“ sprach Georg aus tiefster Ueberzeugung.

„Glaub' doch das nicht, ich kann nur erzählen von uralten Feen,“ versetzte Brand in einschläferndem Tone. „Sie haben graue Kleider an, mit Schleppen und schweben hin und her. Denk' Dir wie das Pendel an einer großen Uhr — ein langes, langweiliges Pendel, so schweben die grauen Feen hin und her.“

„Es kommen aber auch rothe, und die tanzen.“

Richtig! Brand sah richtig rothe Feen tanzen, wie Funken unter Bäumen mit klingenden Blättern, und im Hintergrunde zogen Landschaften vorbei von wundersamer Schönheit, und ein Licht lag über ihnen, milder als Sonnen-, anders als Mondlicht, ein Licht, wie es auf Erden keines gibt und von dem sich einen Begriff nur machen kann, wer es geschaut hat, denn schauen muß man's, nicht sehen . . . Er unterbrach sich. Was er da Alles zusammen redete . . .

„Sag' nur weiter,“ bat Georg, „ich weiß, was das heißt. — Ich sehe Dich und schaue die Feen.“ —

Dietrich war unglücklich; statt das Kind sanft einzulullen, regte er es zum Denken an. Voll Zärtlichkeit und Reue strich er ihm über den Scheitel: „Weißt Du was? Denk' nicht, schlafe. Lieber Junge, wenn Du einschlafen könntest, das wäre so gescheidt und so gut!“

Georg seufzte tief auf, preßte die Wange an das Kissen, schloß die Augen und regte sich nicht mehr. Sophie schlief sanft und fest. Es war so still, daß Dietrich das Ticken seiner Taschenuhr hörte, die er auf den Tisch gelegt hatte neben das Nachtlämpchen und die Arzneiflasche. Merkwürdig hell drang der leise, gleichmäßige Schall durch ein seltsames Brausen in seinem Kopfe hindurch.

Seine Adern klopften, eisige Schauer schüttelten ihn, und im Nacken fühlte er sich gepackt von einer Riesenfaust, die ihm den Kopf zusammenpreßte.

Teufel, Teufel, was soll das heißen? In der vorigen Nacht schon wollten ähnliche Sinnestäuschungen ihn narren; aber er hatte sich ihrer erwehrt, war aufgestanden wie gewöhnlich, und wie gewöhnlich in die Berggasse gegangen.

Allerdings hatte der Doctor, den er dort traf, ihm auf die Schulter getippt und gesagt:

„Es gibt heute einen glühend heißen Tag, fahren Sie zeitig nach Hause, Herr Rittmeister, Sie haben Fieber."

Fieber? In seinem ganzen Leben hatte Dietrich nie Fieber gehabt, außer damals nach seiner Verwundung. Fieber! Wenn man wissen will, ob Jemand Fieber hat, greift man ihm an den Puls. Sich aber hinstellen vor ihn, ihm nur einen Blick zuwerfen und gleich wissen: Der fiebert — das kann man auch dann kaum, wenn man Seheraugen hat wie dieser Doctor.

Dietrich stand leise auf — ihm war, als zöge er an jedem Fuße einen Centner mit — und sah nach der Uhr. Bald Zwei; die Stunde, zu der Pauline kommen sollte, um die Gebieterin am Krankenbette abzulösen. Als Brand zu seinem Platze zurückkehrte, war Sophie eben erwacht.

„Um Gotteswillen, wie viel Uhr? . . . Das Medikament . . . Ich habe versäumt . . ."

„Nichts, nichts," beruhigte Brand. „Sehen Sie, da ist Pauline. Verlassen Sie sich nur auf uns Zwei."

Die erschöpfte Frau gab seinen und den Bitten ihrer

Dienerin nach und ging in ihr Zimmer, um noch ein paar Stunden zu ruhen vor der Ankunft des Arztes.

Als dieser Schlag Sechs eintrat, war sie wieder auf ihrem Posten. Sehr blaß, sehr müde, aber vollkommen angekleidet, anmuthig — rührend anmuthig! — in ihrer Aermlichkeit, und bereit ihr Tagewerk tapfer anzutreten.

Der Arzt war heute zufrieden mit seinem Patienten, fand ihn frischer als seit langem. „Aber Ihnen," sagte er zu Brand, „Ihnen geht's elend. Sie müssen zu Bette. Nein, nein in vollem Ernst. Kommen Sie mit, ich bringe Sie in meinem Wagen nach Hause."

XIX.

So also ist Einem, der ganz unmotivirt, ohne jeden vernünftigen Grund, aufs Krankenlager geworfen wird. Aufs Krankenlager in der selben Zeit, da er sich zum ersten Male der Vielgeliebten und Vielverehrten wirklich nützlich machen könnte!

Peter war zu Tod erschrocken, als er seinen Herrn erblickte, der, vom Doctor begleitet, die Stiege herauf kam, wankend, erdfahl, mit tief eingefallenen Augen, sich ins Bett kommandiren und sich sogar helfen ließ beim Auskleiden, er, der Rittmeister Brand! Kein Wunder, daß Peter den Kopf verlor, stille Thränen vergoß, an seine Frau telegraphirte und sie in die Stadt berief zur Pflege des Herrn und zu seinem eigenen Troste.

Frau Peters eilte herbei, wurde aber schlecht empfangen. Dietrich gerieth in Zorn über das eigenmächtige Vorgehen seines Dieners. Dieser Peter! Kannte dieser Peter *ihn* noch nicht, glaubte er wirklich, daß Dietrich Brand einer Frau erlauben werde, sein Krankenzimmer zu betreten, wenn es denn, hol's der Teufel, ein Krankenzimmer gab? Magdalena wurde nicht vorgelassen, sondern

beordert, allsogleich nach Neuwaldegg zurückzukehren, wo sie ein Feld für ihre Thätigkeit hatte und wohin ihre Pflicht sie rief.

Brand aber verlebte einen schlimmen Tag und eine noch schlimmere Nacht. Nie, niemals hätte er es für möglich gehalten, daß eine Krankheit — pah! nicht einmal eine Krankheit, nur ein armseliges Unwohlsein — einen Mann so packen und niederwerfen konnte! Machtlos, sich machtlos fühlen dem eigenen Körper gegenüber, dem Sklaven! Gibt es eine tiefere Beschämung? Er verfluchte sich selbst. In seinem Kopfe ging es zu wie in einem Hammerwerk, in seiner Kehle schnitt es wie mit Messern, der ganze Mensch glühte wie eine Kohle.

Trotz alledem fand ihn der Arzt, der Morgens kam, rasirt, gebadet, sorgfältig angekleidet in einem Lehnstuhl am Fenster des Schlafzimmers sitzen.

„Wie geht es bei Frau Major von Müller?“ war Dietrich's erste, mit bedenklich kurzem Athem vorgebrachte Frage.

„Ganz leidlich,“ erwiderte der Arzt und vermied dabei, den forschend auf ihn gerichteten Augen des Kranken zu begegnen. „Frau Sophie ist aber sehr besorgt um Sie.“

„Sehr besorgt um mich?“ wiederholte Brand mit leisem Zweifel, mit wehmüthiger Wonne.

„Sie läßt Sie dringend bitten, sich zu schonen, einmal auch an sich zu denken.“

„Was soll ich thun?“

„Zu Bette gehen, gewissenhaft Arznei nehmen. Sie

sind dann wahrscheinlich in einigen Tagen hergestellt, und das wäre gut, denn Frau Sophie wird Ihrer Stütze recht sehr bedürfen."

Dietrich erschrak: „Was ist mit ihr? Ist sie krank?"

„Nein, nein," darüber beruhigte ihn der Doctor, aber mit sehr wenig Worten; er hatte Brand nur einen Augenblick sehen wollen, setzte sich nicht einmal, griff wieder nicht nach dem Pulse des Patienten, legte bloß die schmale, blasse Hand auf dessen Schulter und sprach mit sanfter Bitte: „Bleiben Sie wenigstens zu Hause."

„Zu Befehl," erwiderte Brand, worauf ihn der Arzt ein wenig spöttisch und unbeschreiblich gütig ansah und sich mit einem kurzen: „Adieu!" empfahl.

Warum in aller Welt hatte er spöttisch dreingesehen? Aus niederträchtiger, ärztlicher Schadenfreude? Oder machte es ihm Spaß, daß ein alter Soldat sich seinen Anordnungen so ängstlich unterwarf wie ein maroder Pfründner? Ja, das war's, und darüber gedachte ihn Brand eines Besseren zu belehren. Plötzlich entschlossen, streckte er die Rechte aus und drückte den Tasterknopf der elektrischen Glocke an der Wand anhaltend und energisch nieder.

Peter eilte herbei.

„Meinen Paletot, meinen Hut," befahl Dietrich, „ich gehe — oder vielleicht ich fahre — zu Frau Major von Müller."

Nicht ein Wort des Widerspruchs kam über Peter's Lippen, doch betrachtete er den Gebieter mit der hoffnungslosen und liebevollen Traurigkeit, mit der eine

Mutter ihr starrsinniges Kind betrachtet. Brand fühlte die Empfindung seines Dieners nach, und auch er blieb stumm. Man sagt nicht, man beweist, was man kann.

Peter sah ihn eine so gewaltige Anstrengung machen, als ob er sich aus einem Sumpfe, in dem er halb versunken war, emporarbeiten wollte, sah ihn aufschnellen — und fast zugleich besinnungslos zu Boden sinken.

Es war so schnell geschehen, daß Peter den Sturz nicht verhindern konnte. Jetzt kniete er bei seinem Herrn, hob ihn auf, trug ihn in seinen Armen (welches Glück, daß Brand davon nichts wußte) auf das Bett, labte ihn und brachte ihn bald wieder zu sich. Als der Rittmeister die Augen aufschlug, stand Peter aber schon abgewendet und ordnete die Kleider im Schranke.

„Ich will heute doch lieber zu Hause bleiben," sagte Dietrich nach einer Weile, „ich hab' etwas Schwindel, das kommt von den verfluchten Medikamenten."

„Von nichts Anderem, Herr Rittmeister," versetzte Peter.

„Du brauchst dem Doctor nichts davon zu sagen," nahm Brand nach einer abermaligen Pause wieder das Wort, „es würde ihn kränken, und am Ende bildet er sich noch ein, daß ich ohnmächtig geworden bin wie ein bleichsüchtiger Backfisch."

„Natürlich, Herr Rittmeister, denn wer kann wissen, was ein Civilist sich einbildet."

Zweimal im Laufe des Vormittags mußte Peter einen Kommissionär in die Berggasse schicken, um Nach-

richten zu holen. Nur bei Pauline; die gnädige Frau durfte nicht belästigt werden mit den vielen Anfragen. Pauline ließ den Rittmeister beschwören, sich keine Sorgen zu machen. Er fand die Antwort ungenügend und sendete Peter in Person nach einer Botschaft aus, und der kehrte mit der Meldung zurück:

„Die gnädige Frau läßt sich empfehlen, dem kleinen Georg geht's gut."

„Wirklich, wirklich? Hast Du ihn gesehen?"

„Ihn nicht, aber die Frau Majorin ist selbst herausgekommen, sie selbst . . ." Eine unbesiegbare Rührung packte und würgte ihn.

„Jetzt weint er wieder, der Waschlappen," murmelte Brand und dankte Gott im Stillen, daß er der armen Mutter ihr Kind wieder geschenkt und auch ihm, der es freilich nicht anders erwartet hatte, seinen lieben Jungen.

Es duldete ihn nicht länger im Bette; er ließ sich ankleiden, konnte aber nur auf den Arm seines Dieners gestützt bis zum Lehnsessel gelangen.

Gegen die siebente Abendstunde wurde geläutet, und unmittelbar darauf läutete auch Dietrich und befahl Peter, der hereinstürzte, hochroth im Gesicht und mit verklärter Miene:

„Niemanden vorlassen, keinen Menschen!"

„Herr Rittmeister, es ist die Frau Majorin von Müller."

Brand erhob sich. Mit ihm zugleich erhob sich aber auch der Fußboden und rollte Wellen, die Decke flatterte

wie ein Segel. Dietrich war froh, bei dem allgemeinen Aufruhr wieder in die Arme seines Fauteuils zurückkehren zu können:

„Wer kommt? Wer? . . .“

Da stand sie schon auf der Schwelle.

„Gnädige Frau . . . Mein höchster Wunsch — Sie bei mir!“

Sie konnte nicht gleich sprechen, sie ging langsam auf ihn zu und reichte ihm beide Hände.

„Verzeihen Sie,“ sagte er. „Nein, daß ich Sie so empfangen muß. Invalid, nicht einmal entgegen gehen, nicht einmal aufstehen . . . Nein, daß Sie zu mir kommen . . . Es geht also besser. Mein lieber, kleiner Freund — wie hab' ich mich nach ihm gesehnt!“

„Er sich auch nach Ihnen.“ Sanft entzog sie ihm ihre Hände, setzte sich ihm gegenüber und schlug den Schleier zurück: „Auch Sie sind sehr leidend.“

„Gewesen!“ rief er aus.

Nie, niemals hatte ihr Anblick ihn so bewegt in allen Herzenstiefen. Nie war sie ihm so erhaben hold erschienen, Majestät und Lieblichkeit in einer Gestalt.

Brand ließ sie nicht aus den Augen: „Aufrichtig, gnädige Frau,“ sprach er, und seine Stimme zitterte, „wie steht's mit ihm?“

„Gut,“ antwortete sie, „ganz gut.“

Er athmete auf, er wurde heiter und gesprächig. Er hatte viel nachgedacht in diesen Tagen der Einsamkeit. Was denkt man nicht Alles zusammen in zweimal vier-

undzwanzig Stunden! Seine ganze Vergangenheit war vor ihm lebendig geworden, und die leuchtende Ueberzeugung hatte ihn durchdrungen, daß er nur zu danken habe.

„Gnädig hat mein Herr und Gott sich mir immer erwiesen, zweimal in meinem Dasein aber allgütig. An dem Tage," Brand senkte nachdenklich den Kopf, „an dem ich im Begriff war, ein Licht auszulöschen, das er angefacht hatte, und er mich in seiner Huld davor beschützte, den Frevel zu begehen. Ein zweites Mal, da er mich Sie, verehrte Frau, wiederfinden ließ, die ich durch eigene Thorheit verloren hatte und jetzt lieben darf — in Ihren Kindern."

Sie hatte ihm still und theilnehmend zugehört, nun stand sie rasch auf, sagte ihm Lebewohl und wünschte ihm eine recht gute Nacht.

Peter erhielt den Auftrag, einen Wagen zu nehmen und die gnädige Frau nach Hause zu bringen. So geschah's, und er kam zurück mit einem Gruß von ihr, und Dietrich ging zur Ruhe und schlief wie ein Gesunder. Er erwachte gestärkt, glücklich, und obwohl es regnete, war für ihn die Welt voll Sonnenschein.

Im Laufe des Vormittags brachte ein Dienstmann einen Brief.

„Von der Frau Majorin," sagte Peter und überreichte ihn ängstlich und zögernd.

Der Inhalt des Schreibens lautete:

„Lieber gütiger Herr Rittmeister!

Seien Sie stark, machen Sie sich auf das Trau-

rigſte gefaßt. Ihr kleiner Freund iſt todt, geſtern geſtorben, als die Kirchenglocken zum Ave läuteten. Selig entſchlafen — ich weiß jetzt, was das heißt. Ich bin zu Ihnen gekommen, um es Ihnen zu ſagen, und konnte nicht, Sie haben mir zu leid gethan . . ."

Brand las nicht weiter. Das Blatt entſank ſeiner Hand. Sie war gekommen, um ihm zu ſagen: Das Kind iſt todt, und hatte es nicht vermocht; ſie wußte, wie weh es ihm thun würde, und hatte es ihm nicht ſagen können. Aus Mitleid, aus himmliſchem Erbarmen — — — Nein, das war mehr als Mitleid und Erbarmen — unendlich mehr.

Das Schädliche.

Lieber Freund!

Wir haben eine Zeitlang im öffentlichen Leben Seite an Seite gekämpft. Du wirst mit den Waffen in der Hand sterben; ich habe mich vom Schlachtfeld abgewandt. Es war Dir unlieb, aber Du ließest die Gründe, die mich dazu bestimmten, gelten und gabst mir recht. Thue das noch einmal, gib mir noch einmal recht. In einer ganz andern Sache.

Unlängst hörte ich eine berühmte Schauspielerin zu einem großen Arzte sagen: „Sie müssen auch manchmal Komödie spielen." Er antwortete: „Ja, aber wir spielen schlecht." — Recht schlecht, nach den Erfahrungen, die ich gemacht habe. Schon vor Wochen, als ich nach Wien fuhr, um meinen Arzt zu konsultiren, las ich es ihm vom Gesicht ab: Dir ist nicht zu helfen. Und neulich, da ich ihn wieder aufsuchte und ein schmerzstillendes Mittel von ihm verlangte, verrieth mir seine Bereitwilligkeit, mich in die Kunst, ein Morphinist zu werden, einzuweihen, daß er die Gefahr einer zukünftigen Entwöhnungskur für ausgeschlossen hielt.

Finita la commedia. — Eine Komödie war's übrigens nicht.

Wir haben von meinen Verhältnissen nie gesprochen, Du weißt von meinem Privatleben nicht mehr als alle Welt, das heißt: was geschah; nicht, wie es geschah. Ich will Dir meine Geschichte erzählen, ich will eine Generalbeichte ablegen.

Deiner Gerechtigkeit sicher, sehne ich mich nach Deiner Lossprechung.

Ich bin im Jahre 1829 geboren auf unsrem Schlosse Niedernbach.

Ich habe von meinem Vater eine eiserne Gesundheit und eine eiserne Willenskraft geerbt. Meiner Mutter verdanke ich den Abscheu vor allem Unreinen, der mich schon im Obergymnasium dem Spotte fünfzehnjähriger Jungen preisgab.

Sie lachten über mich und nannten mich einen heiligen Antonius, ich verachtete sie und nannte sie angefaultes Grünzeug.

Ich war nicht dumm, aber ich lernte schwer. Gott weiß, welche Mühe es mich gekostet hat, immer der Erste in der Klasse zu sein.

Während der acht ersten Studienjahre (mein Vater hatte mich für die staatsmännische Laufbahn bestimmt) wohnte ich in der Hauptstadt unsrer Provinz bei einem Gymnasialprofessor.

Er war ein guter und gescheiter Mann, ließ sich aber ganz beherrschen von seiner hübschen, um viele Jahre jüngern Frau. Albern und mißgünstig, machte sie ihm und auch mir das Leben schwer.

Die Weihnachts-, die Oster- und die Ferienzeit brachte ich in Niedernbach zu, wünschte die Stunde der Heimkehr jedes Mal mit einer Sehnsucht herbei, die mir Tage lang und Nächte lang vorher den Appetit und den Schlaf raubte, und konnte doch nirgends so unglücklich sein wie zu Hause.

Meine Eltern führten eine traurige Ehe. Die Liebe hatte einmal wieder zwei Leute zusammengeführt, die nicht für einander paßten. Das Lebenselement meiner Mutter war der Friede. Sie strömte ihn förmlich aus. Sie hatte sich ihn errungen nach schweren Leiden, durch die Kraft einer wahrhaft erhabenen Entsagung. Mein Vater besaß eine Kämpfernatur, und während meine Mutter früh alterte, blieb er jugendlich in seiner schönen Erscheinung, seinen Leidenschaften und Neigungen bis an sein Ende. Er starb lange vor dem Eintritt ins Greisenalter. Die Krankheit, die ihn in wenigen Tagen hinwegraffte, trat plötzlich und mit furchtbarer Heftigkeit auf. Sterbend rang er noch wie ein Held mit dem Tode und begriff erst wenige Augenblicke vor dem letzten, daß auch er seinen Meister gefunden hatte.

Da richteten seine Augen sich auf meine Mutter. Wir alle, die sein Bett umstanden, schauderten. In diesem Blick lag ein Ausdruck von unaussprechlicher Reue und Todesangst, ein verzweiflungsvolles Flehen, wie das eines Verdammten zum Urquell des Heils.

Meine Mutter beugte sich über ihn und küßte seinen qualverzerrten Mund und schloß seine armen Augen mit ihren Lippen.

Nicht so sterben! ich will nicht so sterben! loderte es in mir empor.

Der Eindruck, den ich in dieser Stunde empfing, hat sich nie verwischt. Ich werde nicht sterben wie mein Vater, ich werde ruhig hinübergehen, trotz des furchtbaren Ereignisses in meinem Leben, und obschon ich eigentlich ein Mörder bin.

* * *

Ich war sechsundzwanzig Jahre alt, als mein Vater starb, und hatte mir eben auf der Universität in Wien den Doctorhut errungen. Mühsam, mit Anspannung aller meiner Kräfte.

Zunächst verstand es sich von selbst, daß ich das Trauerjahr bei meiner Mutter in Niedernbach zuzubringen habe, und nachdem es verflossen war, dachte ich nicht mehr daran, unsern gemeinsamen Aufenthaltsort zu verlassen.

Die Thätigkeit des Landwirths, die paßte mir. Freilich hieß es beim Abc anfangen, und das geschah unter der Leitung meines alten Verwalters, eines ungelehrten, aber tüchtigen Oeconomen. Niedernbach war für ihn die Welt, und zwar die denkbar beste, und das Interesse des Herrn dieser Welt das höchste Interesse überhaupt.

Die glücklichste Zeit meines Lebens begann. Bis jetzt war Lernen für mich eine Plage, jetzt erfuhr ich, daß es ein Genuß sein kann. Ich habe mir ihn gegönnt und wurde mit der Zeit ein Landwirth, zu dem die

Leute in die Schule gehen konnten und auch fleißig gegangen sind.

So günstige Verhältnisse wie die, die damals in Niedernbach herrschten, treffen sich freilich selten.

Eine aus arbeitsamen und in der Mehrzahl braven und friedfertigen Leuten bestehende Bevölkerung. Der Pfarrer ein Mann nach dem Geiste des Evangeliums; der Lehrer, zu seinem Amte innerlichst berufen, betrachtete die Kinder nicht nur als Schüler, sondern auch als Zöglinge. Zum Bürgermeister wurde ich gewählt, und ich habe weder mir noch den Gemeinderäthen das Amt bequem gemacht. Aber Ordnung hielten wir, die ehrlichen Leute waren oben auf, und die Lumpe mußten kuschen.

Das alles ist heute anders geworden.

Abgesehen von meiner amtlichen Thätigkeit führte ich tagsüber dasselbe Leben wie mein Verwalter. Wenn es dunkel wurde, legte er sich zu Bette, ließ drei lange Pfeifen, drei Gläser Bier, den Unterbeamten und den Oberknecht kommen und nahm ihnen den Rapport ab.

Ich wechselte die Kleider und ging meine Mutter begrüßen.

Nach dem Abendessen, das wir im Bibliothekzimmer einnahmen, begaben wir uns in die Gesellschaft irgend eines großen Menschen. Um seinen gebannten Geist zu beschwören, brauchte man nur eines seiner Werke aufzuschlagen. Sogleich offenbarte er sich, ließ uns in sein Herz blicken, enthüllte uns seine tiefsten Gedanken.

Schöne, allzu rasch entschwundene Abende, die wir

so zubrachten, zu dreien. Die Tage wieder kürzte mir viel zu knapp die gewaltige Zeitvertreiberin Arbeit. Und wenn einem die Tage zu schnell vergehen, wie erst die Jahre!

Ihrer fünf des ungetrübten Glückes rannen dahin, dann begann meine Mutter zu kränkeln. „Der Anfang vom Ende, das aber noch länger auf sich warten lassen kann, als der Leidenden zu wünschen ist," sagten die Aerzte. Ich verfluchte ihre Weisheit, und in Zeiten, in denen das Uebel stillstand, hoffte ich immer wieder gegen alle Wahrscheinlichkeit und alle Vernunft auf Heilung.

Während einer solchen Ruhepause meiner Sorgen legte ich den Grund zum Unglück meines Lebens. Ich verliebte und verlobte mich.

In unserer Nachbarschaft hatte sich ein Herr von C., ein ehemaliger Großindustrieller, mit seiner Familie angesiedelt. Er war ein Mann von Geist, Talent und strengster Redlichkeit. Ein geborener Oesterreicher, der aber viele Jahre in England zugebracht, dort ein ansehnliches Vermögen erworben und eine Familie gegründet hatte. Mit seiner stattlichen, einem alten schottischen Adelsgeschlechte entstammten Frau führte er die beste Ehe. Er war stolz auf seine Lady, und sie liebte ihren munteren, immer gut gelaunten „Sir James" noch viel heißer, als sie selbst passend fand für ihre zweiundvierzig Jahre. Sie hatten drei Töchter, drei Schönheiten. Die älteste und die jüngste waren blond wie die Mutter, die mittlere sah dem Vater ähnlich. Was man so ähnlich sehen

nennt. Auch sie hatte braune Haare und einen olivenfarbigen Teint und große, tiefblaue Augen. Aber — ihn könnte ich deutlich beschreiben, sie zu beschreiben, wäre sogar einem Dichter unmöglich gewesen. Sie war das verkörperte Geheimniß, ein wunderbares, lockendes Räthsel. Ich habe nie wieder Augen gesehen, die so inbrünstig beschwören, so demüthig flehen und so schrecklich drohen konnten, nie eine Stimme gehört von so bestrickendem Wohllaut, solchem Reichthum an Tönen für jeden Ausdruck der Zärtlichkeit und so herbem Klang für den Haß.

Das heißt — doch! Einmal lebte das alles wieder vor mir auf mit grauenhafter Treue.

* * *

Ich habe Edith geliebt, vom ersten Augenblick an. Ihre Schönheit blendete, ihre Anmuth bezauberte mich. Sie war die schönste unter den Schwestern, die begabteste und doch — das zurückgesetzte Kind. In jeder Kleinigkeit, in jedem Blick, den ihre Eltern auf sie richteten, dem Ton, in dem sie zu ihr sprachen, sie ansahen, verrieth sich's: An der hatten sie keine Freude.

Und sie schien ein trotziges Gefallen an dem Unterschied zu finden, der zwischen ihr und ihren Schwestern gemacht wurde. Sie klagte nie darüber, versäumte aber auch nie eine Gelegenheit, ihr Aschenbrödelthum recht ins Licht zu setzen. Das vor allem hätte mich warnen sollen, aber — ich war ja verliebt, mehr als verliebt; ich dreißigjähriger Mann liebte zum ersten Mal und so

blind und heiß wie ein Jüngling. Selbstverständlich wurde meine Mutter meine Vertraute. Sie hatte einen harten Kampf mit sich selbst zu bestehen gehabt, bevor sie sich entschloß, Edith zu sehen.

„Die Tochter eines Großindustriellen und viel zu reich für Dich," sagte sie. „Gibt's denn kein armes, schönes Prinzeßchen auf irgend einem verwunschenen Schlosse mehr?"

Ihre Standesvorurtheile und ihr Stolz schwiegen erst, als sie den Ernst und die Tiefe meiner Leidenschaft erkannte.

Frau von C. hielt gute Nachbarschaft. Sie besuchte meine Mutter, die damals schon den Umkreis des Hauses nicht mehr überschritt, sehr oft und war immer willkommen. Von ihren Töchtern hatte sie sich trotz wiederholter Aufforderungen noch nie begleiten lassen, und das wurde sehr recht und sehr feinfühlig gefunden von meiner Mutter. Ich mußte lange warten und lange bitten, bis endlich eine so dringende Einladung von ihr an alle Damen C. erging, daß sie nicht mehr ignorirt werden konnte.

Den Brief, der sie enthielt, überbrachte ich selbst. Am 12. Juli 1853 war's. Das Datum bleibt mir unvergeßlich.

Die Familie, regelmäßig bis zur Pedanterie in ihrer Lebensweise, brachte zur Sommerszeit die Vormittage im Maleratelier zu, daß sich C. in einem Saale des Halbstocks eingerichtet hatte. Ein schöner, mit großem Luxus decorirter Raum.

Seiner Begabung nach war C. ein Kaufmann im großen Stil, seiner Neigung nach ein Kleinmaler von peinlichem Bienenfleiß und, wie er offenherzig eingestand, voll Ehrgeiz. Die Bilder, die er auf die Ausstellungen schickte, wurden fast immer angenommen und sogar verkauft. Darüber konnte er sich freuen wie ein Kind, und die paar hundert Mark, mit denen er für Monate lange Arbeit bezahlt wurde, und die er sogleich verschenkte, machten ihn glücklich.

Seine Töchter malten auch. Die blonden — habe ich schon gesagt, daß sie Maud und Ethel hießen? — mit vielem Eifer und wenig Talent, Edith mit großem Talent und ohne Eifer. Sie brachte es nie über einen mehr oder minder flüchtigen Entwurf hinaus. Aber ein solcher Entwurf, an den sie einige Stunden gewendet hatte, war mehr werth, als die besten Bilder ihres Vaters zusammengenommen. Nicht etwa nach meiner parteiischen Meinung, sondern nach der der Künstler, die Herr von C. als gefeierte Gäste in sein Haus zog. Er selbst und seine Frau waren in dem Punkt mit Blindheit geschlagen.

„Sehen Sie doch unsre Maud, unsre Ethel, dieser Ernst! Sie haben das Genie des Fleißes. Edith spielt nur.“ — Es hieß überhaupt nur: Unsre Maud, unsre kleine Ethel und — Edith kurzweg. Das besitzanzeigende Fürwort blieb weg, wenn sie von ihr sprachen. Ich aber dachte im stillen: Je weniger die Eure, um so mehr die Meine.

An jenem Vormittag, an dem ich als Bote meiner Mutter zu den Nachbarn hinüberritt, fand ich Edith allein im Atelier. Ihre Eltern und ihre Schwestern waren in das „Kostümzimmer" gegangen, dem Auspacken einer längst sehnlich erwarteten Sendung alter Trachten vorzustehen. Edith machte sich ein wenig lustig über die „Anregungen" zu neuen Kunstwerken, die aus diesem Moder steigen würden, und ich segnete im Stillen seine Ankunft, der ich das erste Alleinsein mit der Vielgeliebten verdankte.

Sie saß am großen Atelierfenster im vollen Tageslicht und war schön.

Ihr Anzug, ein hellgraues Kleid aus leichtem, weichem Stoff, mit einem einfachen Gürtel um den Leib, erinnerte an die Tunica der römischen Frauen. Sie hatte ihren rechten Fuß auf einen Schemel gestützt. Auf ihrem erhobenen Knie lag ein Zeichenbuch, in dem sie herumkritzelte in gewohnter nachlässiger Art. Bei meinem Eintreten war sie flammend roth geworden, hatte sich aber in ihrer Beschäftigung nicht unterbrechen lassen.

„Darf man fragen, was da gezeichnet wird?" sagte ich.

Edith überlegte eine kleine Weile und — reichte mir das Buch.

Ich mußte laut lachen. Sie hatte eine Carricatur von mir gemacht, eine geniale. Zum Aufschreien ähnlich meine große Nase, mein großer Mund, mein dicker Schnurrbart. Bei längerem Betrachten dieses durchaus nicht ge-

schmeichelten Ebenbildes fiel mir aber der widerwärtige Ausdruck auf, den sie mir gegeben hatte, und ich fragte: „Komm' ich Ihnen wirklich so boshaft vor, wie Sie mich da verewigt haben?"

Sie antwortete ausweichend: „Daß Sie sehr bös werden könnten, das, ja, das glaub' ich."

„Also doch nicht boshaft, nur bös, und bin's noch nicht, sollt's erst werden."

„Es bleibt nicht aus, alle Menschen sind bös, wenigstens gegen mich," sagte sie in dem unbefangenen und kühlen Ton, in dem man eine im Grund gleichgültige Thatsache bestätigt.

Ich fand das kindisch, und sie fragte:

„Warum denn kindisch? Wenn ich Ihnen sage, es ist nie Jemand durch lange Zeit gut gegen mich gewesen, können Sie mir das Gegentheil beweisen?"

„Gewiß nicht, mir ist auch das Unbegreifliche wahr, sobald Sie es behaupten," erwiderte ich.

Und sie — ja, so ausführlich, wie ich da angefangen habe, kann ich nicht fortfahren. Wenn ich mich noch so sehr bemühen würde, mir jede Einzelheit unsres Gesprächs zurückzurufen, es wäre vergeblich. Todt, todt. Auch Erinnerungen sterben, gottlob!

Nur einige Worte der — am Ende meines Lebens stehend, sage ich: — armen Edith und die Art, in der sie geäußert wurden, und die mich bezauberte, sind mir unvergeßlich geblieben.

Sie war nie geliebt worden, sie stand allein mitten

unter den Ihren, und es konnte nicht anders sein, ihr „unglücklicher Charakter" verschloß ihr die Herzen auch der „besten und liebreichsten Menschen". Ich natürlich wünschte zu wissen, wie der „unglückliche Charakter" sich bethätige. Da erhob sie den Kopf und richtete ihre Augen auf mich. Um ihren rosigen Kindermund spielte ein um Verzeihung bittendes Lächeln.

„Nun," sagte sie, „durch Verleumdung zum Beispiel, durch eine mit dem Bleistift verübte Verleumdung."

Ich hatte Mühe, nicht aufzuspringen, nicht ihre Hände zu fassen, nicht zu sprechen: „Böses Kind, werden Sie meine liebe Frau. Ich nehm's auf mit Ihrem unglücklichen Charakter."

Aber ich beherrschte mich, setzte das Verhör fort und kam zur Ueberzeugung, daß ich ein Opfer der Familie vor mir habe, eines der vielen jungen Wesen, deren Seelenregister, nach einem andern Grundton gestimmt, als der ihrer Umgebung, die verkörperte Dissonanz bilden im Kreis der Angehörigen.

Eine Frage stellte ich noch, es sollte die letzte sein: „Sie sind also nicht geliebt worden; haben Sie auch nie geliebt?"

Ohne Zögern, mit immer gleicher Einfachheit antwortete sie: Doch, sie hätte sich's wenigstens eingebildet. Sie war damals siebzehn Jahre alt, er vierundzwanzig. Sie wußte heute noch nicht, was ihr mehr gefallen hatte an ihm, das Böse oder das Gute: sein Leichtsinn, seine Verschwendungssucht, sein tollkühnes Spielen mit der

Gefahr. Sie hatten einander nur in Gesellschaft getroffen und dennoch — wie leicht verständigen sich zwei junge Narren! — Schwüre ewiger Liebe getauscht. Er nannte sie Julia, und sie nannte ihn Romeo — ihre Eltern nannten ihn einen Abenteurer. Mit ihrer Einwilligung hätte sie seine Frau nicht werden können, so forderte er ihr das Versprechen ab, mit ihm zu entfliehen. Sie gab es; sie gab ihm auch den einzigen Schmuckgegenstand, den sie besaß, einen kleinen Ring, einen schmalen Reifen mit einem Rubin.

Kurz vor dem zur Entführung bestimmten Tag beging Romeo eine Unbesonnenheit, das heißt etwas, das dafür gelten sollte. Er schrieb einen Brief an Julia, den sie nie gelesen hat, der in die Hände der Mutter kam. Selbstverständlich bei den klösterlichen Einrichtungen im C.'schen Hause.

Eine Zeit hindurch wurde Edith mit besonderer Kälte behandelt und erfuhr erst nach langem Ringen und Bangen in den Qualen der Ungewißheit, daß ihre Eltern den unvorsichtigen Briefschreiber zu einer Besprechung eingeladen und ihn bewogen hatten, vom Schauplatz zurückzutreten, sehr weit, bis nach Canada. Der Ring war dageblieben und ein kostbares Ding geworden. Nur um hohen Preis hatte der Liebende sich von ihm getrennt. Die Summe, die Romeo dafür forderte, betrug ungefähr so viel wie seine Schulden.

Eine klägliche Liebesgeschichte, die einen entsetzlichen Eindruck auf ein siebzehnjähriges Herz gemacht haben mußte.

So schwer hat das Leben schon an dir gesündigt, du armes Kind. Das Herz wollte mir übergehen, das entscheidende Wort drängte sich auf meine Lippen.

Edith machte eine flehend abwehrende Gebärde, faltete die Hände auf ihrem Schoß und lehnte den Kopf zurück. Ein seltsamer Blick aus ihren halb geschlossenen Augen, hülflos, trostlos, streifte mich.

Im Nebenzimmer wurden Schritte und Stimmen laut.

„Die Eltern kommen. Wollen Sie ihnen eine große Freude machen?“ sprach Edith. „Werben Sie um Maud.“

Ich machte ihnen diese Freude nicht, ich übergab Frau von C. den Brief meiner Mutter, und die Antwort darauf lautete: „Ich werde die Ehre haben, morgen, Mittags um zwölf Uhr, der Frau Gräfin meine Töchter vorzustellen.“

* * *

Am nächsten Morgen ging ich wie gewöhnlich an mein Tagwerk. Ich hatte auf einem ziemlich entlegenen Hofe zu thun. Anfangs war ich ruhig und voll Zuversicht. Als die Stunde herankam, in der Edith die Schwelle meines Hauses überschreiten und zum ersten Mal vor meine Mutter treten sollte, wurde ich von einer unbeschreiblichen Unruhe erfaßt. Es klopfte und hämmerte in allen meinen Adern, ich sprach und wußte nicht, was, und gab einen verkehrten Befehl nach dem andern. Die Leute sahen mich ängstlich und verwundert an. Ich

hielt's nicht mehr aus, ich ließ mein Pferd vorführen und jagte heim.

Eine furchtbare Hitze herrschte an dem Tag, die Sonne brannte herunter, als ob sie Alles in Flammen setzen wollte.

Schweißbedeckt, wie ich war, gestiefelt und gespornt trat ich ins Zimmer meiner Mutter. Sie lag auf ihrem Ruhebett, leichenblaß und erschöpft, ein Bild des Leidens. So hatte ich sie nie gesehen, so mußte ich sie überraschen. Vor mir überwand sie sich, ihr edles, geliebtes Gesicht zeigte sich mir nie anders als beseelt vom Ausdruck sanfter Heiterkeit. In diesem Augenblick aber waren ihre Schmerzen stärker gewesen als sie.

Als sie mich erblickte, machte sie einen verunglückten Versuch, sich aufzurichten, fiel in ihre Kissen zurück und streckte mir stumm die Hand entgegen.

„Der Besuch hat Dich ermüdet," sagte ich. „Sind sie zu lange geblieben?"

„Ganz kurz."

„Nun, Mutter, wie findest Du Fräulein Edith?"

Sie sah mich bestürzt an, als hätte sie ein böses Gewissen.

„Mutter, wie findest Du sie?"

„Unheimlich. Lieber Franz, nur die nicht!"

Das war der erste Eindruck.

Meine Mutter würde aber nicht die hochherzige und gerechte Frau gewesen sein, die sie war, wenn sie sich seiner Macht unterworfen hätte. Sie hat ehrlich ge-

trachtet, ihrer Herr zu werden, und oft wiederholt, daß es ihr unmöglich wäre, den Grund des Widerstrebens zu nennen, das ihr Edith bei der ersten Begegnung eingeflößt hatte. Später scherzte sie selbst darüber: „Wer weiß, vielleicht war's Eifersucht auf meinen Einzigen, vielleicht auch regte sich beim Anblick seiner Erkorenen die berüchtigte Schwiegermutter in mir."

Edith verstand allmählich ihre ganze Liebe zu gewinnen. Um so sicherer, als sie sich weniger darum bewarb, immer den letzten Platz einnahm, immer zurücktrat hinter ihren Schwestern. Sie that das unauffällig, scheinbar absichtslos, als ob es das Natürliche wäre und nicht anders sein könnte. Ich hatte noch kein Liebeswort mit ihr getauscht, sie nicht wieder allein gesprochen seit unsrem Zusammentreffen im Atelier und war doch im Stillen ihrer Zuneigung gewiß.

Nicht ängstlich, selig war mir zu Muthe, als ich eines schönen Tages um sie werben ging bei ihren Eltern. Ich wurde ins Schreibzimmer C.'s geführt und fand dort das Ehepaar. Sie hielt eine Arbeit, er ein Buch in der Hand, aus dem er ihr vorlas. Vorlesen war auch eine seiner Liebhabereien, und eine der ihren war Zuhören.

Die beiden Leute boten ein friedliches Bild, und ich meinte einen Blick in die Zukunft zu thun, und dachte mir: Ein Menschenalter, und wir sitzen ebenso still vergnügt und glücklich bei einander, Edith und ich.

Bevor ich ein Wort sagte, wußten sie natürlich schon, was mich zu ihnen führte.

Frau von C. senkte den Kopf. Ihr Profil war mir zugewandt; ich sah, daß ihr feiner Nasenflügel bebte, und daß sich über ihre Wange ein heller Streifen zog. Blonde, hochgefärbte Menschen erbleichen so. C. hielt sich gerade wie gewöhnlich und hatte die Arme auf die Seitenlehnen seines Sessels gestützt. Die Finger seiner herabhängenden Hände, die sich aus seinem schneeweißen Anzug braun wie die eines Indiers herausstreckten, zuckten, auf seinem treuherzigen, glatt rasirten Gesichte dunkelte ein Schatten von Verlegenheit.

Als ich ausgeredet hatte, was bald der Fall war, trat tiefes, unangenehmes Schweigen ein.

Dann sagte C.: „Sie sind uns ein sehr willkommener Schwiegersohn."

„Sehr willkommen," bestätigte seine Frau, und ihre noch schlanke und imposante Gestalt emporrichtend, setzte sie hinzu: „Was Edith betrifft, ihres Jaworts können Sie gewiß sein." Das bestätigte wieder er, und das ging so fort. Sie sprachen abwechselnd, und was sie sagten, entsprang einer und derselben Ueberzeugung. Sie hatten zusammen nur eine Seele, einen Verstand, ein Urtheil. Solche Eltern sind schlechte Erzieher; statt der vier Augen, die sie brauchen, haben sie nur zwei.

Als die Ehrenmenschen, die sie waren, theilten sie mir das große Ereigniß im Leben Edith's, die geplante Flucht, mit, und daß sie sich darüber nie würden trösten können. Sie legten das beschämendste Geständniß ab, das Eltern thun können: „Wir haben nicht gewußt, das

Vertrauen dieser Tochter zu gewinnen. (Traurig für euch, dachte ich, mir ward es geschenkt.) Sie ist eben anders als ihre Schwestern, die durch einen Wink zu leiten waren. Bei ihr hieß es biegen oder brechen. Das Kind verschlossen und eigenwillig, wir streng bis zur Härte ihr gegenüber, weil wir das als unsere Pflicht ansahen. So hat sich allmählich eine Eiswand zwischen uns aufgerichtet. Edith liebt uns nicht, aber wir glauben, nein, wir sind überzeugt und danken Gott dafür, sie liebt Sie, ihr selbst unbewußt verräth sie's, und einmal ist es uns gegönnt, ihr ins Herz zu blicken. Das erste Wunder, das die Liebe an ihr thut. Wer weiß, vielleicht nicht das letzte, vielleicht gewinnen wir an Edith eine Tochter, indem wir sie Ihnen zur Frau geben."

Sie wurde gerufen. Ein Blick auf ihre Eltern, auf mich, und sie blieb neben der Thür stehen, sie suchte mit beiden Händen eine Stütze an der Wand.

Ich war mir während der Unterredung mit Herrn und Frau von C. wie eingefroren vorgekommen. Als ich Edith so bewegt dastehen sah, übermannte mich mein Gefühl. Ich ging auf sie zu, ich wollte reden, ich konnte nicht; ich öffnete die Arme, und sie stürzte hinein.

Sie sprach zuerst: „Ist's wahr? Ist's möglich, mich? nicht Maud, nicht Ethel — mich!"

* * *

Nun kamen Tage, deren ich mit Stolz und Wonne gedächte, wenn sie den Eingang bilden würden zu einem schönen Leben. Jetzt aber eile ich über die Erinnerung

an das Glück hinweg, das wie ein Giftpilz rasch empor-schoß und rasch verdorrte.

Edith's Eltern und meine Mutter sagten: „Ihr kennt Euch kaum," und sie drangen darauf, daß unser Brautstand lange dauere. Mir konnte die Zeit des Hangens und Bangens nicht rasch genug verfliegen, ich wollte sie kurz haben und setzte meinen Willen durch. Wir heiratheten, wir reisten, kehrten heim. Ein Kind, ein Mädchen, kam zur Welt und erhielt in der Taufe den Namen meiner Mutter, Eleonore.

An dem Verhältniß zwischen Edith und mir hatte ein Jahr der Ehe nichts verändert. Wonach Edith sich gesehnt, seitdem sie dachte, grenzenlose Liebe, einen Menschen, dessen Abgott sie war, der sie thöricht verzog, sie besaß es nun. Mit aller Kraft ihres mächtigen Wesens hielt sie ihr Eigenthum fest, wachte mit eifersüchtigem Geiz über jede Regung meines Herzens. Das Gesetz der Gesetze lautete bei ihr: Du sollst mich, deine Frau, lieben, mich allein. Freilich gab auch sie sich ganz, und sie war ein reiches Geschöpf. Ich bin nie wieder einem Weibe von so viel Geist und Verstand, von so unerschöpflicher Einbildungskraft begegnet. Dazu ihr großes Talent, das hingereicht hätte, zwanzig „ewig Strebenden" einen Lebens-inhalt zu schaffen, und mit dem sie spielte, das sie ver-wüstete. Bat ich einmal: „Führe diese Skizze aus, sie gäbe ein hübsches Bild," da hieß es: „Willst Du mich los sein? Soll ich einen halben Tag an die Staffelei angenagelt bleiben?" Und wenn ich meinte: „Schade

um Dein Talent," war ihre Antwort: „Ich will kein Talent haben und ausbilden, als das, Dich anzubeten."

Aus der Mappe verschwand die Skizze, die ich gelobt hatte, und ich fand an einem der nächsten Tage ein Stück von ihr neben meinem Papierkorb recht absichtlich hingelegt.

Noch vor meiner Verheirathung hatte sich meine Mutter auf ein kleines Gut, das ihr Eigenthum war und unfern von Niedernbach lag, zurückziehen wollen. Ich gab es nicht zu. Sie mußte bei uns bleiben, das Schloß war groß genug, um zwei von einander unabhängige Haushaltungen zu beherbergen. — „Wir werden uns vertragen," meinte ich und behielt recht. Wir vertrugen uns. Meiner Frau wurde kein Grund gegeben, das landläufige oder, mit einem andern Wort für dieselbe Sache, das ordinäre Vorurtheil gegen die Schwiegermutter zu theilen. Die ihre hat auch nicht den Schatten eines Anspruchs an sie erhoben und die geringste, selbstverständliche Rücksicht immer dankbar und fast als Gnade empfunden. Seitdem sie sich in ihrer frommen Menschenunkenntniß einbildete, Edith kennen gelernt zu haben, hatte sie nur Lob und Liebe für „ihre Tochter".

Die Liebe fand keine Gegenliebe; das Lob zu erwidern, nahm Frau von C. auf sich. Sie sprach es oft mit feierlicher Ueberzeugung aus, wenn sie zu uns herüberkam aus den Zimmern meiner Mutter. Dabei blickte sie Edith fest und streng in die Augen und pries sie glücklich, in der Nähe einer solchen Frau leben, sich erbauen zu dürfen an diesem Vorbild der heldenmüthigen

Geduld im Leiden, der Güte gegen die Menschen und der Ergebung in den Willen Gottes.

Diese herausfordernde Bewunderung hat böse Früchte getragen. Sie hat mitgeholfen, das traurige Wunder zu vollbringen, daß eine Frau, der selbst die Fernstehenden, die Stumpfsten Verehrung und Liebe zollten, nicht vermochte, dem Wesen, das ihr nach mir das theuerste war, die kleinste herzliche Regung abzugewinnen. Sie suchte sich und mich darüber zu täuschen, sie behauptete, Edith gehöre zu den jungen Geschöpfen, die sich schämen, eine warme Empfindung zu zeigen: „Und das sind die Besten, die Stärksten," sagte sie. „Wie sie ist, so ist sie mir recht. Eine Schwiegertochter, die mich mit Aufmerksamkeiten verfolgt, würde mir lästig! Ich bliebe ewig in ihrer Schuld, ich alte, an mein Ruhebett gefesselte Maschine, und käm' aus den Gewissensqualen nicht heraus."

Ich aber dachte bei mir: Warte nur, Mutter, deine Güte wird die Gleichgültigkeit Edith's besiegen, und dann wirst du sehen, wie wohl es thut, von einem Sohn und von einer Tochter geliebt zu werden.

In dieser Hoffnung wurde ich betrogen.

Ich kam eines Vormittags früher als gewöhnlich nach Hause. Wir hatten Ethel zu Tische. Als ich ins Speisezimmer trat, hörte ich unsern Gast im Salon nebenan lachen und zugleich schelten: „Pfui, Edith, das ist abscheulich." Darauf ein unterdrücktes Gewimmer und wieder Lachen und Schelten. Ich öffnete die Thür und sah Edith auf dem Canapee ausgestreckt liegen.

Ihr Spitzentaschentuch hatte sie wie eine Haube auf den Kopf gestülpt, das Gesicht in Falten gezogen und äffte das Gebahren meiner Mutter nach in einer ihrer schweren Leidensstunden.

Meine Fäuste ballten sich: „Bravo, Comödiantin!" rief ich aus, stürzte auf sie zu und faßte sie hart an beiden Schultern. Die Todesangst, in die Ethel gerieth, brachte mich zu mir. Sie war auf die Kniee gestürzt und schrie: „Verzeih, verzeih ihr, es war nicht bös gemeint."

Edith hatte nicht gezuckt unter meiner grausamen Berührung: „Ich hasse Deine Mutter," sagte sie langsam und ließ auf jedem Wort die Stimme ruhen und biß die blanken Zähne zusammen. „Ich hasse sie, weil Du sie mehr liebst als mich. Ich hab's immer gefürchtet, jetzt weiß ich's."

* * *

Bis hierher bin ich neulich gekommen. Dann wollte ich überlesen, was ich aufgeschrieben habe. Aber das darf ich nicht, sonst lege ich die Feder weg. Sie ist in meiner Hand ein schwaches Werkzeug, und was sie schildert, bleibt gar zu weit hinter der Wirklichkeit zurück. Diese Aufzeichnungen erwecken kaum einen schwachen Begriff von dem Wesen Edith's, von der Kraft ihrer Leidenschaft, von der Lieblichkeit ihrer Hingebung, von der Anmuth, die ihr treu geblieben ist, durch Irrthum und Sünde bis in die Verworfenheit.

Arme Edith! Wer weiß, wenn meine Liebe zu ihr die Stärke der ihren zu mir gehabt hätte, ebenso ausschließend, rücksichtslos, unbedingt gewesen wäre, vielleicht würde ich sie doch gerettet haben, die arme Edith, — und dann auch die Andere . . .

Vielleicht — das ist ein Wort! Ich muß es streichen aus meinem Vocabularium. Ich darf nicht denken: vielleicht, sonst ist mir eins gewiß — der Wahnsinn.

Nach der Rückkehr von unsrer Hochzeitsreise hatte ich meine landwirthschaftliche Thätigkeit wieder aufgenommen. Sechs Wochen nach der Geburt des Kindes war Edith schon an meiner Seite gewesen: „Nimm mich mit und kümmere Dich nicht um mich, ich werde Dir nie lästig werden." Sie hielt Wort, sie wurde mir nie lästig, im Gegentheil, sie machte sich nützlich durch ihr Interesse an der Sache, ihren scharfen Blick, ihr richtiges Urtheil über die Menschen. Wir ritten oder fuhren zusammen aus und kamen zusammen nach Hause. Ihr war kein Weg zu weit, keine Beschäftigung zu gering, wenn sie nur bei mir sein konnte.

Mit dem Kind gab sie sich wenig ab. Ich machte ihr Vorwürfe darüber; es war am selben Tag, an dem sie meine Mutter verspottet hatte. „Wenn es Dir ähnlich sähe, würde ich's lieben. Aber das bin ja ich, das ist noch einmal die unglückselige Edith," erwiderte sie. „Aus der Art geschlagen, sagten die Eltern. Unfähig, das Ehrwürdige zu verehren, sagst Du!"

Weinend, außer sich stürzte sie in meine Arme.

„Lehr' mich's, lehr' mich gut sein, hab' grenzenloses Erbarmen! Hab' mehr Liebe zu mir als Abscheu vor meinen Fehlern."

Der Winter kam; C.'s reisten mit Ethel nach dem Süden und ließen Maud, die meiner Mutter eine wahrhaft kindliche Zuneigung entgegentrug, bei ihr zurück. Edith und ich sollten den Fasching in Wien zubringen, und täglich mahnte meine Mutter: „Geht, Kinder, geht. Eure kleine Lore bleibt in guter Hut. Ihr habt Euch etwas Zerstreuung wohl verdient, genießt sie." Maud stimmte bei, Edith verhielt sich passiv.

Ich weiß nun schon lange, meine Mutter wollte mich forthaben, ich sollte nicht Zeuge sein ihres letzten Martyriums, dem sie sich nahe fühlte. Und gerade um diese Zeit schien sie mir auffallend wohler, und meine Zuversicht wurde durch die des Arztes erhöht.

Wir nahmen Abschied — wir. Ich ging nie mehr allein zu ihr hinüber, um nicht mit der Frage empfangen zu werden: „Wo ist Edith?" Sie gab sich Rechenschaft von der Eifersucht, die sie erregte, so sehr Edith auch bestrebt war, sie vor ihr zu verbergen. Meine Mutter sah Alles in zu schönem Licht, und was sie in schönem Licht durchaus nicht sehen konnte, dafür fand sie eine Entschuldigung; aber — sie sah.

Sie hatte Toilette gemacht zu diesem unvergeßlichen Abschied. Man hätte sie für gesund halten können an dem Vormittag; auf ihren Wangen schimmerte ein Anflug von Farbe, ihre Augen glänzten. Wie ein lichter Engel

stand Maud neben ihrem Ruhebett. Sie ist gut versorgt, dachte ich, und dennoch überfiel mich's: Du solltest nicht fort von ihr. Aber ich verscheuchte die weichmüthige Empfindung, scherzte über die elegante Haube meiner Mutter und über das Spitzenkleid, in das sie sich geworfen hatte, und sie scherzte mit:

„Ich habe auch meine Eitelkeit, ich will Euch in angenehmer Erinnerung bleiben."

Sie küßte Edith und dann mich auf die Stirn, gar gerecht theilte sie die Zeichen ihrer Zärtlichkeit zwischen uns.

Edith wandte sich. Ich aber schloß meine geliebte Mutter noch einmal an mein Herz und preßte meine Lippen auf ihren viel zu früh weiß gewordenen Scheitel und fühlte das Beben ihrer armen, wunden Brust an der meinen.

„Du leidest, Mutter," sagte ich. Sie schüttelte den Kopf, sie lächelte.

„Sei ganz ruhig, ich verspreche Dir, wenn es gegen allen Anschein Ernst werden sollte, rufe ich Dich."

* * *

Wir stürzten uns kopfüber in die Weltfreuden. Es ging, wie's immer geht beim Auftauchen einer neuen, die Aufmerksamkeit erregenden Erscheinung. Das Cliquenunwesen, das jetzt in der Wiener Gesellschaft herrscht, begann schon damals sich auszubilden. Viele kleine, streng abgeschlossene Kreise in dem großen Kreis mit den ver-

schwimmenden Conturen. Es gibt keine bestimmbaren Grenzen zwischen Denen, die zur Gesellschaft gehören, und Denen, die sich zu ihr zählen und von außerhalb Stehenden zu ihr gezählt werden. Aus den kleinen Kreisen gucken sie hinüber, herüber, mißtrauen, lästern, ziehen sich zurück in ihren Bau, aber mit einer Beute, irgend einem Klatsch, irgend einer lächerlichen Erfindung. Sie rollt, vergrößert sich, wird durch die Leichtgläubigkeit erhärtet, eine steinerne Legende, an der sich kein Jota ändern läßt.

Von Edith wußte man schon nach den ersten Tagen, daß sie eine Creolin, die einzige Tochter eines unermeßlich reichen Pflanzers auf Barbados war. Ihr grausamer Vater hatte sie gezwungen, zuzusehen, wenn er unbotmäßige Sklaven todtpeitschen ließ. In ihrer Heimath nannte man sie die Perle der Antillen.

Diesen Unsinn, der mich ärgerte, fand Edith ergötzlich. „Jetzt brauch' ich mich nicht erst interessant zu machen, ich bin's," meinte sie. Die scharfen, eindringenden Pfeile ihres Spottes schwirrten, die Witzworte, die sie sagte, bekamen Flügel, die Carricaturen, die sie zeichnete, hatten einen ganz außerordentlichen Erfolg. Man buhlte um die Ehre, in der Sammlung Edith's zu figuriren. Was die Stellung einer jeden Andern untergraben hätte, befestigte die ihre. Das alles schmeichelte mir und verdroß mich zugleich. „Dir ist nichts heilig," sprach ich einmal zu ihr, und sie zuckte die Achseln. „Weil ich nichts Heiliges finden kann auf dieser unheiligen Erde." Empört fuhr ich auf: „Edith!" Da schmiegte sie sich schon an

mich, demüthig und flehend, die Vielgefeierte. „Verzeih Deinem armen, albernen Kinde, glaub' ihm nicht. Unsre Liebe ist mir heilig."

Die Gesellschaftsmenschen nannte sie dumme Avaren, die sich hinter ihre Ringwälle verkriechen und von dort aus die Welt beurtheilen. Aber einen Ringwall nach dem andern zu erobern, im Triumph in jeden einzuziehen, das unternahm sie, und das gelang ihr. Es konnte nicht anders sein. Nie hat Jemand, den zu gewinnen sie sich bemühte, ihr widerstanden. Sie bezauberte die Männer und gewann die Frauen. Ich habe die Zähesten, die Unüberwindlichsten, die Vorurtheilsvollsten klein beigeben gesehen, wenn sie sich herbeiließ zum Kampf mit ihnen. Ihr Verstand besaß im höchsten Grad, was man beim Auge das Accommodationsvermögen nennt. Sie stellte jeden in die rechte Sehweite und sich neben ihn in seinen Gesichtskreis und war gescheit mit den Klugen, ernst mit den Ernsten, frivol mit den Oberflächlichen.

Bald gab es kein Fest ohne sie, und sie gehörte zu den gefeiertsten Frauen in der „großen Welt". Wenn wir vom Schauplatz eines ihrer Siege nach Hause fuhren, legte sie die Arme um meinen Hals und den Kopf auf meine Schulter und fragte: „Hast Du mich wieder recht lieb, weil ich den Andern so gut gefalle?" Jede Huldigung, die ihr dargebracht wurde, heimste sie ein mit Entzücken, um sich ihrer vor mir rühmen zu können.

Den letzten Ball im Fasching wollten wir noch mitmachen vor unsrer Rückkehr nach Niedernbach, und auf

dieses glänzende Abschiedsfest hatte Edith sich besonders gefreut und genoß es mit vollkommener Unbefangenheit.

Am nächsten Morgen, sehr früh, weckte sie mich, stand in Reisekleidern an meinem Bette. „Wir müssen nach Niedernbach, Lieber, mit dem ersten Zug. Es ist ein Telegramm von Maud gekommen, Deine Mutter ist etwas weniger wohl."

Ich sprang auf, verlangte das Telegramm. Es war verlegt worden; vielleicht war es in den kleinen Koffer gerathen, den Edith und die Kammerfrau in aller Eile gepackt hatten. Niemand nahm sich Zeit, es zu suchen, nur rasch in die Kleider; das Frühstück wartete, der Wagen war bestellt. Meine Frau hatte schon für alles gesorgt.

Eine furchtbare Reise trotz aller Mühe, die Edith sich gab, mich zu beruhigen. Eine entsetzliche Ankunft. Vor dem Thor trat Maud uns entgegen. Auf ihrem Gesicht las ich: Du kommst zu spät.

Edith sprang aus dem Wagen auf ihre Schwester zu und flüsterte ihr hastig etwas ins Ohr. Maud horchte, ihre Augen wurden starr, sie wich vor Edith zurück, unwillkürlich, mit Abscheu. Sie konnte nicht lügen, sie konnte nicht, die Fähigkeit fehlte ihr. Ich erfuhr Alles auf einmal. Meine Mutter war vor einer Stunde gestorben, sie hatte sich in ihren letzten Augenblicken vergeblich nach mir gesehnt. Ich war zu spät gekommen, weil Edith, um den Ball nicht zu versäumen, das Telegramm, das mich nach Hause berief, unterschlagen hatte.

* * *

An diesem Verrath starb meine Liebe. Aber — ein Geständniß, schwer abzulegen — die Leidenschaft überlebte den Haß und die Liebe. Der herbe Zusatz, den meine Selbstvorwürfe ihr gaben, vertiefte sie nur, sie wurde so recht eine erniedrigende Wonne, eine selige Bitterniß, um so mächtiger, je elender sie macht, denn sie nährt sich von unsrer besten Kraft. Sie ist der aus Nektar und Wermuth gemischte Trank, nach dem ewig lechzen wird, der ihn einmal gekostet hat. Er allein löscht den Durst des Erdgeborenen nach Lust und Leid zugleich.

Was heiße Reue — das heißt, nein, dieses Wort muß ich zurücknehmen, eigentlicher Reue war Edith unfähig; sie rühmte sich dessen sogar — was heiße Liebe thun kann, um einen Frevel zu sühnen, das hat Edith damals gethan. Ich hätte ihr verzeihen oder sie von mir stoßen sollen, fand aber weder zu dem einen noch zu dem andern die Kraft. Es war ein gräßliches Wirrsal in mir. In einem Athem verurtheilte und entschuldigte ich seine Urheberin. Ich sprach nicht die Verdammniß über sie wie ein Richter, ich fluchte ihr wie man einem Spießgesellen flucht.

An der Leiche meiner Mutter war mein Gewissen erwacht. Ich lernte alle seine Qualen kennen. Die stummen Lippen der Todten hatten gesprochen: „Schlechter Sohn!"

Wie war's möglich gewesen? Ich begriff's nicht mehr, daß ich mich hatte täuschen lassen durch ihren

frommen Betrug, irreführen durch ihre großmüthige Verstellung; daß ich nicht errathen hatte, was sie mir verschwieg, den unaufhaltsamen Fortschritt der Krankheit, die an ihr zehrte, daß ich nicht gegeizt hatte mit jeder Minute ihres entschwindenden Lebens. Und sie — die letzten Worte, den letzten Wunsch, Alles, was sie aufgespart für den Augenblick, in dem es „Ernst werden sollte", hatte sie nicht aussprechen, mich nicht mehr segnen können.

Sie war so schwer hinüber gegangen, hörte ich. Die Sehnsucht nach mir in ihrem mütterlichen Herzen verlängerte den Todeskampf, ließ sie nicht friedlich hinüber gehen.

Von der Zeit an habe ich eine reine Freude nicht mehr gekannt, ich war unheilbar verwundet.

Ob der Grund meines veränderten Benehmens gegen Edith ihren Eltern ein Geheimniß blieb, weiß ich nicht. Sie haben darüber nie Rechenschaft von mir verlangt, mir nicht die geringste Unzufriedenheit gezeigt. Im Gegentheil, sie waren rücksichtsvoller und aufmerksamer denn je für mich, kälter denn je gegen ihre Tochter. Auch an ihren Schwestern fand Edith keine Stütze. Maud, so vortrefflich, so pflichttreu, so liebevoll, wenn sie verehrte, war doch nicht ohne die gewisse Härte, die von großer Frömmigkeit unzertrennlich scheint. Diese Härte bekam Edith jetzt zu fühlen. Die kleine Ethel, die vor der unberechenbaren Schwester immer eine instinctive Scheu gehabt hatte, zog sich ganz und gar von ihr zurück, nahm keine Einladung mehr an. Umsonst forderte Edith sie

auf, bat (und wie inständig!) umsonst: „Komm zu uns. Bleib bei uns."

Dagegen empörte ich mich. An mir hatte Edith sich versündigt, mir, nicht den Andern kam's zu, sie zu strafen. Einmal stellt' ich meine Schwägerin Ethel zur Rede: „Was hat Edith Dir gethan?" — Nun, ihr nichts, aber was mußte sie mir gethan haben, daß ich so bös mit ihr sein konnte?

Sie war nur das Echo ihres Vaterhauses, und ich fand die Parteinahme, die mir dort zu Theil wurde, sehr unberufen und sehr beschämend für mich.

Das absolute Alleinstehen Edith's erweckte am Ende doch wieder mein Mitleid, und wieder schlichen sich in mein Herz noch andere Empfindungen als die leidenschaftlicher Mißachtung oder leidenschaftlicher Hingerissenheit. Ich konnte nicht ausrufen: „Du irrst," wenn sie sagte: „Hätten wir Deine Mutter am Leben gefunden, mein Unrecht wäre das selbe geblieben, aber wie anders würdest Du's beurtheilt haben!"

Es ergriff mich, wenn ich meine Schwäche verwünschte nach einer Rückkehr zu ihr und sie dann sprach: „Sei ruhig, ich fühle Deine Liebloſigkeit nie demüthigender als jetzt in Deinen Armen."

Es rührte mich, wenn sie meine rauheſte Abweiſung mit der Bitte beantwortete: „Mißhandle mich, je ärger, je beſſer. Um ſo früher tilgſt Du meine Schuld gegen Dich und wirſt endlich in der meinen ſtehen. Dann ſollſt Du erfahren, wie die Liebe und was ſie verzeiht.

Alles, alles! Es gibt nichts im Bereich des Denkbaren, das ich Dir nicht verzeihen würde."

So brachte sie mich langsam wieder in ihren Bann, aber wo blieb das Glück? An eine stille, gleichmäßige Existenz in wohlgeordneter Häuslichkeit war an der Seite Edith's nicht zu denken: ein Haus führen ist eine Mühewaltung, und davor graute ihr. Ihr graute auch vor dem Lesen eines ernsten Buches, und unrettbar lächerlich machte sich in ihren Augen, wer mit ihr ein Gespräch führen wollte, das nicht ausschließend vom Nächsten, seinen Schwächen und Fehlern handelte. Wenn es etwas gab, das ihr Interesse und sogar ihre Bewunderung erregte, so war's ein schönes Bild, und wenn es Menschen gab, die wenigstens eine Zeitlang von ihren Spöttereien und Lästerungen verschont wurden, so waren es Künstler. Aber Pietät flößte ihr selbst der größte nicht ein. Diese Empfindung ist ihr fremd geblieben bis ins Grab. Sie hatte zu scharfe Augen für alle menschlichen Fehler, ihre eigenen nicht ausgenommen. Ich muß ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie zwei große Vorzüge besaß; sie war nicht eitel, und sie kannte sich selbst. Die Stunden der Einkehr kamen selten und hinterließen keinen bleibenden Eindruck; kamen sie aber, dann waren sie furchtbar.

Später noch, in Tagen, in denen ich ihr noch viel schwerere Schuld zu verzeihen hatte, meint' ich, sie müsse Erlösung finden können in der Kunst und in der Religion. Sie wollte davon nichts wissen. „Das lebendige Leben

interessirt mich, nicht das gemalte," sagte sie; „und beten? Lieber nicht. Mein Gebet wird immer zur Anklage. Warum hat der Ewige ein verpfuschtes Werk, wie ich bin, nicht zurückgeschleudert in das Nichts, da er es geschaffen hatte und sah, daß es nicht gut war."

Mit der kleinen Lore, die leidenschaftlich an ihr hing, beschäftigte sie sich wenig. Sie hatte kein rechtes Herz für das Kind. „Weil es Dir nicht ähnlich sieht," sagte sie zu ihrer Entschuldigung, „sondern mein Ebenbild ist. Sieh nur, Lieber, die Gestalt, die Kopfform, die Augen: die meinen! Ihr Sprechen, ihr Lachen: das meine! Es ist schrecklich. Ich bin hineingeschneit gekommen in die Familie, wer weiß wie? Ich sehe keinem der Unsern gleich, erinnere an keinen. Dieses Kind ist Fleisch von meinem Fleisch und Geist von meinem Geist. Es ist noch einmal ich, doppelt ich und wird doppelt unselig sein."

Sie verfiel in wahnsinniges Schluchzen. Ich ging aus dem Zimmer, ich wollte nicht weich werden.

Eine Viertelstunde später saß Edith am Klavier, spielte einen Walzer und lachte, lachte schallend über die Kleine, die zu tanzen versuchte und alle Augenblicke über ihre eigenen, ungelenken Füßchen stolperte und hinfiel. Endlich hatte sie genug und blieb auf dem Boden sitzen, ganz artig und erschöpft. Edith ließ sie hart an. Sogleich brach das Kind in Schreien aus, strampelte und plärrte und entwickelte so viel Zorn und Bosheit, als einem dreijährigen Ding nur irgend möglich ist. Seine Mutter

betrachtete es eine Weile höchlich ergötzt, sprang plötzlich auf, hob's in ihre Arme, überfluthete es mit Zärtlichkeiten und drehte sich mit ihm und tanzte und sang dabei ihrem wilden, schönen Kind ein wildes, schönes Zigeunerlied vor. Jede ihrer Bewegungen, jede ihrer Gebärden paßte zu der Musik, war — wenn man so sagen darf — stumme Musik. Sie sah wohl, daß ich dastand und sie beobachtete, that aber nicht dergleichen. Und das Kind, belohnt für seine Unart, war entzückt und jauchzte laut.

So erzog sie's.

Mein Haus hatte keine Herrin, mein Kind hatte keine Mutter, ich hatte keine Lebensgefährtin, ich hatte — eine schöne Geliebte.

* * *

Meine landwirthschaftliche Thätigkeit erweiterte sich von Jahr zu Jahr. Ein gemeinnütziges Unternehmen, das ich ins Leben gerufen hatte, gedieh viel schneller und nahm größeren Umfang an, als ich im Beginn mir hätte träumen lassen. Die leidige Politik erhob auch Anspruch auf einen Theil meiner Zeit; so hatt' ich Beschäftigung in Hülle und Fülle. Sie zog mich ab von meiner unfruchtbaren Reue, von der Pein meines inneren Zwiespalts.

Edith war nun oft allein. Sie klagte darüber; ich gab ihr zur Antwort: „Du hast Dein Haus, Dein Kind, Deine sträflich vernachlässigte Kunst, Du hast die Nachbarschaft Deiner Eltern, nütz' all den Reichthum aus."

Wieder muß ich ihr Gerechtigkeit widerfahren lassen: sie hat sich bemüht, meine Rathschläge zu befolgen.

Ueber meinem Schreibtisch hängt ein Bild — ich hab's von da nie verbannen wollen —, das stammt aus dieser Zeit und bittet für die arme Edith. Es ist ein Aquarell, mit außerordentlicher Kraft und Leichtigkeit hingeworfen, nicht ausgeführt. Einsam steht ein junges Weib am Rande einer Klippenwand. Tiefer Schatten um sie her, die Nacht bricht an. Aus dem Dunkel leuchtet, von durchsichtigen Schleiern umwallt, der blühende Leib. Hoch am Himmel sind die Umrisse einer dem Wolkendunst entrückten Lichtgestalt angedeutet. Zu der hebt das Weib den Kopf empor, der streckt sie hülferufend die Arme entgegen. Verzweiflungsvolle Sehnsucht glüht und schmachtet in ihren Augen, spannt jede Fiber ihres Körpers. Er ringt vergeblich. Geister der Tiefe haben ihn in Ketten geschlagen. Gestalten, schön und ungeheuerlich, aus einer selbstquälerischen, einer erfindungsreichen Phantasie geboren, kriechen, stürzen herbei. Sie zerren an den Fesseln und werden ihr Opfer in den Abgrund reißen. Hülfe! möchte man mit der Unglückseligen rufen.

Aber die Lichtgestalt bleibt abgewendet.

* * *

Ein Jahr nach dem Tode meiner Mutter wurde die Verlobung der kleinen Ethel gefeiert. Ein, wie's in Romanen und Novellen heißt, „schmucker Reiteroffizier" hatte ihr Herz und, was viel entscheidender war, die

Sympathie ihrer Eltern gewonnen. Die Ehrlichkeit, mit der er ihnen eingestand, daß er sich um die Kleine nicht beworben hätte, wenn sie arm wäre, so sehr sie es ihm auch angethan, gefiel ihnen. Er trug einen großen Namen und hatte von einem kürzlich verstorbenen Verwandten die schwer belasteten Familiengüter geerbt. Nun hieß es (immer die alte Geschichte!) entweder heirathen und den Dienst verlassen oder ledig bleiben und weiter dienen. Zu dem letzteren erklärte er sich entschlossen, wenn er die kleine Ethel nicht zur Frau bekäme.

Meine Schwiegereltern legten die Angelegenheit in meine Hand, und ich brachte sie zu gutem Ende. Es war ebenso leicht, über die Verhältnisse meines zukünftigen Schwagers ins Reine zu kommen, wie über ihn selbst. Man brauchte keinen besonderen Scharfblick, um zu erkennen, daß in dem gutmüthigen Lebemann, der sein Geld hinauswarf, solange er wenig hatte, ein solider Hausvater und Sparmeister schlummerte.

Die Eltern gaben denn ihren, im Sinne des Wortes, reichen Segen, und Ethel, die Tag und Nacht geweint hatte wie ein Fontänchen, während die Unterhandlungen mit ihrem Karl oder vielmehr mit seinen Gläubigern noch in der Schwebe waren, glänzte jetzt vor Glück an seiner Seite wie eine kleine Sonne.

Das Regiment Karl's stationirte in der Nähe; er führte seine Kameraden, von denen er bald Abschied nehmen sollte, was ihm und ihnen schwer wurde, im Hause C. ein. Bisher hatte es dort von Malern gewimmelt,

jetzt wimmelte es von Malern und von Offizieren. Sie vertrugen sich vortrefflich mit einander. Schöne Pferde wurden vorgeritten und in allen Gangarten skizzirt, gezeichnet und gemalt. Eine Hälfte des Tages gehörte der Kunstbegeisterung und der „Arbeit" (sie nannten das so), die andre der Erholung bei Tisch, im Park oder im Tanzsaal. Es ging heiter her, und der Heiterste der Gesellschaft war mein Schwiegervater.

Eines seiner Bilder, ein spannlanger Landsknecht, hatte auf irgend einer Ausstellung irgend einen Preis bekommen. All sein Ehe- und übriges Glück in Ehren, aber der Augenblick, der die Nachricht der Erfüllung eines Jahre lang still gehegten Wunsches brachte, war doch der schönste seines Lebens. Er kam Vielen zu gute. Daß ihm das Herz manchmal schwer war, dafür sorgte Edith, bewußt und unbewußt. Dann hieß es bei ihm: Wenn ich keine Freude habe, sollen doch die Andern Freude haben, und er gab und half, wo er konnte. — War ihm aber eine Freude zu Theil geworden, dann sollten die Andern doppelt Freude haben, und seine Großmuth überstieg die kühnsten Zumuthungen, die an sie gestellt wurden.

Die Meistgefeierte bei den Unterhaltungen und Festlichkeiten im Elternhause blieb immer Edith. Es war einmal so. Ob sie's darauf abgesehen hatte oder nicht, sie herrschte, wo sie erschien, und verdrehte den Leuten die Köpfe. Die leichten Siege über junge Künstler- und Soldatenherzen schmeichelten ihr nicht. Sie hatte etwas ganz Anderes im Sinn als spielende Eroberungen, wenn

sie sich herbeiließ, liebenswürdig zu sein mit diesen (ihr Ausdruck) armen Teufeln. Sie wollte mich eifersüchtig machen. Ich merkte die Absicht und wurde nicht verstimmt.

Daß sie selbst von Eifersucht gepeinigt wurde, suchte sie zu verbergen, aber Verstellung war ihre Sache nicht. Einmal eingestanden, wuchs die kläglichste aller Leidenschaften bis an die Grenze des Wahnsinns. „Du liebst mich nicht mehr, wen liebst Du?“ mit der Frage peinigte sie mich. Sie war eifersüchtig auf ein Buch, das ich las, auf jedes kleine Andenken an meine Mutter, auf eine unsichtbare Geliebte, die ich, sie wußte nur nicht, wo? vor ihr verbarg. Sie war eifersüchtig auf Maud, die ich nur zu oft bitten mußte, sich des vernachlässigten Kindes anzunehmen, das der Willkür der Dienerschaft überantwortet blieb.

Eines Abends trat Edith plötzlich bei mir ein und fand mich schreibend. Sie war wie im Fieber, durchstöberte meine Mappe, riß die schon geschlossenen Briefe aus den Couverts: „An wen adressirst Du Deine Liebesepisteln, wer vermittelt sie? Ich will's wissen — ich hab' das Recht.“

Ihre Aufregung erschreckte mich, und ich sagte: „Lies nur, lies Alles, es wird Dir als Schlafmittel dienen.“

„Du fängst es eben sehr geschickt an. Ein Zeichen mehr, wie durchtrieben . . .“

„Edith!“ schrie ich auf — und sie lag an meiner Brust, schmiegte sich an mich, angstvoll und bebend an allen Gliedern.

„Thu' ich Dir unrecht? Liebst Du keine Andre? Dann verzeih, und um des Guten, um Gottes willen liebe mich! Liebe mich wieder wie einst, aus ganzem Herzen, aus ganzer Seele. Wenn Du mich nicht mehr so lieben kannst, bin ich verloren. Ich hab' zu wenig Seele, wie ich glaube, und zu wenig Herz, wie ich weiß. Ich habe keins, außer für Dich. Gib mir Deine Seele, Dein Herz, damit ich wieder lebe. Willst Du — willst Du?" fragte sie heftig, fast drohend, und ich kämpfte zwischen Zorn und Erbarmen. Was forderte diese Frau? Meine Seele, die sie belastet hatte mit einem Vorwurf, der nicht ruhte, mein Herz, das sie in seiner heiligsten Empfindung verwundet hatte.

„Willst Du?" wiederholte sie.

„Wollen ist nicht Können," antwortete ich. Sie sprang auf. Sie sah mich an, mit einem Blick, finster wie die Hölle, kreuzte die Arme über der Brust und sprach: „Auch gut."

Die zwei Worte sollte ich noch einmal hören.

* * *

Sie hatte gesagt: „Ich bin verloren," und sie war's, und ich war blind. Ich ließ mich in Sicherheit wiegen durch die Ueberzeugung, daß ich von Edith geliebt wurde über Alles. Eine Frau, die liebt, wird nicht treulos, bildete ich mir ein. Die Pflicht ist nur ein schwacher Halt im Vergleich zu dem, den die Liebe bietet, die allgewaltige.

Falsch! — falsch, wie das Generalisiren immer ist, dieser trübe Born, aus dem Dummköpfe ihre Weisheit schöpfen.

Als ich die Gewißheit erlangte, daß Edith ihre unsinnige Rache an mir genommen hatte, nahm ich die meine. Die Frau verstand es, mich verrückt zu machen, und noch mehr ihn, den „armen Teufel". Ein lieber, braver Mensch, um den einem leid sein konnte. Grausam hatte sie ihn die längste Zeit zum Narren gehalten und, als ich sie deshalb zur Rede stellte, lachend gesagt: „Imperator, dulde, daß Deine Sklavin vor Dir kämpft und siegt."

Er war kein unerfahrener Jüngling, er war ein Mann. Vor wenigen Jahren hatte ein Zufall mich in die Lage gebracht, ihm einen wichtigen Dienst erweisen zu können. Als ich es erfuhr . . . Nun, wir waren von Sinnen, er und ich, und fürchteten beide, zu früh wieder zu Verstand zu kommen.

Keine Zeugen, eine Pistole geladen, die andre nicht. Uebers Taschentuch wird geschossen, zugleich. Das machten wir aus. Er zitterte, er war wie die Wand, indeß ich glaubte, mir müsse das Blut bei den Augen herausspritzen. — Eins, zwei, drei — ich drückte los. Ein kurzer, harter Knall, das Zündhütchen war abgebrannt. Er hatte die geladene Pistole. Ja, was ist das? Er läßt den Arm sinken. „Schieß!" ruf' ich ihm zu, „schieß Du . . ." und geb' ihm einen Schimpfnamen, der mich heute noch reut.

„Nenn' mich, wie Du willst," sagt er, „ich kann auf Dich nicht schießen, aber —" und hebt die Pistole und richtet sie gegen sich. Ich schlug sie ihm aus der Hand; unser Benehmen kam mir albern und kindisch vor.

Ich forderte von ihm: „Ertrag' Dein Dasein, ertrag's, sei's, wie's sei." Er versprach's, versprach auch, Edith nie wiederzusehen, und hat Wort gehalten.

* * *

Maud, zu der Edith nach der Entdeckung rathlos und verzweifelt geflohen war, machte sich zu ihrer Fürsprecherin. Sie erlangte von mir, was Niemand außer ihr erlangt hätte. Ich verzieh.

Soll ich mich deshalb verachten? Verachtet mich, wer diese in Qual, Scham und Zorn hingeworfenen Bekenntnisse kalten Herzens Seite für Seite durchblättert? Ich bin euch ja nur ein Buchmensch, für den ihr eine andere, viel feinere Moral in Bereitschaft habt, als für euch selbst und eure Freunde. Seht euch nur um. Wie viele von euch und von ihnen, mit denen ihr in einem Regiment dient, im Landtag sitzt, im Reichsrath, im Club und so weiter, haben verziehen. Und ihr drückt ihnen die Hand und nennt sie Ehrenmänner.

Nun, ich bin wie sie und kein Buchmensch, ich bin ein lebendiger Mensch und schreibe meine lebendige Geschichte.

Ich verzieh also. Einmal — mehrmals. Das erste

Mal, weil es ihrem Anwalt, dieser edlen Maud, gelang, Entschuldigungen für sie zu finden. Später, als es für sie keine Entschuldigung mehr gab — aus Verachtung.

Wir lebten in Wien und auf dem Lande unter einem Dache, wir sahen uns vor Fremden und waren dann höflich gegeneinander. Darin bestand unser Verkehr. Das Kind hatte eine verläßliche Wärterin; seine Mutter, die in Weltfreuden unterging, beschäftigte sich fast nie mit ihm, und das war mir recht.

Um der kleinen Lore willen hätte ich einen Skandal gern vermieden. Edith provocirte ihn. Es war die letzte Probe, auf welche sie meine feige Langmuth stellte. Auch die versagte endlich, und wir trennten uns. Sie brachte ihr Leben fortan theils auf Reisen (an aufmerksamer Begleitung fehlte es ihr nicht), theils in Paris zu. Ich löste mein Haus in der Stadt auf und zog mich vom politischen Leben zurück. Der Eigennutz in der Maske der Fürsorge für das allgemeine Wohl, der mir dort auf allen Gebieten begegnete, ekelte mich zu sehr an.

Beschäftigung hatte ich genug. Mein Schwiegervater übertrug mir die Leitung seines Gutes, und in Niedernbach gab's vollauf zu thun. Die Wirthschaft war zurückgegangen, seitdem mein alter Verwalter unter der Erde schlief, die er geliebt und gepflegt, und seitdem ich meinen kleinen Wirkungskreis vernachlässigt hatte, um in einem großen — nichts zu leisten.

Von Vereinsamtsein war keine Rede. Mein Schwager und Ethel besuchten mich oft und brachten ihre lieben,

schönen Kinder mit. Maud, die entschlossen war, unverheirathet zu bleiben, und das Leben einer weltlichen Klosterfrau führte, zog mit Erlaubniß ihrer Eltern nach Niedernbach, nahm sich der Erziehung Lore's an und brachte den außer Rand und Band gerathenen Haushalt wieder ins Geleise.

Meine Schwiegereltern — seien sie noch im Grabe gesegnet, die Vortrefflichen, sie waren für mich wie Vater und Mutter — sagten: „Jetzt sind wir wieder allein," fügten sich aber in diese Thatsache mit sehr freudiger Ergebung.

An jedem Ersten des Monats schickte Maud einen Bericht über Lore an Edith ab. Es kam manchmal eine höhnische und gehässige, ein andres Mal eine im Sturm des Schmerzes und der Sehnsucht geschriebene Antwort. Es kamen auch Briefe an mich. Ich antwortete nie, las überhaupt nur die ersten; ich litt zu viel dabei.

Ich habe einen guten Bekannten gehabt, der war ein Kinderfeind: „Kinder! Thiere mit menschlichen Angesichtern, egoistisch, gefräßig, grausam! Pfui!" Er ging ihnen aus dem Weg. Fand er bei seinen liebsten Freunden die Kinder im Salon, an der Thür kehrte er um. Er hätte gern geheirathet, aus Angst vor den möglichen Folgen blieb er ledig. Erst als alter Junggeselle verliebte er sich so ernstlich und flößte so ernstliche Gegenliebe ein, daß er sich endlich doch an den Traualtar wagte. Sich und seiner nicht mehr jungen, aber sehr lieben Frau hatte er eingeredet: „Wir kriegen keine Kinder mehr."

Statt dessen war schon nach kurzer Ehe Aussicht auf Nachkommenschaft vorhanden, und der Kinderfeind gerieth außer sich und quälte seine Gattin aufs Blut mit den Drohungen, die er gegen das Ungeborene ausstieß. Es erschien, und im Momente erwachte in dem bärbeißigen Manne der zärtliche Vater. Er war nicht wegzubringen von der Wiege, verstand jeden Quietsch, den das Würmchen that, besser als Hebamme und Wärterin. Wenn er seinen Sprößling für einige Stunden verlassen mußte, sprach er wenigstens von ihm, langweilte damit alle Welt und brachte seine Frau in die größte Verlegenheit.

Ein zweites Knäblein kam, ein drittes, die Leutchen brachten es auf vier, und jeder neue Ankömmling war in den Augen des begeisterten Vaters immer der schönste, der meistversprechende. Bei jedem avancirte der Papa von der Wärterin zur Kindergärtnerin, von dieser zum Lehrer und zum Correpetitor. „Wo ist jetzt Dein Kinderhaß?“ fragte ich ihn einmal. „Wo soll er sein? da ist er, immer derselbe,“ gab er mir zur Antwort. „Kinder, gräßlich: pfui!“ „Aber die Deinen?“ Er riß die Augen weit auf und war grenzenlos verwundert. „Die meinen? Du wirst doch meine Kinder nicht mit andern vergleichen wollen!“

Das Beispiel dieses übrigens ganz tüchtigen und gescheidten Menschen warnte mich. Ich war nur zu sehr geneigt, in seinen Fehler zu verfallen. Mir schien Lore auch etwas ganz Unvergleichliches. Ich setzte mich nur zur Wehre gegen mich selbst, wenn ich spöttelte über das

Entzücken, das sie allenthalben hervorrief. Im Stillen gab ich ihr süßere Namen, als irgend Jemand ersinnen konnte. Sie war das Licht meines Lebens, Hoffnung und Erfüllung.

Ihr Spielplatz lag den Fenstern meines Arbeitszimmers gegenüber. Das sogenannte Kapuzinergärtchen stieg da terrassenförmig empor, fast bis zur Höhe des ersten Stockes, und gerade vor mir, auf der Wiese, hüpfte die Kleine herum, schlug den Reif, den Ball oder bepflanzte ein Beet mit den winzigsten Blumen, die sie auftreiben konnte: Augentrost, Flox, zwerghafte Hauswurz. Von den großen Blumen sagte sie: „Die sind alt, die mag ich nicht." Alles Alte flößte ihr Scheu ein, sie fürchtete sich vor alten Menschen, vor alten Thieren. Ich freute mich immer über das gute, frische Aussehen meiner Schwiegereltern; es täuschte das Kind, und sie bekamen nie von ihm den grausamen Ausspruch zu hören: „Ich mag Euch nicht, Ihr seid alt."

Ihretwegen hätte Lore ihn freilich ohne Weiteres thun dürfen und — was nicht? Ihre Großeltern würden es allerliebst gefunden haben. Ueber Edith urtheilten E.'s klar und unbefangen, über die Enkelin waren sie verblendet und blieben's, Gott sei Dank, bis ans Ende. Einen entschuldbareren Irrthum wüßte ich nicht zu finden. Das Kind war wirklich ein holdes, bezauberndes Geschöpf. Ich stand oft stundenlang am Fenster, hinter dem Vorhang versteckt, und sah ihr zu. Alles gelang ihr, Alles gedieh unter ihren geschickten Händchen. Ihr Gärtlein wurde ein Schmuck der Wiese. In ihre Arbeit konnte

sie sich versenken bis zur Weltvergessenheit. Da saß sie auf einem Puppensessel unterm Tannenbaum und stickte ein selbsterfundenes Muster auf durchlöchertes Papier oder auf irgend einen Stoff, ein Kleidungsstück. Eine Mantille Tante Maud's fand man einmal so verziert. „Ich mache kleine, junge Stiche, damit ich nicht so oft einfädeln lassen muß, weißt Du, Johanna," sagte sie zu ihrer Kinderfrau und stocherte und stocherte. Manchmal hielt die eifrige Arbeiterin ihr Werk weit von sich, um zu sehen, wie sich's aus der Entfernung machte, und fuhr dann fort mit einem Fleiß, einer Ausdauer . . .

„Nein," jubelte ich, „sie wird nicht werden wie ihre Mutter, die Aehnlichkeit ist nur eine äußere. Fleiß, Ausdauer waren Edith fremd."

Wenn Lore endlich doch arbeitsmüde wurde, sprang sie auf und rief ihrer Johanna zu: „Jetzt schau, jetzt werd' ich fliegen wie eine Schwalbe." Sie breitete die Arme aus und stob über den Rasen hin, leichtfüßig, anmuthig, in großen Kreisen, in kleinen Kreisen, geradeaus. Jetzt rasch ein paar Flügelschläge mit den Armen angedeutet, ein Gezwitscher, dem Vogel, den sie nachahmte, abgelernt, eine rasche Wendung und wieder ein sanftes Hingleiten, das wahrlich einem Fluge glich. Ihre dunklen, seidenweichen Haare, die sie halblang und offen trug, flatterten, sie streckte den Kopf vor, richtete ihre Augen aufmerksam und regungslos in die Ferne, drückte den Mund fest zu und hielt in ihrem Flug nur inne, um

ihre Johanna anzurufen: „Schau nur, schau, mach' ich ein rechtes Schwalbengesicht?"

Ich hätte auflachen und zu ihr stürzen, sie in meine Arme nehmen, ihr Spielgefährte sein mögen, ihr Neger, ihr Hund.

Ich rang mit den zerschmelzenden Gefühlen, die mich beim Anblick dieser Kleinen, meines höchsten, des einzigen mir ganz zugehörenden Gutes, überfielen. Ich beherrschte mich immer. Ich habe das Kind nicht verwöhnt, nicht verzogen, ich bin mir keiner Schuld gegen meine Tochter bewußt, ich war im Anfang nicht zu mild, in der Folge nicht zu streng.

Lore stand im vierten Jahre, als ihre Mutter uns verließ. Sie hatte einen stummen, thränenlosen Abschied von der Kleinen genommen, und diese suchte sie am Abend im ganzen Hause, fragte Jeden nach ihr, und als es hieß, sie sei fortgefahren, lief das Kind zum Thor des Hofes und wollte dort auf die Mama warten. Man mußte sie endlich mit Gewalt in ihr Bettchen bringen. Am zweiten Tage war sie halb, am dritten ganz getröstet. Vergessen hatte sie ihre Mutter nicht, ich merkte es oft. Sie sprach nur selten von ihr; sie errieth mit wunderbarem Instinkt, daß sie's nicht sollte, nicht zu Hause und nicht bei ihren Großeltern. Die Anbetung, die sie für Edith gehabt hatte, übertrug sie auf mich — eine Zeitlang. Dann wurde der Großvater von ihr vergöttert. Bei ihm war sie am liebsten, bei ihm unterhielt sie sich am besten, es war nirgends so schön wie bei ihm. Auch diese Begeisterung legte sich, und Tante Maud trat in Gunst,

und dann einer ihrer Vettern und dann ihr Pony. Sie trieb stets Götzendienst mit irgend einem Menschen oder mit irgend einer Sache, und mir schien die jeweilige Vorliebe immer mehr aus der Phantasie als aus dem Herzen zu kommen. Die Treulosigkeiten Lore's beunruhigten mich.

Maud fand das ganz ungerechtfertigt. In ihren Augen war Treue das Höchste, die Blüthe und Frucht der edelsten Kräfte im Menschenherzen. Zur Treue wie zur Dankbarkeit müsse man heranreifen, sie von einem Kind verlangen, sei thöricht.

Wie gern ließ ich mich beschwichtigen! Doch gab es kein Ende für meine Sorgen; es traten immer neue an die Stelle der alten. Ich mußte der Kleinen nach und nach ihren Hund, ihr Lamm, ihre Vögel wegnehmen, denn sie quälte diese Thiere. Nur dem Pony ließ sie Ruhe, weil er sie einmal tüchtig gebissen hatte. Den Armen ging sie aus dem Wege, nicht nur den greisen, auch den jungen, denn wenn sie selbst nicht alt waren, so trugen sie doch alte Kleider.

Und so schrecklich dies alles mir war, trostlos machte es mich nicht. Unter den vielen Fehlern Lore's entdeckte ich nicht einen von ihrer Mutter ererbten. Angeboren war das Schlechte ihr nicht, es konnte ausgerottet werden. Der Körper des Kindes entwickelt sich nicht gleichmäßig, warum sollten seine Seelenkräfte sich gleichmäßig entwickeln? Lore war gescheit weit über ihre Jahre, gut hatte sie noch zu werden, und gut sollte sie werden. An dieser Hoffnung hielt ich fest.

* *
*

Eines Tags, eines schönen Sommertags, kehrte ich vom Feld zurück. Ich war nur vergnügten Gesichtern begegnet, die Ernte versprach vortrefflich zu werden. Freudige Erwartung lag gleichsam in der Luft und warf sogar in meine Seele einen Widerschein. Brot für alle. Brot, der Leckerbissen der Armen, Brot, das der Volksmund bei uns mit verkleinerndem Kosenamen nennt. Wahrlich ein trostvoller Gedanke.

Das letzte Stück Weges führte durch einen ziemlich entlegenen Theil des Gartens, zu dessen Pförtchen ich den Schlüssel bei mir hatte. Beim Einbiegen in einen breiten, dichten Laubgang, wen erblickte ich vor mir? Lore. Sie war allein; ich ging hinter ihr her, ohne daß sie es wußte. Da sah ich, daß sie Studien machte und sehr ernsthaft und unverdrossen wiederholte, was ihr nicht gleich gelang. Sie streckte sich, nahm eine steife Kopfhaltung an, änderte ihren leichten Kindergang. Die Ellbogen an den Leib gepreßt und ein bißchen zurückgeschoben, schritt sie kerzengerade einher, grüßte nach rechts und nach links mit freundlichem und doch würdevollem Neigen des Hauptes. Sie riß ein Blatt vom Strauch und brachte es dicht vor die Augen und betrachtete es, genau wie die kurzsichtige Tante Maud oft that, Tante Maud, die sie nachzuahmen suchte — mit dem größten Glück.

Diese kleine Verruchtheit führte sie aus mit einer Anmuth, einem Humor, die meine ungelenke Hand nicht schildern kann. Es hätte mich ergötzen müssen, wenn die Comödie nur nicht von der Tochter Edith's aufgeführt

worden wäre, wenn sie mir nur nicht die Erinnerung an jene ebenfalls sehr gelungene Nachahmung . . .

Kein Vergleich! ich wollte ihn nicht machen, ich wollte auch Herr der Erregung werden, die mich ergriffen hatte, und dann erst dem Kind die verdiente Strafpredigt halten. Ich blieb stehen, wartete, hörte Johanna rufen und ihren Zögling schelten, weil er ihr davongelaufen war.

Am Abend, als Lore schlief, ging ich, wie so oft, zu ihr hinüber, setzte mich an ihr Bett und versenkte mich in ihren Anblick. Auch im Schlafe wechselte ihr Gesichtchen fortwährend seinen Ausdruck. Es begab sich immer etwas in ihrer Gedankenwelt, ihre junge Phantasie ruhte nicht, und die Bilder, die sie dem schlafenden Kinde vorgaukelte, spiegelten sich in seinen lieblichen Zügen. Es lächelte, es zürnte, die feinen Brauen zogen sich zusammen.

„Wen ahmt sie jetzt nach?" fragte ich die Wärterin und sah sie dabei scharf an.

Sie gerieth in Verlegenheit, sie war dem Weinen nahe. Du lieber Gott. Sie hatte sich schon alle Mühe gegeben, es dem Kinde abzugewöhnen, aber umsonst. Lorchen entwischte, lief ins Frauenzimmer, in die Küche und führte dort ihre Comödien auf. Niemand war ihr heilig — die Worte trafen mich ins Herz — nicht die Großeltern, nicht der . . . Johanna stockte. Und die dummen, abscheulichen Dienstleute lachten über sie, munterten sie noch auf.

Auch Maud erschrak, als ich ihr meine Entdeckung und Johanna's Geständniß mittheilte. Aber sie rieth: „Keine Ermahnung, keine Strafe; Lore soll nicht wissen, wie schlecht das ist, was sie thut. Wir dürfen den bei ihr so mächtigen Widerspruchsgeist nicht wecken."

Von nun an ließ Maud das Kind nicht mehr von ihrer Seite. Die Stunden ausgenommen, die ihren Andachtsübungen und ihren Armen gehörten, widmete sie Lore ihre ganze Zeit. Sie gab ihr den ersten Unterricht, und bei diesen Lectionen mußte man Lehrerin und Schülerin sehen! Die eine voll Hingebung an die Sache, von der Wichtigkeit ihres Amtes durchdrungen, die andere mit halbem Ohr hinhörend, immer zerstreut, den Kopf immer von der Tante abgewendet. Sagte die: „Ich bitte Dich, Lore, gib Acht!" bekam sie zur Antwort: „Sekir' mich nicht, ich geb' genug Acht!" und wie's zuging, wer könnte das sagen? Das scheinbar so lässige Persönchen hatte Alles gehört, Alles verstanden, sich Alles gemerkt. Sie hatte auch Freude an den Unterrichtsstunden, aber wie hütete sie sich, das zu zeigen! Es hätte Maud Freude gemacht, und die sollte keine haben. Sie war ja selbst eine Freudeverderberin mit ihrer fortwährenden Ueberwachung der Nichte, mit ihrem langweiligen: „Thu das, es ist schön, thu das nicht, es ist nicht schön."

In Ungnade gefallen bei dem Kind, die Tante Maud! Sie theilte das Schicksal Aller, für die sich das wandelbare kleine Ding eine Zeitlang fanatisch begeistert hatte — auch mein Schicksal.

Meine Tochter liebte mich nicht. Ich wußte es längst. Indessen — lächerlich, so etwas zu sagen! — ich wußte es und — glaubte es nicht.

Als ich's endlich doch glauben mußte, warb ich um die Liebe meines Kindes, wie man um Liebe nur werben kann. Von Pflicht, von Dankbarkeit nie ein Wort. Sie sollte sich selbst überzeugen, mit ihren eigenen klugen Augen sehen lernen, daß es einen Menschen gab, dem sie und ihr Wohl in Gegenwart und Zukunft Alles war. Nichts konnte meine Liebe zu meinem Kind erschüttern. Sie hatte ihre Wurzeln im tiefsten Grund meiner Seele. Väterliche Liebe ist doch noch mächtiger als die Liebe zu einem Weibe.

* * *

Lore war sieben Jahre alt geworden, als sie mir zum ersten Mal bewies, daß sie des Mitleids fähig sei. Ein Marder, den ich erschossen hatte, flößte es ihr ein. Sie warf sich neben ihn auf die Erde, streichelte, küßte ihn und brach in Anschuldigungen aus gegen mich. „Wie bös bist Du, o wie bös! Du hast ihn erschossen, und er war so schön und so jung. Armes Marderl, armes, armes!" klagte sie. „Es ist todt, seine schönen Augen sind todt, es kann nicht mehr herumlaufen, es kann sich sein Fell nicht mehr putzen, sein weiches, feines Fell. Wer hat Dir das erlaubt?" schrie sie auf, schlug mit ihrer Faust auf den Boden und funkelte mich mit ihren zornsprühenden Augen an.

Ich zwang sie, aufzustehen, nahm sie bei der Hand, führte sie in den Hühnerhof und zeigte ihr die Verwüstungen, die der Marder dort angerichtet hatte. „Siehst Du," sagte ich, „nicht nur erlaubt ist's mir, ein so gefährliches Thier zu tödten, ich muß das thun, um unser und der Andern willen. Heute hat es unsre Hennen erwürgt, ihr Blut ausgetrunken und ihre Eier, morgen würde es beim Nachbarn einbrechen. Es ist gut und recht, das Schädliche wegzuschaffen aus der Welt."

„Das Schädliche?" wiederholte sie. „Nennt man einen Marder das Schädliche?"

„Man nennt in der Jägersprache alle Thiere so, die sich vom Fraße nützlicher Thiere nähren, des guten, armen Federviehs im Haus, im Wald und auf dem Feld, des kleinen Hasen, der jungen Rehe."

Sie besann sich. Ueber ihre Stirn flog ein Schatten. Die Augen langsam erhebend, richtete sie ihren erschreckend klugen und durchdringenden Blick zu mir hinauf, und spöttische Schadenfreude lachte aus dem Ton, in dem sie sprach: „Du bist also das Schädliche, und ich bin das Schädliche. Wir essen ja Hühner, Eier, Fasanen, Hasen und Rehe."

Ich hab' ihr nicht geantwortet. Was hätte ich ihr antworten können?

In der Nacht hatte ich einen furchtbaren Traum. Ich lag da, wehrlos und gelähmt an allen Gliedern, und sah einen Marder an mich heranschleichen, mit leisen, leichten Schritten. Es war ein unvergleichlich schönes

Raubthier, ich konnt's nicht hassen, ich mußte es bewundern, während es mein Herzblut trank, denn es hatte Lore's Augen.

In Angstschweiß gebadet wacht' ich auf . . .

* * *

Maud war, obwohl sie fortfuhr, regelmäßig zu schreiben, lange Zeit ohne Nachricht von ihrer Schwester geblieben. Fast ein halbes Jahr. Endlich, am 12. Mai 18 . ., kam ein Brief. Die Adresse war von fremder Hand, der eines berühmten Pariser Arztes, der auch ein Krankheitszeugniß geschrieben und beigelegt hatte.

Der Brief war von Edith. Er liegt vor mir, ich habe mich eben wieder in die schattenhaften, hastend und müd hingeworfenen Züge der einst so festen, künstlerisch ausgearbeiteten Schrift versenkt. Der Inhalt lautet:

„Maud, ich richte meinen Brief an Dich, sonst wird er nicht gelesen; ich schicke ein ärztliches Zeugniß, sonst wird mir nicht geglaubt. Du vermagst Alles über Franz, bestimme ihn, zu mir zu kommen.

„Ich möchte ihn noch einmal sehen vor meinem Tode.

„Die Eltern nicht, Dich auch nicht. Lore . . ." Ein Fragezeichen, eine große leer gelassene Stelle, dann:

„Ich weiß es nicht. Franz soll kommen; er soll nicht Rache dafür nehmen, daß er durch meine Schuld vom Todtenbett seiner Mutter fern geblieben ist. Er soll kommen, es beschwört ihn Edith."

Karl und Ethel waren bei uns, als dieses Schreiben eintraf. Sie übernahmen es, die traurige Kunde den Eltern mitzutheilen und sie auf alle Fälle abzuhalten, uns zu folgen. Uns, das heißt Lore, Johanna, ich und Maud, die sofort entschlossen war, mitzukommen. Edith konnte vielleicht doch im letzten Augenblick wünschen, Abschied von ihr zu nehmen und ihr eine Botschaft an Vater und Mutter aufzutragen. In zwei Stunden waren wir reisefertig und auf dem Weg zur Eisenbahnstation. Der Kleinen wurde vorläufig das Ziel der Fahrt und auch deren Veranlassung verschwiegen. Sie errieth Alles und war während der ganzen Reise von einer ausgelassenen Lustigkeit, die wir an ihr gar nicht kannten. Die sparte sie sonst wohl auf für die Gesindestube.

„Warum bist Du so lustig?“ fragte ich.

„Nun, weil wir auf der Eisenbahn sind, und ich bin so gern auf der Eisenbahn.“

„Weißt Du, wohin wir fahren?“

„Nein,“ erwiderte sie mit der größten Unbefangenheit, und Johanna platzte heraus:

„Aber Lore, Du hast mir doch selbst gesagt: Wir fahren nach Paris.“

Ich wollte wissen, woher sie das hatte, und sie provocirte förmlich ein Frag- und Antwortspiel und war übermüthig und schlagfertig und gab die seltsamsten Einfälle und Beobachtungen zum besten. Maud und ich sahen einander oft ganz verwundert an. Unmöglich, den Spuren der Gedanken nachzugehen, die sich in diesem jungen Kopfe

jagten. Und das selbe Kind, das so rasch begriff, für so Vieles ein unerhörtes Verständniß hatte, hatte keins für die Gemüthsstimmung, in der wir uns befanden, keine Theilnahme, keine Schonung.

„Ich glaube wirklich, Du bist lustig, weil Du siehst, daß Tante Maud und ich traurig sind," sagte ich, und sie zuckte die Achseln und tollte herum im Waggon, bis der Abend kam und sie einschlief.

„Du kennst die Kinder nicht," versicherte mir Maud. „Sie sind am munterſten, wenn ihre Umgebung übler Laune oder betrübt ist. Es liegt darin eine Art Nothwehr, ein Bedürfniß, die Last abzuschütteln, die sich auch ihnen aufbürden möchte und die ihrer innersten Natur widerstrebt. Das haben die meisten Kinder, beobachte es nur."

Getreue Maud! Sie wußte, daß mir nichts auf Erden einen größeren Trost gewährte, als zu hören: Dein Kind ist wie andre Kinder. Sie wollte mich beruhigen und beruhigte mich.

In Paris stiegen wir im Hotel du Louvre, in unmittelbarer Nähe von Edith's Wohnung, ab.

Als ich die Meinen installirt hatte und mich anschickte, meinen schweren Gang anzutreten, kam es zu einer Scene, die peinliches Aufsehen erregte im Hause. Lore lief mir nach bis zur Treppe, klammerte sich an mich und schrie, ich müsse sie mitnehmen zu ihrer Mama. Ihre Mama sei in Paris, der Großvater habe es ihr gesagt und die Großmutter (das log sie), und nicht mich,

o nein, nicht den Papa, sie, ihre kleine Lore, wolle Mama sehen.

Unter Mitleidskundgebungen des Auditoriums, das ihr Toben um uns versammelt hatte, wurde sie ins Zimmer zurückgebracht.

Als ich vor ein paar Tagen diese Erlebnisse aufzuschreiben begann, war ich ein ruhiger Mensch und mit mir selbst im Reinen. Jetzt hat meine Ruhe mich verlassen. Zweifel bedrängen mich. Es taugt doch nichts, in Erinnerungen zu wühlen. Wenn ich nicht so innig und so heiß nach Deiner Lossprechung verlangen würde, Freund . . . aber — mich verlangt nach ihr. Sie ist das Letzte, das ich noch ersehne.

Weiter also!

Der Arzt, ein alter, Verehrung einflößender Mann, empfing mich. Unser Gespräch dauerte nicht lang.

„Keine Hoffnung?"

„Keine."

„Stündliche Gefahr?"

„Nein, es kann noch einige Tage dauern."

„Wollen Sie ihr sagen, daß ich da bin?"

„Sie erwartet Sie; sie hat den Augenblick Ihres Eintreffens genau ausgerechnet. Ihr Wegbleiben hätte ihr verhängnißvoll werden können, Ihr Kommen wird ihr wohlthun."

Das Krankenzimmer war groß und hell, die Vorhänge waren weit zurückgezogen. Im Sterben noch brauchte

Edith das volle Tageslicht nicht zu scheuen. Wir begrüßten einander stumm. Als ich an ihr Bett trat, griff sie nach meiner Hand und wollte sie an ihre Lippen ziehen; die Kraft dazu fehlte ihr. Lang, forschend, mit strengem Ernst sah sie mir in die Augen.

„Ich sterbe," sprach sie endlich, ganz in ihrer alten Art, das Aergste zu sagen, ohne bewegt zu scheinen.

Ich behielt ihre Hand in der meinen; ihr Anblick tilgte allen Groll gegen sie aus meiner Seele.

„Ich habe gebeichtet und communicirt," sagte sie; „ich habe auch die letzte Oelung empfangen. Gott hat mir verziehen, verzeih mir auch. Ich verzeih' Dir."

„Du verzeihst mir — und was?"

„Ich verzeih' Dir, daß Du mich nicht geliebt hast . . ."

„Edith!"

„Nicht genug geliebt, nicht so, wie's mich gerettet hätte. Deine Liebe hätte nicht sein dürfen wie die eines Mannes zu einem Weibe — sie hätte sein müssen grenzenlos, göttlich, wie die des Heilands für die Sünderin, für den armen Zöllner. — Vorüber . . . Verzeihen wir einander."

„Ja! ja!"

„Du liebst mich gar nicht mehr?"

„Du thust mir unsagbar leid."

„Wirst Du bei mir bleiben, bis ich sterbe?"

„Du wirst nicht sterben," sagte ich, wie jeder Theilnehmende zu jedem Sterbenden sagt, und bemühte mich,

ihr Troſt zuzuſprechen. Ich ſagte ihr auch, daß Maud und das Kind mich begleitet hätten.

Sie bäumte ſich auf: „Du haſt Maud mitgebracht? das thuſt Du mir an?“

„Edith, wie verſündigſt Du Dich an ihr und an mir. Ich ſchwöre . . .“

„Laß nur — ich hab' ja gar kein Recht.“

„So willſt Du ſie nicht ſehen?“

„Nein! nein!“

„Und das Kind? Es ſehnt ſich ſo ſehr nach Dir.“

„Liebt es mich denn? . . . Es ſoll kommen.“

Ich ſchickte hinüber. Maud geleitete die Kleine bis zur Thür des Krankenzimmers, kniete dort nieder und betete.

Lore war in die Wohnung Edith's eingezogen wie im Triumph. Ihr Geſichtchen ſtrahlte vor Glück. Sie ſah ſich um in den reich geſchmückten Räumen, ſie ſchwelgte in Wohlgefallen in dem Luxus, der hier herrſchte. Beim Anblick ihrer in Spitzen und Seide gehüllten Mutter ſtieß ſie einen Schrei der Bewunderung aus und eilte auf ſie zu.

Edith blieb regungslos und ſtarrte ſie an: „Mein Gott . . . Franz . . . das arme Kind,“ murmelte ſie.

„Ich bin nicht arm, ich bin bei Dir!“ rief Lore, „und bleibe bei Dir immer, immer!“

Es war ſchrecklich. Das Kind vermochte nicht ihr eine mütterliche Regung abzugewinnen. Und wie die Kleine ſich mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit an ſie ſchmiegte, und die Sterbende mit geheimem Grauen zu ihr nieder-

blickte, überlief's auch mich; ich mußte der Worte Edith's gedenken: „Das bin ja ich, das bin noch einmal ich."

Viel Selbstüberwindung kostete es sie, ihre Tochter zu küssen und zu segnen. „Werde anders," sprach sie und legte ihr die Hand aufs Haupt, „werde anders als Deine Mutter. Leb wohl. Sie soll fort, Franz, und Du bleib bei mir."

Lore bat nicht mehr, sie weinte auch nicht. Sie biß die Zähne zusammen, und ein Ausdruck von unaussprechlicher Bitterkeit verzog ihren Mund. Sie ging, und ich, gefoltert von Mitleid mit ihr, hätte ihr nacheilen mögen.

Aber ich blieb den ganzen Tag, die ganze Nacht und noch einen Tag und noch eine Nacht. Edith ist schwer gestorben. Herr, mein Gott, Du hast eine Entschädigung für alle Leiden des Lebens, Du hast ein Zeichen der Vergebung für alle Schuld. Herr, mein Gott, gönne jedem Einzelnen des gequälten Menschenvolkes diese Entschädigung, gib jedem dieses Zeichen, — schenke jedem einen sanften Tod.

Meine Schwiegereltern fanden im ersten Augenblick einen Trost in dem Gedanken, daß Edith losgesprochen von ihren Sünden und versöhnt mit Gott gestorben war. Dann aber kam die Reue. Sie nahmen den größten Theil des Unrechts, das ihre Tochter im Leben begangen hatte, auf sich. Edith wäre anders geworden, wenn sie ihr mehr Liebe gezeigt hätten, meinten sie. Dieser Selbstvorwurf vergällte ihnen ihre letzten Jahre.

Es fiel mir auf, daß Karl und Ethel ihre Kinder nicht mehr nach Niedernbach mitnahmen und mich auch nicht mehr aufforderten, Lore zu ihnen zu bringen. Warum? Ich ließ Ausflüchte nicht gelten, fragte ganz bestimmt: „Meint Ihr, daß Lore einen schlechten Einfluß auf Eure Kinder nimmt?“ — „Sie sind ihr zu klein, zu gering, sie neckt und quält sie, ist auch für sie viel zu gescheit, weiß zu viel,“ lautete die so schonend als möglich hervorgebrachte Antwort. „Laß einige Jahre vorübergehen, der Unterschied im Alter wird sich dann weniger geltend machen. Ganz ehrlich“ — damit kamen sie zuletzt heraus —, „es würde einem Manches an ihr nicht auffallen oder man würde ihm keine Bedeutung zuschreiben, wenn sie nicht die Tochter Edith's wäre.“

Zu gescheit! Lieber Gott, ihre Gescheitheit wäre mir feil gewesen um ein wenig Unbefangenheit, Gedankenlosigkeit, um einen Hauch Wärme und Liebe . . . Und: wenn sie nicht die Tochter Edith's wäre! Sie hatte es also schon angetreten, das mütterliche Erbe — die vorgefaßte Meinung . . . Wenn ihre Nächsten sich von diesem Vorurtheil nicht befreien konnten, was hatte das Kind von Fremden zu erwarten? Ein namenloses Mitleid erfüllte mich . . .

Der Blick getrübt, die Hand unsicher. Ich spähe, ich taste, statt zu schauen, zu greifen. Die Farben des düstern Bildes, das ich zu malen unternommen habe, weil ich mußte, weil ich nach Befreiung lechze, schwimmen

in einander. Hilf nach, wo mein Können versagt. Ordne, stell' Alles an seinen rechten Platz, wo ich verworren werde.

In dem Jahre, in dem Lore ihren vierzehnten Geburtstag beging, schieden meine guten Schwiegereltern aus dem Leben. Mein Schwiegervater ging zuerst, seine Frau starb ihm nach. Buchstäblich. Man stirbt nicht aus Gram, sagen die Leute. Sie sollten sagen: Es stirbt nicht aus Gram, wer will; der erste Beste trifft's nicht, man muß dazu etwas Rechtes sein. Ich scheine zu jenen ersten Besten zu gehören. Beim Tod ihres Großvaters war Lore ganz gleichgültig geblieben. Während ihre Vettern und Basen, die großen und die kleinen, in Thränen schwammen, verbarg sie die Freude nicht, die ihre Trauertoilette ihr machte. Maud sagte nicht mehr: „Das ist Kinderart," sie sagte: „Lore ist ebenso ergriffen wie die Andern, sie will's nur nicht zeigen."

Sie hatte den Todten durchaus nicht sehen, und ich hatte sie dazu nicht zwingen mögen. An den Sarg ihrer Großmutter führte ich sie trotz ihres Widerstrebens. Die schöne, alte Frau in ihrer tiefen Ruh' bot ein edles Bild des Friedens. Der Anblick machte auf Lore keinen andern Eindruck als den einer angenehmen Ueberraschung. Ich kannte sie nicht ganz, aber doch genug, um ihr den Gedanken vom Gesicht abzulesen: Sieh nur, der Tod ist nicht so häßlich, wie ich geglaubt habe.

„Niederknieen!" flüsterte ich ihr zu. Es waren Leute im Sterbezimmer. Sie sah zu mir hinauf mit ihrem ewig verneinenden, ewig rebellischen Blick; er sagte: Ich

kniee nicht, ich weine auch nicht. Du willst es, ich weiß recht gut, du willst, daß ich weine, aber ich weine nicht. Der Zorn übermannte mich. Ich legte die Hände auf ihre Schultern und zwang sie nieder. Ihre Muskeln waren wie aus Stahl, sie stemmte sich mit ihrer ganzen Kraft . . . Heute noch fühl' ich den zarten, jungen Leib mit Widerstreben und schmerzlichem Zucken nachgeben unter der Wucht meiner Hände.

Lache mich aus. Ich fühle auch noch, wie damals der Haß des Kindes mich anfiel wie etwas Körperliches und mir zuraunte in lautloser Sprache: Mich überwindest du nie.

Am Abend beim Gutenachtwünschen sagte sie: „Du hast mich gezwungen zu knieen, Du bist der Stärkere; aber nur meine Kniee haben sich gebeugt. In Wirklichkeit beuge ich mich vor keinem Menschen mehr, das habe ich meiner todten Mutter auf den Knieen versprochen."

* * *

Ich ermüdete nicht im Kampf um diese Seele. Die Nachsicht hatte sich ohnmächtig erwiesen, nun wurde ich streng, streng bis zur Härte.

Sie war immer geistig rege gewesen und blieb es auch. Ihre Gedanken arbeiteten rastlos. Wer ihr aber zumuthete, diese Gedanken auf ernste Dinge zu richten, erschien ihr als eine komische Person. Darin glich sie ihrer Mutter und den allergewöhnlichsten Weibern. Das

Interesse, das Lore als Kind, ohne es zu wissen und zu wollen, an ihren Studien genommen hatte, schwand mit den Jahren immer mehr. Sie lernte unglaublich leicht und unglaublich flüchtig. Wenn ich staunte, wie rasch sie vergaß, was sie eben erst gewußt hatte, lachte sie triumphirend.

„Ich wüßt's, wenn ich mir's merken wollte; ich will mir's aber nicht merken. Wozu?" sagte sie mir einmal in einem Anfall von Aufrichtigkeit. „Athme ich lieber und leichter, wenn ich weiß, woraus die Luft besteht? Gefallen mir die Sterne, die Blumen, die Bäume, die Berge und Flüsse besser, wenn man mich in die Intimitäten ihres Privatlebens einführt? Und die Geschichte, mit der Ihr mich plagt! Die alte ist gewiß nicht wahr, und die neue erlebe ich. Ich lebe, lebe, will leben, nur leben, mich freuen, mich unterhalten, glücklich sein!"

Als sie so sprach, hatte sie kürzlich ihr sechzehntes Jahr erreicht. Wir standen auf einer Wiese im Garten. Es war ein sonniger Frühlingsmorgen. Die Erde, das feine, üppige Gras, das junge Laub, die jungen Blüthen dufteten, der Wasserfall rauschte, die Vögel sangen ihre verbuhlten Lieder. Und mein Kind, in seinem Trotz und Liebreiz, erschien mir wie eine Verkörperung der blinden, brutalen Lebens- und Triebkraft, die nichts will, das heißt nichts muß, als sich durchsetzen, und dabei nebenher alle die Licht-, Duft-, Klangerscheinungen hervorruft, die uns entzücken.

Eine Libelle kam vom Teiche hergeschwirrt und rastete auf einem Grashalm. Vorsichtig hob Lore den Fuß und

zertrat sie. „Warum thust Du das?“ fragte ich. „Weil sie mich ärgert; sie darf thun, was sie will — ich werde wie eine Sklavin gehalten.“

„Aber wartet nur, meine Zeit kommt,“ hatte sie offenbar hinzusetzen wollen. Es schwebte ihr auf den Lippen. Ich sah's, ich kannte sie so gut. Doch besann sie sich und schwieg und lächelte mich mit spöttischer Drohung an.

Damals hatte sie angefangen, ihr großes, musikalisches Talent mit leidenschaftlichem Eifer auszubilden. Ihre Lehrerin war einst eine sehr gefeierte Künstlerin gewesen. Durch eine unglückliche Heirath ins tiefste Elend gebracht, fand sie in meinem Hause eine Zufluchtsstätte und an Maud eine Freundin. Unsere Absicht war, sie bei uns absterben zu lassen, geschützt vor Armuth und Noth und vor den Erpressungen ihres nichtsnutzigen Mannes.

Lore hatte Anfangs Abgötterei mit ihr getrieben und in hellem Entzücken über ihr geniales Klavierspiel mehr als einmal ausgerufen: „So spielen wie Frau Mitter und dann sterben!“ Aber sie spielte nicht wie Frau Mitter. Sie spielte wie das frühreife, leidenschaftlich veranlagte Kind, das sie war. Ihr ganzes, zugleich kaltes und unbändiges Naturell kam zu Tage in ihrem Spiele, damals schon — und später erst . . . Am Klavier ließ ihr scharfer Verstand sie im Stiche, und sie verrieth von ihrem eigensten Wesen mehr als sie wollte. Große Kälte bei großer Sinnlichkeit. Eine unvergleichliche Kunst, Feuer anzulegen, ohne selbst Feuer zu fangen. Moralische Mordbrennerei.

Um wie Vieles schlechter war sie doch als ihre Mutter, die nicht nur hinriß, die sich hinreißen ließ, hingerissen werden konnte.

Ich setzte die Zahl der Stunden fest, die sie der Musik widmen durfte, und wies Frau Mitter an, den Unterricht auf das Studium der Klassiker zu beschränken. Sie that es, und ihre Schülerin rächte sich dafür. Sie setzte ein System von kleinen raffinirten Quälereien ins Werk, die sich nicht bezeichnen, also nicht rügen ließen. Scheinbar harmlose, in Wirklichkeit aufs Blut verletzende Anspielungen, fortwährende Mißverständnisse. Sie brachte die Unglückliche dahin, das Haus zu verlassen und in ihre jammervolle, immer bedrohte Existenz zurückzukehren. Natürlich brachten Maud und ich die alte Dame in Sicherheit; davon aber erfuhr Lore nichts. Maud versuchte eine Regung der Reue in ihr zu wecken und sagte ihr eines Tages plötzlich: „Du hast sie vertrieben; sie wird im Elend untergehen durch Deine Schuld." Aber das Kind ließ sich nicht verblüffen, war gleich bei der Hand mit seiner rohen und altklugen Weisheit: „Warum soll sie nicht einen andern Platz finden? Es gibt noch mehr Leute, die Klavierlehrerinnen brauchen."

Bald darauf kam eine Zeit, in der sie Fügsamkeit heuchelte. Sie wurde freundlich gegen mich, aufmerksam gegen Maud. Sie protestirte nicht mehr gegen die „eiserne Fuchtel", wie sie sich ausdrückte, unter der ich sie hielt. Sie ließ sich meine Wachsamkeit gefallen und spottete ihrer und durfte ihrer spotten, denn trotz all und allem

wußte sie sich ihr zu entziehen. Das Einzige, was sie wohl je wirklich geliebt hat, war das Böse. Weil sie aber nicht treu sein konnte, war sie auch dem Bösen manchmal untreu.

Sie hatte Anwandlungen von Frömmigkeit, sie, die Skeptikerin, die an nichts glaubte als an sich, an die Macht ihrer Schönheit und ihres Liebreizes. Manche Menschen hielten sie für gut. Sie hatte eine kühle, überzeugte Art, zu schmeicheln, die dem Geschmeichelten wunderbar einleuchtete. Den Spott, der ihr dabei tief innerlich falsch aus den Augen blitzte, auf den Lippen tanzte, sah nur ich.

* * *

Ich habe noch nicht gesagt, daß Lore einen Spielgefährten gehabt hat, den Sohn unsrer Johanna. Er wuchs in meinem Hause auf; sein Vater, einer meiner Beamten, war früh gestorben. Er hieß oder vielmehr heißt, er lebt ja noch — im Irrenhause — Rupert. Ein stämmiger, wilder Junge, die verkörperte Unbotmäßigkeit gegen seine Umgebung; aber vor Lore mußte ich ihn schließlich retten, wie ich ihre Hunde und Vögel vor ihr hatte retten müssen. Es gab immer Streitigkeiten zwischen den beiden Kindern, und immer endigten sie mit der Unterwerfung des älteren, starken Buben unter die Tyrannei des kleinen Mädchens. Ein gutes Wort, eine Liebkosung, und er lag auf dem Boden und setzte ihr Füßchen auf seinen Nacken; faktisch.

Sein höchster Wunsch wurde ihm erfüllt, als Johanna ihm erlaubte, Soldat zu werden. Er hat sich brav gehalten und in den Militärschulen immer zu den Vorzugsschülern gehört. Wir ließen ihn während der Erziehungszeit selten nach Niedernbach kommen, seine Mutter brachte die Ferien meistens auf kleinen Reisen mit ihm zu. Als er aber Leutnant geworden war und sich als solcher bei uns präsentiren wollte, mochte ich ihm nicht die Thür weisen.

Er war ein hübscher Bursch geworden, etwas klein zwar und untersetzt, sah aber vortrefflich aus in seiner neuen Jägeruniform. Sein etwas zigeunerhaftes Gesicht, seine braunen Augen hatten einen Ausdruck von männlicher Willenskraft und Energie, der mir gefiel. Die Gunst Maud's errang er nicht. Sie sagte: „Der ist vierhundert Jahre alt, der kommt aus der Holki'schen Bande und nicht aus der Militärakademie."

Anfangs benahm er sich Lore gegenüber sehr gemessen im Gefühl seiner jungen Würde. Allmählich stellte das alte Verhältniß zwischen ihnen sich wieder her. Einmal luden wir ihn zu Tische, Maud und ich, und wollten, daß auch seine Mutter mit uns speise. Sie war nicht dazu zu bewegen. „Was mein Sohn, der Leutnant an Ehren erfährt, ist für mich Ehre genug," erwiderte sie. Und wir konnten froh sein, daß sie unsere Einladung nicht angenommen hatte und nicht Zeuge der Grausamkeit sein mußte, mit der ihr Rupert von Lore behandelt wurde.

Er aß, wie die Zöglinge unsrer Militärschulen zu

essen pflegen, schnitt sein Brod, führte sein Messer zum Munde, fiel über sein Roastbeef her und legte es in Stücke. Lore verfolgte jede seiner Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit und fing an, ihm Alles nachzumachen. Höchst discret, ohne Uebertreibung. Plötzlich legte sie Messer und Gabel hin und sprach laut und langsam: „Sie, meine Hund' haben schon gegessen. Wissen Sie, Rupert, wer das gesagt hat?" „Nein," erwiderte er betroffen. „Ein Feldmarschallleutnant zu einem Leutnant, der das Fleisch just so geschnitten hat wie — ich."

Er wußte nicht, was antworten, er wußte auch nicht, was thun. Auf einen Wink Lore's redete ihn die französische Lehrerin — auch eine der weißen Sklavinnen meiner Tochter — in ihrer Sprache an. Und er ging ganz naiv in die Falle und gab ein Französisch zum Besten, das entsetzlich war. Selbst Maud hatte Mühe, ihren Ernst zu bewahren. Und Lore traf sogleich Rupert's Ton und wiederholte die Ungeheuerlichkeiten, die er sagte, und hob jeden unliebsamen Doppelsinn hervor ohne eine Miene zu verziehen, indeß die Französin sich vor unterdrücktem Lachen wand.

Er begriff endlich, daß man ihn zum Besten hatte, und in ihm kochte der Zorn. Zehn Jahre lang heiß nach einem ehrenvollen Ziel gestrebt, es erreicht haben und dort ein junges Ding finden, das einen auslacht, weil man nicht so ist und nicht so spricht, wie es in dem Kreise des jungen Dings üblich ist, das brächte wohl den Ruhigsten

aus dem Geleise. Wie denn nicht diesen nur halb geleckten Bären? Ich konnte kaum den Augenblick erwarten, in dem Maud die Tafel aufhob, winkte Lore heran und befahl ihr leise, auf ihr Zimmer zu gehen und dort den Rest des Tages zu bleiben. Sie wandte sich an Rupert und erwiderte laut: „Sehen Sie, Herr Leutnant, ich bekomme Zimmerarrest, weil ich Sie geneckt habe bei Tische. Mein Vater dictirt mir noch Strafen wie einem kleinen Mädchen."

Mit unbefangener, höchst drolliger Ueberlegenheit ging sie auf ihn zu, reichte ihm beide Hände und sprach: „Bitten Sie mich wenigstens für morgen los, und nichts für ungut, Spielkamerad."

Er faßte ihre Hände und drückte sie, daß sie sich auf die Lippen biß vor Schmerz. Als er das sah, stieg ihm die heiße Röthe der Bestürzung ins Gesicht. Er zitterte; er hätte sich vor ihr auf den Boden niederwerfen mögen, wie ehemals. Er war noch der selbe, leidenschaftlich und unfähig der Selbstbeherrschung und der Verstellung.

Erbliche Belastung? — Possen! Seine Mutter die langmüthige Unterwürfigkeit selbst. Wenn es keine „Herrschaften" mehr geben wird, solche Leute werden sich welche aus einem Bund Stroh zusammenflechten. Sein Vater ein tabakschnupfender, fischblütiger Pedant, den nichts aus seinem Gleichmuth brachte, der sich weder freuen noch ärgern konnte.

Und dann wieder: Es gibt keine erbliche Belastung? — Possen! Edith wiederholte sich in jedem Blutstropfen

ihres Kindes. Lores Fehler waren die Fehler ihrer Mutter, nur zur Potenz erhoben . . . Die Falschheit zum Beispiel. Das wenige Gute freilich fehlte. Lore war einer großen Liebe unfähig. Bei ihr schlich sich überall Berechnung ein. Wie sie so geworden? Nein, nicht geworden, sie war so geboren, hat sich ihren innersten Gesetzen gemäß entfaltet, wie es in ihrer urkräftigen Natur lag, allen äußeren Einwirkungen zum Trotze. —

Rupert war nicht geheilt von seiner Anbetung für sie, und sie sorgte dafür, daß er's auch nicht wurde. An diesem Menschen hat sie ihre ersten Studien gemacht in der Kunst, sich Andere zu unterwerfen. Es war ein erster Waffengang mit einem schwachen Gegner.

Nach acht Tagen blieb mir nichts übrig, als der armen Johanna zu sagen: „Ihr Sohn muß fort." Sie weinte bitterlich, aber sie gab es zu, tadelte nur ihn. „Warum ist er auch so ein Narr! Was bildet er sich ein, der Narr!"

Der Unglückliche schrieb an Lore, und sie brachte mir den Brief . . . Lachend, wie nur sie lachen konnte. Du warst entsetzt, daß sie lachte, und ihr Lachen gefiel Dir doch.

„Eine Erklärung in Militärgeschäftsstil," sagte sie, und wirklich war's ein wunderliches Schriftstück. So blutjunge, heiße, ehrliche, geschmacklos ausgedrückte Leidenschaft, sie brannte manchmal lichterloh durch das Phrasengedrechsel hindurch.

Sie hatten Abschied genommen, und er hatte sie geküßt. Sie gab das zu mit der größten Unbefangenheit.

„Er ist ja der Sohn meiner Johanna, und ich bin noch ein kleines Mädchen; als ein solches wenigstens werd' ich behandelt." Der Kuß des „kleinen Mädchens" hatte ihn toll gemacht. Er fühlte sich gefeit, geweiht, es gab nichts Unerreichbares für ihn. Ein Eroberer, ein zweiter Napoleon wollte er werden, und Lore dann zu sich erheben.

Und sie lachte und sagte verächtlich: „Der dumme, dumme Rupert, und wie frech er ist." Sie begriff völlig, daß er um seiner Dummheit und Frechheit willen noch werde viel leiden müssen, und fand, es geschehe ihm recht.

Die Menschen hinter sich herschleifen, am Leitseil eines Verlangens und einer Sehnsucht, die man nie zu stillen gedenkt, mißhandeln, quälen und dafür vergöttert werden und unumschränkt herrschen über Alle — so dachte sie sich ihre Zukunft. Und so schien sie sich auch gestalten zu wollen. Um diese Zeit war's, wenn ich nicht irre, daß Maud's verändertes Benehmen gegen mich mir zuerst auffiel. Sie vermied, mit mir allein zu sein, sie wurde noch zurückhaltender und kühler, als es ohnehin in ihrer Art lag. In ihrer Art, nicht in ihrem Wesen. Sie fühlte tief und warm und treu. Sie sprach wenig, aber sie that viel, sie bedauerte nicht, aber sie half. Daß sie frömmer wurde von Jahr zu Jahr, daß ist die einzige Veränderung, die ich an ihr wahrgenommen habe im Laufe der Zeit. Auch ihr Aeußeres veränderte sich wenig. Sie alterte, aber sie gehörte zu den seltenen Ausnahmen unter den Frauen, die auch im Alter schön bleiben.

Es war schon öfters vorgekommen, daß Lore, wenn

sie mich im Salon Maud's wußte, eintrat, irgend eine Frage stellte und regelmäßig hinzufügte: „Ich gehe gleich wieder, ich will nicht stören."

Dabei richtete sie einen Blick auf Maud, unter dem diese regelmäßig erröthete.

Einmal rief ich Lore auf mein Zimmer und stellte sie zur Rede. Sie hatte ihre Antwort so bereit, daß mir schien, sie habe nur gewartet auf die Gelegenheit, sie anzubringen.

„Die Tante," sagte sie, „hat mir Vorwürfe gemacht wegen meiner Gefallsucht. Das hätte sie sich schenken können. Ich will der Welt, die mir gefällt, gefallen. Ich bin ihr Kind, ein Weltkind, keine Fromme. Ich bin auch keine Heuchlerin, wie die fromme Tante Maud."

„Wie Tante Maud?"

„Die Eifersucht auf sie hat meine Mutter aus dem Hause getrieben. Meine Mutter hat ihr nicht einmal auf dem Sterbebett verziehen . . ."

„Lore!" schrie ich sie an.

Mit Entsetzen, mit Verzweiflung blickte ich in den Abgrund von Schlechtigkeit in dieser jungen Seele. Worte fand ich nicht. Sie feierte einen abscheulichen Triumph.

„Tante Maud ist von jeher in Dich verliebt gewesen!" fuhr sie fort, nachlässig, als ob sie von den gleichgültigsten Dingen spräche. „Alle Leute wissen es."

Ich hatte schon die Hand gegen sie erhoben; ich hätte sie zerschmettern können, ja — mögen . . . Ich

nahm mich zusammen, wie so oft! wie immer! und wies ihr stumm die Thür.

Vieles wurde mir jetzt erklärt, das mir früher flüchtig aufgefallen war, ohne mich weiter zu beschäftigen. Allerlei Fragen, Anspielungen. Und wer hatte die Gerüchte, die Maud's Frauenehre befleckten, in Umlauf gesetzt? Das Kind — ich zweifelte keinen Augenblick daran — das Kind, das ihr so viel verdankte.

Damals hat Maud unter einem schlecht gewählten Vorwand — sie verstand sich nicht aufs Lügen — mich verlassen wollen. Ich sprach offenherzig mit ihr und bestimmte sie, auf dem Posten zu bleiben, den sie selbst erwählt hatte. „Man muß die Verleumdung niederleben," sagt ein englisches Sprichwort.

Sie hat treu bei mir ausgeharrt, meine edle Schwester Maud.

Mein Schwager und Ethel wohnten auf dem Gute meiner verstorbenen Schwiegereltern, und nach wie vor wurde dort Gastfreundschaft im großen Stile geübt. An Umgang das Beste zu haben, was es gibt, war das Ehepaar immer bestrebt und verstand es vortrefflich, Angehörige der verschiedensten Stände, Berühmtheiten und Capacitäten aller Art um sich zu versammeln und Jeden auf den Platz zu stellen, auf dem er sich am behaglichsten fühlte, am besten ausnahm, und von dem aus er die Anderen im besten Lichte sah.

Sie scherzten selbst über ihre „Löwenjägerei". Ich sehe noch, wie fröhlich und stolz uns Ethel eines Nach-

mittags entgegenkam und uns mit den Worten begrüßte: „Ein großer Fang ist uns gelungen. Werner Klar ist da und bleibt einige Wochen bei uns."

Du kennst den Mann, dessen wahren Namen zu nennen mir widerstrebt. Er hat einen Weltruhm errungen. Damals begannen die Sehenden unter seinen Freunden und Feinden schon zu ahnen, daß er ihn erringen werde. In jeder Hinsicht ein Auserwählter und Begnadeter, hat er die Noth des Lebens nie gekannt. Er ist auf Händen getragen worden von seiner hochgebildeten und wohlhabenden Familie. Er ist nicht durch die Schulen gegangen, er ist im Triumph durch die Schulen gezogen und hat nebenbei immer etwas „ernstlich" getrieben. Musik zum Beispiel oder Malerei oder alle Arten von Sport. Daß auch in dieses glanzvolle Leben ein schwerer Schatten von Schmerz und Schuld fiel, dafür hat Lore gesorgt, und er hat ihr ein Denkmal gesetzt, daß sie und — freilich auch ihn verherrlicht. Der große Philologe hat ein kleines Epos geschrieben, in dem die Todte im verklärten Bilde weiterlebt.

Heute noch wird jede Frau, wenn sie nicht ganz schwachen Geistes ist, stolzer darauf sein, seine Aufmerksamkeit zu wecken, als die eines ganzen Zimmers voll Modeherren. Er ist heute noch ein Urbild männlicher Schönheit, und noch machen Maler und Bildhauer Jagd auf ihn. Zu jener Zeit lag auf seinen feinen, von Geist durchleuchteten Zügen der ganze Schmelz der Jugend . . .

Er war keine sinnliche Natur; die Frauen hatten bisher in seinem Leben nur Nebenrollen gespielt. Er liebte den Umgang mit ihnen, ließ sich ihre Schmeicheleien und Huldigungen gern gefallen. Einfluß nahmen sie auf ihn nicht.

Er war ein entzückender, selbst die Stumpfsinnigen hinreißender Gesellschafter. Es verstand sich von selbst, daß er nur in einen Kreis zu treten brauchte, um sogleich sein Mittelpunkt zu werden. Dabei war er durchaus nicht liebenswürdig. Liebenswürdigkeit bedingt eine gewisse Unterordnung dem Werth, der Stellung, der Ansicht Anderer gegenüber. Unterordnung jedoch kannte er nicht. Er fühlte sich hoch erhaben über alle Anwesenden und dachte nicht daran, es zu verbergen, und weder Männer noch Frauen fühlten sich dadurch gedemüthigt, alle bewunderten und liebten ihn.

Als Lore und er einander zum ersten Mal entgegentraten und mit befremdeten Blicken maßen, das war merkwürdig.

„Also diesen langen Gelehrten da zu haben, soll Ehre sein und Glück?"

„Also diesem kleinen Mädchen soll man nicht ungestraft in die Augen sehen können?"

Lore ist aus dem Leben gegangen, ohne eine noch so flüchtige Regung des Gefühls gekannt zu haben, das den Menschen am höchsten adelt — der Verehrung.

Das Genie Werner Klar's, die großen Gedanken, die er aussprach, imponirten ihr nicht; was sie bezwang,

das war seine Schönheit, sein Witz, seine Geschicklichkeit. Beim Fechten, beim Pistolen- und Bogenschießen, beim Wettrudern auf dem Teiche war er der Sieger, immer er. Und daran hatte er eine kindische Freude, erwartete Complimente und forderte sie heraus. Er hielt sich für einen guten Reiter — aber mit Unrecht, in dieser Kunst hatte er's nicht weit gebracht. Lore machte ihm eine spöttische Bemerkung darüber, und nun mußte mein Schwager ihn täglich auf der Reitschule vornehmen und abrichten wie einen Rekruten. Diesen Menschen!

Ethel ärgerte sich darüber: „Er ist nur unter der Bedingung gekommen, daß ihm nicht der geringste Zwang auferlegt werde in der Verwendung seiner Zeit, und jetzt verliert er alle Vormittage ein paar Stunden, um es im Reiten doch nicht weiter zu bringen, als das gewöhnlichste Offizierlein."

Was mir an Werner Klar immer gefallen hat, war, daß sein eigenes Interesse geweckt wurde, sobald er bei jemand Anderem ein Interesse für etwas Ernstes fand, mochte es sich nun um das ABC einer Wissenschaft oder um ihre schwierigsten Probleme handeln. Er war schon sehr verliebt in Lore, und sie war's noch mehr in ihn, als er einmal während eines ganzen Abends mit einer alten Doctorin der Philosophie von der Weltentstehungslehre, ich weiß nicht mehr welches griechischen Denkers, gesprochen hat.

Er schien sich der Anwesenheit Lore's erst zu erinnern, als wir uns verabschiedeten.

Im Wagen sagte sie dann: „Dieser Werner Klar ist der größte Geck. Ich hasse ihn.“ Du liebst ihn, dachte ich und segnete diese Liebe und hoffte, hoffte auf sie.

Standesvorurtheil? Plunder für einen in meiner Lage. Nur keine Verantwortung mehr haben, nur erlöst sein. Ich erwartete jeden Tag, daß er kommen und sich erklären würde, aber er kam nicht und liebte sie doch und wurde wiedergeliebt. Er verrieth sich manchmal durch ein rasches, unwillkürliches Aufglühen in seinen Augen, durch die selig triumphirende Art, in der er sie ansah. Sie verrieth sich nie; sie war auch nie schöner, nie umworbener, als in dieser Zeit. Ueber ihr Wesen waren alle Zauber der Anmuth und Holdheit ergossen, sie schwelgte in Freude an sich selbst . . . Wer hat damals nicht gerungen um ihre Gunst? wer von Allen, die Aufnahme fanden im gastfreien Hause meines Schwagers? Sie entmuthigte Keinen, sie ließ Jedem einen Schimmer von Hoffnung, bis er sie aussprach. Dann war er gerichtet und konnte seiner Wege gehen, leichter oder schwerer verwundet. Nicht Alle sind genesen. Da war einer, der einzige Sohn armer Eltern, ihr ganzes Glück, ihre ganze Hoffnung — — — genug! Unheil und Schuld bezeichnen den Weg, den Lore gegangen ist in ihrem kurzen Leben.

Auf einmal hieß es: Werner Klar unternimmt eine wissenschaftliche Reise nach Indien, und es ist so gut, als wäre er schon fort, man sieht ihn nicht mehr. Seine Wirthe haben ihm einen Pavillon am Ende des Parks eingeräumt, und er kommt nicht einmal zu den Mahl-

zeiten ins Schloß, treibt vorbereitende Studien zu seiner Gelehrtenfahrt.

Eines Tages kommt Fürst Emil Nordhausen, ganz bewegt, ganz ergriffen, der ruhige Mensch, und wirbt um die Hand Lore's und hat ihr Jawort.

Du kennst auch den, Du weißt von dem Jahre langen Verhältniß, in dem er zu einer liebenswürdigen Frau gestanden hat. Wenn der Ehebruch sich entschuldigen läßt, in dem Falle war er entschuldigt. Sie schmählich verlassen, er frei. Ihren, nach menschlichen Gesetzen unrechtmäßigen, Bund hat die Treue geheiligt. Nach dem Tode noch hat er sie der Vielgeliebten bewahrt — bis sein Unstern ihn Lore begegnen ließ.

Eines Tages kommt der ruhige, stille Mensch ganz bewegt, ganz ergriffen und sagt: „Ich bitte um die Hand Deiner Tochter, ich hab' ihr Jawort." Das war kurz nachdem Werner Klar sein Einsiedlerleben angetreten hatte.

„Ich hab' ihr Jawort," sagte er, und wie er mein Staunen und Zögern sah, wurde sein ehrliches Gesicht roth bis an die Haarwurzeln. „Was hast Du gegen mich? Du findest mich zu alt für sie? Ich bin jünger als mancher Junge," und er richtete seine Hünengestalt stolz auf. „Es fällt mir nicht ein, zu glauben, daß sie verliebt in mich ist. Liebe fordere ich nicht. Ihre Sympathie und ihr Vertrauen schenkt sie mir."

So dumm sind wir. Liebe nicht fordern. Damit glauben wir etwas Großmüthiges und Uneigennütziges zu

thun. Was Du nicht „forderst“, fordert des Weibes innerste Natur.

Ich ärgerte mich und war doch gerührt — von dem Ausdruck seiner Augen. Große Hunde von edler Rasse sehen einen manchmal an, unaussprechlich traurig, ergreifend vorwurfsvoll. Jeder Hundefreund kennt den Blick. Schau nur recht, Du findest ihn manchmal bei ganz guten, ehrlichen Menschen.

„Nein, lieber Freund, Du bist nicht zu alt, und sie ist noch sehr jung,“ gab ich ihm zur Antwort, „und deshalb habt ihr Zeit zu warten. Man heirathet nicht über Hals und Kopf, man lernt einander kennen. Du kennst Lore nicht.“

Er sie nicht kennen! Da kam ich ihm recht! Er wollte Lore besser kennen als irgend Jemand, besser jedenfalls als alle, die ihr zu Füßen lagen. Von denen ließ sie sich huldigen, ja, das that sie. Ihr Vertrauen besaß er allein. Er wußte Alles von ihr, auch von ihrer Schwärmerei für Werner Klar. Von dem war sie geblendet gewesen beim ersten Anblick. Er wäre ihr auch gefährlich geworden, wenn er's dabei gelassen hätte, bei dem einmaligen Blenden. Das aber genügte seiner Eitelkeit nicht, und in einem Zustande immerwährenden Geblendetseins leben, hielt Lore für ein zweifelhaftes Glück.

„Ich bin ihrer sicher!“ rief er aus. „Eine erste Schwärmerei hat nichts zu bedeuten. Welcher noch so heiß geliebte Mann darf sich rühmen, der Erste zu sein, für den seine Frau geschwärmt hat? Und wenn er sie

aus der Kinderstube wegheirathet, mit irgend einem Prince charmant ist ihre Phantasie schon beschäftigt gewesen, mag er ihr nun in Gestalt eines Unerreichbaren erschienen sein, der sein Viergespann an ihrem Fenster vorbeikutschirt, oder in der ihres Klavierlehrers."

Er gerieth immer mehr in Eifer, und ich hörte ihm zu und bewunderte — den Verstand meiner Tochter. Sie redete aus ihm; er sah und dachte, wie sie wollte, daß er sehe und denke. Nein, es gibt nichts Schwächeres, nichts Blinderes, als einen stark verliebten starken Mann.

Natürlich blieb ich dabei: „Du bekommst keine Antwort, bevor ich mit Lore gesprochen habe." Damit mußte er sich bescheiden.

Er einmal fort, und ich ließ sie rufen. „Um Alles in der Welt," sagte ich ihr, „Du liebst nicht ihn, Du liebst Werner Klar." — Ich höre ihre Antwort noch, ich sehe noch ihre spöttische, unendlich kühle Miene.

„Würdest Du mich dem geben? Du hast hochfliegende Pläne mit mir, das muß man Dir lassen. ‚Frau Doctor Klar?' Nein, ich danke."

„Du liebst ihn also nicht, und er liebt Dich nicht?"

„Ich glaube kaum."

Sie war damals schon seine Geliebte und sagte: „Ich glaube kaum. Heirathen würde er mich auf keinen Fall; was sollte er mit einer Frau, wie ich bin, anfangen? Er braucht eine hübsche Wirthschafterin, die aufgeht in der Sorge um sein leibliches Wohl und keine Ansprüche an ihn stellt. Also wisse: ich habe mich für

Werner Klar interessirt, werde mich immer freuen, ihn kennen gelernt zu haben, weiter nichts. Jetzt ist er untergegangen in seinen Studien, und ich heirathe Nordhausen, bin ihm gut und will ihn glücklich machen."

So sprach meine superkluge Tochter. Was hätte ich für ein paar jugendlich-thörichte Worte des neunzehnjährigen Kindes gegeben!

Ich habe Nordhausen eine ebenso treue Schilderung ihres Charakters gemacht wie Dir, nichts verhehlt, nichts beschönigt. Die Folge davon war, daß er gegen mich zurückhaltend und mißtrauisch wurde, und daß seine Liebe zu dem armen, von ihrem eigenen Vater verkannten Kinde durch heißes Mitleid verstärkt wurde.

Sie verlobten sich. Die Schwester Emil's und sein Schwager kamen aus Bayern mit ihrer zahlreichen Familie, und die Familie der Familie folgte nach. Alle vergötterten Nordhausen, er war ihre Stütze, ihre Vorsehung. Sie fanden ihn verwandelt, verjüngt durch das Glück und hüllten Lore, die das Wunder vollbracht hatte, in Weihrauchwolken. Sie schmeichelte sich bei Jedem ein und verspottete ihn hinterrücks mit ihrer Französin. Maud machte ihr Vorstellungen darüber, da sprach sie: „Ach was! Sie sollen nur um mich herumhüpfen; wenn ich einmal Fürstin Nordhausen bin, wird Einer nach dem Andern fliegen lernen — zur Thür hinaus."

Die Brautzeit sollte nur sechs Wochen dauern. Wir waren im Spätsommer, und Emil hing das Herz daran, seine junge Frau noch vor dem Blätterfall in ihr zu-

künftiges schönes Daheim einzuführen. Er wünschte, daß sie es kennen lerne und sehe, daß sich's dort leben lasse. Sobald der Herbst anrücken würde, wollten sie nach dem Orient reisen.

Mein Schwager und Nordhausen betrieben eifrig alle geschäftlichen Angelegenheiten, Maud und die Schwester Emil's hatten vollauf mit Anordnungen im Hause zu thun. Ethel und mir blieb die Sorge für die Unterhaltung unsrer Gäste überlassen. Ich bin dieser hausherrlichen Verpflichtung schlecht genug nachgekommen. Das lustige Treiben der jungen, die Gespräche der alten Leute waren mir gleichgültig und lästig. Es gab nur eine wichtige Sache für mich: meine Tochter beobachten und — eine unbestimmte, aber namenlose Angst trieb mich dazu — sie überwachen.

* * *

Ich muß mich hüten, zu überlesen, was ich da geschrieben habe, sonst vergeht mir der Muth, fortzufahren.

Vor zwei Tagen legte ich die Feder weg; heute will ich sie zum letzten Mal wieder aufnehmen. Du wirst vielleicht nicht weniger Mühe haben zu lesen, als ich Mühe habe zu schreiben. Verliere trotzdem nicht die Geduld; ergänze die Lücken in meiner Erzählung, entschuldige die Wiederholungen, berichtige die Widersprüche, suche Dich zurecht zu finden, wenn ich verworren werde.

Lore schien nicht nur glücklich, sie war's. Ihr Wille geschah, es ging Alles nach ihrem Kopfe. Sich vor den Augen der Welt im Glanze des Ranges und des Reichthums zeigen, jeden Vortheil in Anspruch nehmen, den sie bieten können, und im Geheimen die verbotene Frucht genießen und dabei der Narren und Thoren spotten, die Einen ehren und bewundern, ist genug für den Anfang.

Wie sie Werner Klar dazu gebracht haben mag, sich da, wo er Herr sein konnte, zu der Rolle des Günstlings zu erniedrigen? Oder war's, wie sie sagte, wollte er sie nicht zur Frau nehmen? Er ist wohl zu stolz, um eine Braut aus der sogenannten Gesellschaft heimzuführen, aber nicht zu stolz, um sich zum gemeinen Diebe zu machen und das Eigenthum eines Andern zu stehlen . . .

Werner Klar zeigte sich wieder in unsrem Kreise und wieder bereit, sich von den Frauen anschmachten zu lassen, was sie redlich besorgten. Glänzend, geistsprühend, von sonniger Heiterkeit, mit einem Worte, der selbe in den Augen Aller, nur nicht in denen Ethel's und den meinen. „Menschen wie der und Lore sind nie ganz zu durchschauen," sagte meine Schwägerin. Sie meinte, Lore hätte die Wahl gehabt zwischen Nordhausen und ihm, und war nun überzeugt, daß er das Aeußerste that, um zu verbergen, wie schwer die erlittene Zurücksetzung ihn traf. Ihm kann ein Weib nicht weh thun und überhaupt Niemand, er ist der unverwundbare Halbgott, er steht zu hoch, als daß eine Kränkung ihn erreichen könnte.

„Das trägt er zur Schau," meinte Ethel, „was in ihm vorgeht, werden wir nie erfahren."

Sie behielt recht; Werner Klar gehörte zu Denen, die nach der Verlobung am wärmsten und herzlichsten Glück wünschten.

Kurz vor dem Vermählungstage kam noch ein moralisch bis an die Zähne Gerüsteter: Rupert. Er wolle seine ehemalige Spielgefährtin zum letzten Mal im Vaterhause begrüßen und sich vorstellen als gereiften, von einer Jugendthorheit geheilten Mann. Im überfüllten Schlosse konnte er nicht aufgenommen werden und war bei seinem Freunde, dem Oberförster, abgestiegen, für einen Tag, hieß es.

Er brachte seine Gratulation in guter, natürlicher Haltung vor und empfahl sich.

Das war am Montag. Samstag sollte die Trauung stattfinden. Zwei Tage vorher hatte Emil noch eine Besprechung mit dem Notar und fuhr nach Tische in die zwei Stunden weit entfernte Stadt. Wir Alle begleiteten ihn zu seinem Wagen. Er küßte zärtlich die Hände seiner Braut und sagte: „Auf morgen", und als er schon auf dem Kutscherbocke saß und die Zügel in die Hand nahm, kam sie noch heran und reichte ihm eine schöne Rosenknospe. Glückverklärt steckte er sie ins Knopfloch und fuhr davon. Seine Schwester nahm Lore in ihre Arme und küßte und herzte sie.

Ethel und alle Anderen gingen zu den Spielplätzen im Garten. Ich begab mich auf mein Zimmer. Ich

dachte: vielleicht sucht Lore mich auf. Es bleiben ihr nur wenige Stunden zur freien Verfügung; vielleicht will sie eine davon bei mir zubringen vor der langen Trennung, die uns bevorsteht. Ich wartete und wartete — sie kam nicht. So gab ich denn Befehl, mein Pferd zu satteln. Ein tüchtiger Ritt in solcher Stimmung, wie die meine war, hat sein Gutes.

Dann ging ich aber doch, sie auf ihrem Zimmer zu suchen. Es war leer. Nun stieg ich die Treppe herunter und ging zu Johanna. Die wußte Bescheid. „Vor einer Weile ist sie dagewesen und jetzt mit Creschi" — das war ihr Stubenmädchen — „zum Heger gegangen, Abschied nehmen von ihren kleinen Hunden."

Für diese kleinen Hunde hat sie merkwürdig viel Interesse gehabt, so viel, daß mich's mißtrauisch machte, und daß ich ihr schon mehrmals zum Heger nachgegangen war. Sie errieth meinen unausgesprochenen Verdacht und war auf ihrer Hut und war unendlich schlauer als ich.

Mein Befehl war mißverstanden worden, statt des Jagdpferdes führten sie mir ein Pony vor, und zugleich kam mein Jäger mit dem Stutzen und der Jagdtasche. Ich hatte nicht beabsichtigt, „auf den Bock" zu reiten, aber gut. Ich thue, was ich in letzter Zeit oft gethan habe, passe den Gesellen ab, nehme ihn aufs Korn, wir sehen einander an, und ich denke: Geh' deiner Wege, genieß' noch eine Weile dein bißchen Leben. Ich ritt dem Walde zu und hatte ihn kaum erreicht, als mir Creschi entgegenstürzte mit zerrissenen Kleidern, zerzausten

Haaren, ganz außer sich. „Ach, Herr, Sie, Sie, Gott sei Dank, Sie! Er hat mich gewürgt; ich hab' ihm sagen müssen, wohin sie geht. Ins Waldhaus, Herr, vom Heger aus, durch den Buchenwald. Und er, ich bin's gewiß, Herr, versteckt sich bei den Erlen; jagen Sie zu den Erlen, Herr, Sie kommen noch zurecht, retten Sie . . ."

„Wer hat Sie gewürgt? Wer versteckt sich?"

„Rupert — der sie erschießen will . . ."

Sie sprudelte Alles heraus. Lore war Werner Klar's Geliebte, und Creschi — im Hause erzogen, bisher immer brav und treu, war ihre Helfershelferin. Wo Lore's Einfluß waltete, da entsprang ein Quell des Bösen. Die Zusammenkünfte hatten stattgefunden da und dort, und Rupert mußte dahinter gekommen sein. Er hatte die Gegend nicht verlassen, verbarg sich beim Förster, lauerte ihr auf. Gestern war er ihr in den Weg getreten und hatte sie bedroht. Vor dem Bräutigam streiche er die Segel, vor dem Geliebten nicht. Sie beschwichtigte ihn, sie verstand das, und er versprach zu schweigen unter einer Bedingung. Da lachte sie ihm ins Gesicht. Creschi fürchtete Rupert und hatte Lore beschworen, nicht zur Waldhütte zu gehen, aber die Antwort erhalten: „Weißt Du nicht, daß ich den Rupert in der Tasche habe? In einer Stunde bin ich zu Hause. Geh' voraus. Wenn sie nach mir fragen, sag' nur, daß ich Dir langsam nachkomme."

Das Mädchen ließ die Zügel meines Pferdes los,

die sie gefaßt hatte. „Herrgott, jetzt will ich ihr entgegen, sie zu warnen, und gottlob! treffe Sie, Herr. Reiten Sie zu den Erlen, Sie kommen noch zurecht.“ Sie wandte sich und rannte in den Wald, dem Hegerhause zu.

Du mußt wissen, die Laubhütte steht auf einer Anhöhe unter dichten Bäumen. Bei den Erlen trennt sich ein schmaler Pfad, der zu ihr hinaufführt, vom ebenen Waldwege. Wenn Lore aus dem Hegerhause kommt, schneidet sie die Ecke ab, geht schräg unter Buchen, die ziemlich schütter stehen, auf die Erlen zu, dem Mörder gerade in den Schuß. Creschi hat sich das Alles ganz richtig ausgedacht; einen besseren Stand auf das Wild, dem er auflauert, konnte der Mörder nicht finden. Ich habe nichts im Kopfe als: vorwärts! Der Waldboden ist weich und elastisch, der Hufschlag meines kleinen Gauls unhörbar. In der Nähe der Erlen steigst du vom Pferde, denke ich, schleichst ihn an und springst ihm an den Hals.

Nur zu, nur zu! Und da seh' ich schon die Erlen ihre zarten Wipfel im Winde wiegen.

Du mußt mir Alles glauben, was ich sterbender Mann Dir sage, so unwahrscheinlich es auch herauskommt, weil ich zur Mittheilung der Gedanken, die ich in einer Secunde gedacht habe, eine Minute brauche. Wie ich die Erlen erblicke, besinne ich mich, daß Lore als kleines Kind dort immer Verstecken gespielt hat. „Wo ist sie hingekommen?“ — „Fort auf Nimmerwiedersehen,“ mußte man fragen und antworten, bis ein köstlich nachgeahmter

Wachtelschlag sich im Busche hören ließ. Nun galt's staunen: „Eine zahme Wachtel! Sie hört uns und fliegt nicht davon." — Da trat sie hervor und weidete sich an unsrer Ueberraschung; ihre Augen leuchteten — leuchteten mir Seligkeit ins Herz. Sie war so unsagbar lieblich und so entzückend dumm.

Nein, es ist unmöglich: den Mann, der ihr seine Ehre, sein Lebensglück anvertraut, im Voraus betrügen kann sie nicht. Sie ist das Kind ihrer Mutter, aber auch das meine. Hat sie nicht gesagt: „Ich bin ihm gut und will ihn glücklich machen?" . . . Wie sie ihm eben erst die Rosenknospe in den Wagen hinaufgereicht hat und zu sagen schien: Das bin ich und bringe mich dir dar . . .

Nein, nein, nein! es ist unmöglich. Die Todesangst, die mich quält, ist krankhaft, die Bewegung mit Creschi ein Traum; ich bin im Fieber, Wahnvorstellungen narren mich. Ich stieg ab, band das Pferd an einen Baum, schlich vorwärts und horchte in die regungslose Stille hinein. Ein dürres Blatt fällt von einem Ast zur Erde, ich wende den Kopf und — meine Haare sträuben sich. Nicht viele Menschen haben empfunden, was ich in diesem Augenblick, sonst müßte es mehr Verrückte geben.

Unter den Buchen kommt eine schlanke Gestalt leichten, raschen Ganges einher. Ihr mattweißes Kleid, die weißlich grauen Stämme sind kaum von einander zu unterscheiden. Ich aber habe Jägeraugen, ich meine auf dem Gesicht der Nahenden helle Freude schimmern zu sehen . . . Einmal wieder betrüg' ich euch Alle.

Was ihren Schritt beflügelt, ist ein sieghaftes Glücksgefühl.

Ich wollte aufschreien: „Zurück!", aber das Wort starb mir im Munde. Alle Pein der Vergangenheit und Gegenwart, alle Schauder vor der Zukunft ballten sich in eine Anklage zusammen. Sie lebt zum Unheil eines Jeden, der ihr naht, ist das Schädliche; fort mit dem Schädlichen aus der Welt. Das Schicksal walte! Laß es geschehn!

Das ging wie ein Blitz durch meinen Kopf. Im nächsten Augenblick aber stürze ich vor, sie mit meinem Leibe zu decken. Ein Schuß fällt. Kommt nicht von den Erlen her, streift mich. Ich juble: „Gefehlt!" und bin bei ihr.

Sie liegt auf dem grünen Waldesgrund. Ein Blick genügt. Den Schatten, der sich über ihr Angesicht breitet, den wirft der Tod. Mein armes, vielgeliebtes, mein verlorenes Kind!

Ich kniee nieder, ich bette ihren Kopf an meinem Herzen. „Einen Gedanken an den Allbarmherzigen, Lore — einen Gedanken der Reue! — Du stirbst."

„Ich sterbe?" Ein furchtbares Entsetzen malte sich in ihren Zügen. Ihre Lippen verzogen sich wie die eines Kindes, das in Weinen ausbrechen wird. Sie sah meine Verzweiflung, hörte mein Beschwören und bezwang sich noch und blieb sich treu bis zuletzt! Ihr Blick richtete sich mit unerbittlichem Trotze auf mich, und sie flüsterte:

„Ich sterbe — auch gut."

Eine seltsame Fügung. An ihrem Todestage hat Lore nur eine Gedankensünde begangen. Werner Klar war zu dem Stelldichein, das ihr das Leben kostete, nicht gekommen. Einige Wochen später fand Maud, in der Laubhütte versteckt, einen Brief von ihm.

„Lore, ich komme nicht. Ich liebe Dich mehr, als wir beide ahnten; wenn ich Dich heute in meine Arme nehme, gebe ich Dich lebend nicht mehr frei. Du warst schon mehr als einmal, wenn Du Dich von mir losrissest, dem Tode sehr nahe. Leb' wohl; ich sage nicht: Auf Wiedersehen, denn ich will nicht theilen, ich will aufhören, Dich zu lieben. Leb' wohl, Lore. Du hast mich glücklicher gemacht, als ich glaubte, durch ein Weib werden zu können."

* * *

Das Gehirn könnt' man sich zu Schanden denken und fände keine Antwort auf die Frage: Wie war's möglich, daß ich gezögert habe, ihr zu Hülfe zu eilen?

Lieber Freund, ich will Dir ein Geheimniß anvertrauen: Es braucht nicht Alles möglich zu sein, was geschieht. Kein Logiker wird das gelten lassen, und es ist doch so.

Eine Erklärung dafür, wie ich zögern konnte, werde ich nie finden. Die Erinnerung hätte mir nicht kommen dürfen. Die Erinnerung an die holde Kinderzeit Lore's, der plötzliche Anblick dieses Geschöpfes auf dem Wege

zum schändlichsten Verrath . . . Das war's. Und es war gut, sollte mich nicht reuen. Wir sind der Schmach entgangen, die sie über sich und uns gebracht hätte. Die wenigen Wissenden schweigen, die Uebrigen erzählen einander die traurige Geschichte von ihrem Jugendgespielen, dem armen Rupert, der im Irrenhause starb. Er hatte den Verstand verloren aus Liebe zu der Unerreichbaren und sie am Vorabend ihrer Vermählung erschossen.

Nordhausen betrauerte sie lange, nahm dann eine schöne, brave Frau und lebt glücklich. Welche Zukunft hätte ihn an Lore's Seite erwartet? Und ihre Kinder — wie viel Unheil hätten die über die Welt bringen können? — können . . . Da stehen wir wieder vor einem Fragezeichen. Vielleicht auch Heil. Unzählige Beispiele im Leben und in der Geschichte beweisen . . . aber freilich — was sind Beweise? . . ."

Die Erzählung bricht hier ab. Was folgt, ist ein mit verzweiflungsvoller Leidenschaft geführtes Plaidoyer für die Todesstrafe. Es ruft auf zum Vernichtungskampf gegen das Böse, und der feurige Haß, der aus ihm flammt, hat etwas Hinreißendes.

In diesem Haß hat der Mann Rettung vor dem Zweifel gesucht, der ihn mit wachsender Qual bedrängt haben mag, während er seine traurige Geschichte niederschrieb.

Als sein Freund sie gelesen hatte, eilte er zu ihm, fand ihn aber nicht mehr lebend.

Die Todtenwacht.

Es war am Ende eines kleinen Dorfes im Marchfeld, das letzte, das ärmlichste Haus. Seine niedrigen Lehmmauern schienen jeden Augenblick aus Scham über ihre Blöße und all' ihre zu Tage gekommenen Gebrechen in sich zusammen sinken zu wollen. Das schiefe Strohdach bot nur noch einen sehr mangelhaften Schutz gegen Hitze und Kälte, Sturm und Schnee. Die Eingangsthür, die des Schlosses entbehrte, war mit Stricken an den verrosteten Angeln befestigt, klaffte von allen Seiten und hatte längst aufgehört, eine feste Schranke zu bilden zwischen der Straße und dem einzigen Wohnraume der Hütte. Durch eine seiner Fensterluken drang ein schwach flackernder Lichtschein in das Dunkel der Octobernacht. Er ging von einer Talgkerze aus, die am Fußende eines Sarges brannte. Der Sarg stand noch offen auf einem Schragen mitten in der Stube, und in ihm ruhte die Leiche einer kleinen, alten Frau. Sorgfältig angethan, mit dem Ausdruck seligen Friedens auf dem greisen Gesichte, nahm sie sich fast zierlich aus in ihrem letzten Bette. Ein weißes Tüchlein war um ihren Kopf gewunden und unter dem Kinn zusammengesteckt; die grauen Haare

waren glatt gescheitelt, die Hände über der Brust gekreuzt und mit einem Rosenkranz umwickelt.

Die Wacht am Sarge hielt die Tochter der Verstorbenen, ein nach dörflichen Begriffen altes Mädchen. Dreißig Jahre der Entbehrung und der Arbeit wägen schwer; aber sie schien ihre Last nicht zu fühlen. Eine trotzige Leidensfreudigkeit sprach aus ihrem dunkeln, noch schönen Gesichte; ihre Gestalt war schlank und geschmeidig geblieben.

Die Arme um die Kniee gespannt, saß sie auf einem Bänkchen neben der Todten, legte von Zeit zu Zeit den Kopf auf die Kante des Sarges, schloß die heißen, trockenen Augen und murmelte ein Gebet.

Aus der Ferne drangen zwölf schwache Pfiffe; der Nachtwächter zeigte die Mitternachtsstunde an. Im Stalle des nächsten Nachbars meckerte äußerst kläglich eine junge Ziege, und gleich darauf erhob sich ein lautes Brüllen, setzte tief und gewaltig ein und endete mit einem schrillen, sägenden Laut. Das war die Kuh des andern Nachbars, drüben jenseits der Straße, des Huber Georg, die braune, die er um schweres Geld und doch nicht zu theuer gekauft hatte. Sie lag in frischem Stroh bis über die Ohren und ließ sich's wohl sein. „Die Kuh des Huber Georg hat einen guten Pfühl," dachte das Mädchen und sah über den Sarg hinweg nach der elenden Lagerstätte, auf der ihre Mutter gestorben war.

„Meine arme Mutter," flüsterte sie leise, streichelte die wachsgelbe Wange der Todten und vertiefte sich in die

Erinnerung an all' das Leid, das in wenig Stunden mit der alten Frau ins Grab versenkt werden sollte. Für immer versenkt. Amen.

Eine letzte, schwerste Trennung noch und dann: Leb wohl, Heimath! Grüß Gott, liebe Fremde, in der es keinen Huber Georg gibt, in der man ihm nie begegnen, in der sein blankes Haus einem nicht entgegenprunken kann und man seine verwöhnte Kuh nicht brüllen zu hören braucht.

Alles war wieder still geworden, nicht ein Lüftchen regte sich; die alte Frau im Sarge lag da, jetzt schon von Grabesruhe umgeben.

Plötzlich wurde das Geräusch einer vorsichtig geöffneten und wieder geschlossenen Thür hörbar, und von der Straße her näherten sich, öfters innehaltend, schwere, zögernde Schritte. Nun hielten sie vor dem Hause an, und im nächsten Augenblick trat Georg Huber über die Schwelle.

Er war groß und breitschulterig und hatte einen kleinen Kopf und ein hübsches Gesicht mit niedriger Stirn und schlanker gerader Nase. Seine blauen, ein wenig vorstehenden Augen schauten unsicher und betroffen drein; trotzdem aber nahm er sich aus recht wie ein Herr in seinen städtischen Kleidern, und seine neuen Stiefel knarrten gar vornehm.

Die Pelzmütze lüftend, grüßte er die Todte, vermied jedoch, sie anzusehen und brachte ein halb unverständliches: „Wünsch' guten Abend, Anna," hervor. Die Zunge schien

ihm schwer im Munde zu liegen, seine Oberlippe zuckte unter dem Schnurrbärtchen, seine Rechte schob die Mütze weit zurück ins Genick. „Guten Abend, Anna," wiederholte er.

Sie runzelte die Stirn, warf einen Blick voll feindseligen Erstaunens auf ihn und blieb stumm.

Der wenig Beredtsame mußte von Neuem beginnen: „Dich wundert's, daß ich komm'. Ich komm', weil ich gehört hab', daß sie" — er deutete auf die Todte — „mir verzieh'n hat, eh' sie g'storben ist."

„Wer hat Dir das g'sagt?" fragte Anna; heiß aufwallender Unwille trieb ihr das Blut in die Wangen.

„Der Herr Pfarrer hat mir's g'sagt, und Dir kann's recht sein," antwortete Georg und nahm, ohne ihre abwehrende Bewegung zu beachten, Platz auf dem Bette, das unter seiner Wucht erzitterte und stöhnte. „Ich komm' auch," begann er wieder, da sie in ihrem düsteren Schweigen verharrte, „weil Du ganz allein die Todtenwacht halt'st. Die alten Weiber lassen sich nicht seh'n, wenn man keinen Branntwein zahl'n kann."

„Wenn ich sie eing'laden hätt', wären ihrer gekommen mehr als g'nug. Aber ich hab' die letzte Nacht allein bleiben wollen mit meiner Mutter. In ein paar Stunden kommen's ohnehin und tragen sie mir weg."

Er verstand den Wink nicht, er blieb sitzen. Nach einer Weile mahnte ihn das Mädchen: „Bet' ein Vaterunser und geh'."

Er verschränkte die Finger, betete halblaut und sagte am Schlusse: „Gott hab' Euch selig, Mutter Therese'."

Der Nachtwächter kam jetzt auf seiner Runde in die Nähe des Hauses, entlockte seinem Pfeifchen einen langgezogenen Ton, ging vorbei und pfiff wieder: Ein Uhr.

Georg traf noch immer nicht Anstalt zum Aufbruch. Er hatte sich tief gekrümmt, die Ellbogen auf die ausgespreizten Kniee, das Gesicht in die gefalteten Hände gelegt und rührte sich nicht.

„Du schlafst!" rief das Mädchen ihn endlich an. „Geh' nach Haus schlafen."

„Ich schlaf' nicht," sagte er, ohne seine Stellung zu verändern; „ich denk' an Deine Mutter. Ich denk', wie sie mir gedroht hat: Wenn ich vorm lieben Herrgott stehen werd', werd' ich Dich bei ihm verklagen. Sie thut's aber nicht."

„Sie hätt' Wort halten sollen, sie hätt' Dir nicht verzeihen sollen; sie war zu gut, viel zu gut, übergut!" sprach Anna dumpfen Tones.

Georg hob ein wenig den Kopf und warf einen halb kecken, halb scheuen Blick auf sie: „Du meinst halt, grad so wenig hätt' sie mir verzeihen sollen, wie Du mir verzeihst. Wirst aber schon, wenn Du hörst, mit was für Gedanken ich herkomm'."

Sie verzog den Mund zu einem verächtlichen Lächeln; auf eine andere Antwort wartete Georg umsonst und mußte, um das Gespräch nicht ganz fallen zu lassen, wieder beginnen:

„Der Herr Pfarrer meint; wenn er's aber auch nicht meinen möcht', ich mein's von selbst."

„Ich mein' auch was," unterbrach sie ihn: „Daß Du daher nicht g'hörst; auch wenn sie Dir zehnmal verzieh'n hätt', hättst nicht da zu sitzen. Geh'."

„Weil ich jetzt bleiben möcht'," erwiderte er grollend, „heißt's: Geh! Und so warst immer. Alle Schuld liegt auch nicht an mir; Du bist bös' g'nug."

„Du hast mir's nicht vorzuwerfen, Du nicht! War ich's denn? Nein. Ich bin's durch Dich worden."

„Natürli!" höhnte er. „Alle Schuld wird immer auf mich g'wälzt. Durch mich allein bist bös' worden, durch Andre nicht; am wenigsten schon durch Dein' Vatern."

Sie war wild aufgefahren, warf einen Blick auf die stille Frau im Sarg und bezwang sich. — „Ausg'standen hab' ich g'nug durch ihn, bös' bin ich durch ihn nicht g'worden," sagte sie. „Was Dein Vater thut, muß Dir recht sein, hab' ich immer von der Mutter g'hört, und vom Herrn Pfarrer: Was der liebe Gott thut, muß uns recht sein. Ob also der Vater dreing'schlagen hat oder der Blitz, etwas Anderes als: Duck Dich! ist mir zuletzt dabei nicht mehr eing'fallen. Eine Heimsuchung vom lieben Gott ist das, einen Lumpen zum Vater zu haben, der Alles verthut, einem das Dach überm Kopf verspielt und die Kleider vom Leib' . . ."

„Eher noch, weißt noch damaln," fiel ihr Georg mit naiver Schadenfreude ins Wort, „das Kleid mit die rothen Tupfen?"

„Mit die rothen Tupfen . . . das war was! Und dazu Dein ewig's Frozeln: Du hast ja so ein schönes Kleid kriegt, wo is denn? Hebst Dir's auf, auf den Sonntag? Ich hätt' von selbst nicht mehr d'ran gedacht, Du hast mich immer g'mahnt . . . Auch jetzt mahnst mich wieder . . ."

Sie schwieg, sie ließ den Kopf auf die Brust sinken. Die Erinnerung an eine der kläglichsten Begebenheiten in ihrem kläglichen Kinderleben tauchte wieder auf. Bild an Bild zog vorüber, deutlich zum Greifen.

Da stand sie eines Winterabends mit anderen armen Kindern in einem großen, herrlichen Saale. Unzählige Kerzen brannten, es war hell und warm wie im Himmel. Und Sachen gab es auf einem Tisch ausgebreitet und aufgestellt, daß Einem die Augen übergingen und das Wasser im Munde zusammenlief. Anna's Blicke wanderten verzückt umher und blieben plötzlich wie gebannt auf einem Kleide haften — ein Bild von einem Kleide, heute noch hätte sie's malen können. Es war grau und ganz besät mit rothen Tupfen, nicht größer als Grieskörner, und das Leibchen hatte eine schmale, kirschrothe Einfassung und die Schürze einen kirschrothen Saum und wirkliche Taschen, und aus der einen guckte ein Tüchlein heraus mit rothen Tupfen, und die waren linsengroß.

„Du lieber Gott, was bliebe Einem noch zu wünschen übrig auf der Welt, wenn man dieses Kleid hätte, diese Schürze, dieses Tüchlein?" fragte sich das Kind und gerieth vor lauter Nachdenken, Staunen, Bewundern in

einen Zustand des wachen, wonnigen Traumes. Jedes Wunder paßte in den hinein, und das lieblichste begab sich. Eine feine Hand legte sich unter Anna's Kinn und bog ihren Kopf sanft zurück, und die Augen des kleinen Mädchens erhoben sich und begegneten einem Paar großer, tiefdunkler Augen voll unsagbarer Güte und unendlicher Traurigkeit.

Das waren die Augen der einsamen Schloßbewohnerin, der vielverehrten und vielbedauerten „Comteß", der armen Reichen, die so schweres Herzeleid erfahren hatte und langsam hinschwand und sich zu Tode kränkte.

„Du Kleine," sagte sie, und ihre liebreiche, etwas verschleierte Stimme klang wie gedämpfte Musik, „dieses Kleid gefällt Dir. Schau nur, wie gut sich das trifft, ich hab's für Dich genäht. Nimm, es ist Dein, nimm auch die Stiefelchen und das Tuch. — Nun, Annerl, so nimm!"

Aber Annerl rührte sich nicht; sie fürchtete, durch ein Wort, eine Gebärde den holden Traum zu zerstören, von dem sie sich befangen wähnte.

Da nahm die Comteß ein großes, weiches Umhängetuch vom Tische und wickelte das ganze Kind vom Kopf bis zu den Füßen hinein. Sie zog seine Aermchen unter dem Tuche hervor und belud sie mit einem Paar warmer, roth gefütterter Stiefel und mit dem von Annerl eben noch gleich einem Märchenbilde angestaunten Kleide. Die Kleine hatte Alles geschehen lassen und war stumm geblieben. Jetzt brachen zwei Worte voll des Jubels über ihre Lippen: „Die Mutter!"

Was wird sie sagen, die Mutter, die immer stopft und flickt an des Töchterleins altem „G'wandl" und gestern erst bitterlich geweint hat, weil ihr das morsche Zeug unter der Nadel zerfiel — was wird sie sagen?

Die Kleine war blaß gewesen vor innerster Erregung, auf einmal schoß ihr das Blut ins Gesicht, sie wandte sich und lief davon. Vergeblich wurde ihr nachgerufen: „Warte, Du bekommst noch mehr!" Sie lief und lief. Hinter ihr schallte das Gelächter und Geschrei der anderen Kinder. Der Lichterglanz des beleuchteten Schlosses, der sie noch eine Weile begleitet hatte, erlosch; sie preßte ihren Schatz an die Brust und gar oft an den Mund und rannte weiter in die Nacht hinein, längs der Gartenmauer ins Dorf, von dem Gedanken an die Mutter getragen wie von Flügeln.

Der kürzeste Weg führte am Wirthshause vorbei; den schlug sie ein. Wüster Lärm schallte ihr entgegen; es gab wieder Streit in der Schenke. Ein Raufbold oder ein Lump mit leerer Tasche wurde hinausgeworfen. Jetzt stand er unter der Laterne vor der Thür, und voll Schrecken erkannte die Kleine: „Das ist der Vater!"

Es überrieselte sie bei dem Gedanken an die Gefahr, der sie sich mit jedem Schritte näherte, und doch lief sie weiter; ihr fiel gar nicht ein, daß sie gut thäte, die Dorfstraße zu vermeiden, um die Ecke zu biegen und auf dem Feldwege nach Hause zu eilen. Nur vorbeihuschen an dem Schimpfenden, Fluchenden, bereits sehr Angetrunkenen wollte sie. Sie lief nicht mehr, sie schlich langsam und leise,

drückte sich an die der Schenke gegenüberstehenden Häuser, hoffte schon glücklich zu entkommen im Schutze der Dunkelheit. Fast auch wäre es gelungen, wenn nicht ihr Freund, der Spitz des Wirthes, die Nähe seiner Spielgefährtin witternd, mit lautem Freudengebell auf sie zugesprungen wäre. Sie wich zurück, sie flüsterte ihm zu: „Still, Spitzerl! still, du liebes dummes Thier!" — Der Spitz trieb es je toller, je ängstlicher sie ihn abwehrte, und nun rief auch schon der Vater herüber, streitlustig wie immer bei halb gelöschtem Durste:

„Wer geht da, wer hat da zu gehen?"

Sie gab keine Antwort, sie ergriff die Flucht, und der Hund bellte und sprang, und der Vater stolperte ihr nach und hatte sie bald eingeholt mit seinen langen Beinen. Das Tuch war ihr vom Kopfe herabgerutscht, er erwischte und zerrte sie an ihrem dichten Zopfe.

„Ich bin's, Vater, um Gotteswillen, laßt mich," schrie sie auf und wehrte sich, als er an dem Pack, den sie trug, gierig herumtastete.

„Was hast da? hast was g'stohlen?"

„Bekommen hab' ich's! mein ist's, mein!"

„Her damit! Ich leid' nicht, daß was g'stohlen wird. Ich bin ein ehrlicher Mensch. Her mit dem G'stohlenen!"

Er wollte Alles auf einmal nehmen, aber das gelang ihm nicht. Sie kratzte und biß und vertheidigte jedes einzelne Stück ihres köstlichen Eigenthums mit verzweifeltem Muthe. Aus den Händen, aus den Zähnen

mußte der Vater es ihr reißen und that's, und als sie sich an das Letzte, das er ihr abrang, das große Tuch, festklammerte und im Kampfe niederfiel, schleifte er sie unbarmherzig hinter sich her, bis ihre Kraft versagte und sie das Tuch fahren ließ. Blutend und zerschlagen richtete sie sich auf die Kniee auf, streckte den Hals und schaute. Der Vater stand wieder unter der Laterne vor dem Wirthshause, klopfte an und rief mit dem Selbstbewußtsein eines Capitalisten:

„Heda, Jud', abrechnen! Ich bring' was! Ich bezahl'!"

Man öffnete, man ließ ihn ein, den Dieb und Räuber! Annerl stürzte ihm nach, sie schrie sich heiser, stieß dem Vater abgelernte Flüche hervor, polterte in sinnloser Wuth mit ihren kleinen Fäusten an die Thür, bis sie endlich aufging und ein Fußtritt, gut gezielt, einer von der wohlbekannten Art, das Kind zum Schweigen brachte. Aber nicht zum Weichen. Annerl blieb auf der Schwelle sitzen, an der Unglücksstätte, wo ihr höchstes, noch kaum genossenes Gut verschachert wurde. Empörung kochte in ihrem Herzen; ihr verzweiflungsvoller Schmerz schrie zum Himmel aus ihrem leisen Weinen, ihrem unterdrückten Schluchzen und wurde nicht gehört, nicht damals — und nie!

Erinnerungen ohne Zahl brachen über sie herein in dunkel wogenden Fluthen. Sie preßte die Hände an ihre Stirn und an ihre Schläfen:

„Du hast's anders gehabt, Herr Jesus, wie gut hast

Du's gehabt," sprach sie tief aufseufzend, „und wie hast Du mich drum veracht'!"

Er protestirte ziemlich lau: „Was Dir einfallt — veracht' . . . Warum denn?"

„Frag' nicht, was Du weißt. Weil Du reich warst, und weil ich arm war, darum. Weil Du in Stiefeln gegangen bist von klein auf und ich bloßfüßig gelaufen bin. Weil Deine Kleider ganz waren und die meinen zerlumpt. Weil Du immer satt warst bis daher" — sie legte den Rücken der flachen Hand an den Hals — „und ich immer ausg'hungert . . . so ausg'hungert — daß ich . . . Heut' noch, wenn ich's denk', schäm ich mich in die Haut hinein . . ."

Sie lächelte mit zuckenden, schmerzvoll verzogenen Lippen:

„Daß ich aufgepaßt hab' jeden Nachmittag, ob Du herauskommst mit Deiner Jausen. Du richtig gekommen, und ich gewartet und gehofft, jetzt und jetzt krieg' ich einen Brocken; und Du hineingebissen in Dein Butterbrot, das dick beschmierte, und g'schmatzt und herumg'schaut, wer Dich bewundert, daß Du so reich bist und essen kannst, solang' Dir's schmeckt. Wenn ich das denk'! Ich aber bin g'standen und hab' mich nicht g'rührt, bis Du g'nug und überg'nug g'habt hast und den lumpigen letzten Bissen übern Zaun hing'worfen hast auf die Straß'n. Der war für mich! über den bin ich herg'fallen wie ein hung'riger Hund . . . Weißt noch?" fragte sie und maß ihn mit ruhigen Augen, in denen es

blinkte, kalt wie Eis und unerbittlich wie Haß. „Ich weiß, und wenn ich mich drauf b'sinn', gibt's auf der weiten Welt unter die vielen schlechten Leut' nicht zwei, die mir so völlig z'wider sind wie Du und wie ich mir selber."

Er war ein wenig verlegen worden und versetzte: „No ja, wir sind halt Kinder g'west. Kinder sind alleweil ungut."

„Daß ich nicht wüßt'. Und Du hast zur Ungutheit schon gar keine Ursach' g'habt. Aber grad wenn ein'm zu viel Gut's g'schieht, thut man nix Gut's. Deine Eltern waren brav und haben sich geplagt von früh bis Abends für Dich. Meine Mutter hat sich freilich auch geplagt, aber was hat's g'nutzt. Wenn sie fünfzig Kreuzer verdient hat, hat der Vater sechzig vertrunken . . ."

Sie hielt inne, sann nach und fuhr dann eifriger und rascher fort:

„Wie unsere Eltern sich da angebaut haben an der Straß'n, da war, so heißt's, unser Haus das schönere, und das Feld war dabei, das meiner Mutter g'hört hat — g'hört und nicht g'hört, denn was g'hört Einer, die einen Lumpen zum Mann hat? — das Feld, auf das Dein Vater immer neidisch war."

„Neidisch?" rief Georg, „nit im Traum."

„Warum denn nicht? Er hat's sein dürfen; das Feld is dernach. Du weißt am besten, was 's werth is."

„Was 's werth is, is werth, und das hat mein Vater dafür 'geben und hat's auszahlt bei Heller und Pfennig."

„Ich sag's auch nicht anders. Ich sag' Dein Vatern nix Schlecht's nach. Ich hab' ihn gern g'habt, er hat mich oft in Schutz g'nommen, wenn Du gedroht hast, Du wirst mir's schon zeigen, ich soll nur probiren zu raufen mit Einen, der so is wie Du, der so eine Kraft hat wie Du."

„Ja, Schläg' g'nug hab' ich Deinetwegen kriegt."

„Hast auch alleweil mit Steinen nach mir g'worfen."

„Und Du vielleicht nicht nach mir?"

„Schon auch. Aber ich hab' g'fehlt, und Du hast getroffen. Das war der Unterschied."

Georg schmunzelte wohlgefällig: „Schon gar damal'n," sprach er, mit dem Zeigefinger eine Stelle an seiner Stirn bezeichnend, an der die ihre ein Mal trug, röthlich und spitz zulaufend wie ein Flämmchen.

„Grad das hat mir nix g'macht," entgegnete sie. „Nur was vorhergegangen is, Deine Bosheit, garstiger Bub', der Du g'wesen bist. Nix hast mir gegönnt. Die liebe Sonn' hättst mir verhängt mit einem Kotzen, wenn Du gekonnt hättst. Dein weißes Katzerl, nicht einmal anschau'n hab' ich's dürfen, wie wenn ich ihm was wegschau'n könnt', so hast Du's g'trieben."

Auch diese Erinnerung an seine kindlichen Großthaten ergötzte ihn: „So hab' ich's 'trieben?" fragte er.

„Da hat sie einmal mit einer Nuß g'spielt; das war zum Lachen. Immer drauf mit der Pfoten, und die Nuß weggekugelt, und das Katzerl einen Satz g'macht, ihr nach, und ein G'sicht, wie wenn sich's denken möcht':

Was bist denn? bist am End' lebendig? bist am End' gar eine Maus? — Ich g'lacht, daß ich mich g'wunden hab', und höher hinaufgekraxelt auf unsern Zaun und mich g'streckt, daß ich nur gut seh'. — Herr Jesus! da stehst auf einmal Du hinter Dein'm Zaun und schreist mich ganz pamstig an: ‚Was schaust? hast nit zu schaun! Schau nit!' und ich ärger' mich: ‚Dummer Bub, jetzt just!' und seh' noch, daß Du den Arm hebst, und dann seh' ich nix mehr, fühl' nur, daß mir was Warmes über mein G'sicht lauft, und daß ich hinfall' wie ein recht Müdes in sein Bett."

Georg strich sich ein paarmal über den Kopf mit seiner flachen Hand. Er erinnerte sich noch recht gut, wie ihm damals zu Muthe gewesen war nach jenem Steinwurf, als es drüben unheimlich still wurde, und er gerufen und keine Antwort bekommen und nichts anderes geglaubt hatte, als daß sie etwas besonders Tückisches gegen ihn aushecke. Er war auf dem Bauche über die Straße gerutscht und hatte durch eines der vielen Löcher im Zaune des Nachbars unten durchgeguckt. Da hatte er die kleine Anna liegen gesehen, regungslos, blutüberströmt, und vor Entsetzen über den Anblick den Kopf verloren und ein Geschrei erhoben, daß die Leute zusammenliefen: „Sie is todt! Anna is todt, ich hab' sie todt g'macht!"

„Das war weiter kein Schrocken," schloß er, und sie sprach:

„Wenn's nur wirklich so g'wesen wär', wenn Du mich nur wirklich todt g'macht hättst damal'n, Du hättst mir

später das viel Aergere nicht anthun können . . ." Die Stimme wollte ihr versagen, schwer athmend fuhr sie fort: „Wenn das meine Mutter g'wußt hätt'! . . . Aber sie hat's nicht g'wußt, ich hab' ihr's nicht sagen können, die Scham hat mir's Wort in der Kehl'n zusammeng'würgt . . . So is 's auf mir sitzen blieben wie ein Mühlstein. Ich hab's g'schleppt durch mein ganzes Leben. Wie mich Jemand ein bissel lang ang'schaut hat, is mir's wie Feuer zum Kopf g'stieg'n: Meinst vielleicht das? Aufschrein hätt' ich mögen: Menschen, Menschen, glaubt's nix Schlecht's von mir, ich bin nicht schlecht! . . . Verkriechen hätt' ich mich mögen, so tief, so weit, daß keine Seel' mir hätt' nachkommen können . . . Was hätt' ich nicht alles anfangen mögen? O mein Heiland, der Du für uns g'litten hast, mir hast nix wegg'litten, mein Theil is ganz übrig blieb'n!"

„Was für ein G'red, dös g'hört sie nit, so ein G'red," ermahnte Georg, und das Mädchen brach aus:

„Dir war's freilich recht, daß ich g'schwiegen hab', und am liebsten wär's Dir, ich schweiget noch. Aber nein! Einmal sag' ich's, jetzt sag' ich's meinem alten, lieben, kleinen Mutterl, weil sich's drüber nicht mehr zu Tod kränken kann und mich doch hört vom Himmel aus, in den's aufg'fahr'n is! . . . Hör' mir zu, Mutter, und klag's dem allgerechten Herrgott, bei dem Du bist."

„Gib Ruh mit die alten G'schicht'n!" rief Georg; sie aber legte die Hand auf das Haupt der Todten:

„Ihr sind's nicht alt und mir auch nicht. Immer

neu, immer brechen die versteckten Wunden auf, und einmal solln's ausbluten!"

Halb flehend, halb befehlend stieß er hervor: „Sei still!"

„Aha, jetzt wird ihm bang'! — Wär' Dir lieber damal'n bang' worden. Aber vor der Sünd' fürchtst Dich nicht, nur vor der Straf', und das is so gar dumm, denn die Sünd' muß nicht sein, aber die Straf' muß sein und is! da verlaß Dich drauf!"

„Gib Ruh'!" wiederholte er. Seine Augen, die bisher die Todte scheu gemieden hatten, richteten sich flüchtig auf sie; ihm war, als runzle sie die Brauen —. „Was ich g'fehlt hab', mach ich wieder gut," murmelte er.

„Meinst denn, das geht? 's geht nicht! B'sinn Dich und dann sag', ob so was zum Gutmachen is. B'sinn Dich, wie Du mir in den Weg getreten bist droben im Wald auf dem einsamen Fußsteig . . ." Sie beugte sich, sie suchte seinen Blick, der dem ihren auswich, festzuhalten. — „Abend is g'wesen und doch noch schwül zum Ersticken, und ich bin aus der Arbeit gegangen und war müd'. Auf einmal stehst Du da. Hast mir g'wiß aufgepaßt."

„Nein!" unterbrach er sie, „das is mir bei Gott nit eing'fallen."

„Du bist von einer Hochzeit gekommen und warst lustig und aufg'legt zu jeder Nixnutzigkeit und hast mich so freundlich ang'schaut und ang'redt wie Dein Lebtag nicht."

„Wirst mir das auch noch vorwerfen? Ich hab' Dich ang'schaut, weil ich mir denkt hab: So arm ang'legt, wie's is, is schöner als Andre im größten Putz."

Sie schüttelte den Kopf: „Angetrunken wärst g'wesen, wenn Du so was g'funden hättst. Du warst aber nicht angetrunken, und auch ich hab' meine fünf Sinn' bei einander g'habt und weiß heut' noch jeden Gedanken, der mir damal'n durch den Kopf gegangen is. Daß D' ja im Grund' kein übler Bursch bist, daß ich Dich nur noch nie drauf ang'schaut hab', und daß D' auch nicht bös' bist gegen wen Andern, außer grad gegen mich. Allerhand, was ich Dir angethan hab', hat mich g'reut. Sogar leid hast mir gethan, weil ich schon als Kind g'lernt hab': Eher geht ein Kameel durch ein Nadelohr, als ein Reicher durchs Himmelsthor. Und wie Du so gut und herzlich mit mir g'sprochen hast, ist mir ganz merkwürdig worden — völlig mit Dir ausg'söhnt. Was liegt dran, wenn man als Kind noch so viel mit einander g'rauft hat, hab' ich mich g'fragt. Später kann man doch gut werden. Wer weiß, vielleicht erst recht. So bin ich halt steh'n blieben und hab' Dir zug'hört und mir erzählen lassen von der Hochzeit. Ein Reicher hat eine Arme g'heirath, sie haben einander gern gehabt und waren glücklich und froh. Und haben's nicht erwarten können, daß die Gäst' fortgeh'n, damit sie allein bleiben und sich in die Arm' fallen und küssen können nach Herzenslust, und hast mir zeigen wollen, wie? Im Spaß nur hast mir's zeigen wollen . . . O Herr Jesus, das war ein Spaß! . . . Was Du wirklich

im Sinn g'habt hast, bei Gott und der allerheiligsten Jungfrau Maria, is mir nicht eing'fallen. Wie hätt' ich mir vorstellen sollen, daß Du willst, was sich nur Einer verlangt, der Einen gern hat?"

„Ich hab' Dich auch gern g'habt, schon lang', schon immer, ich hab' Dir's nur nicht zeigen wollen, daß Du Dir nix einbild'st," erwiderte er. „Du warst mir lieber, wenn Du noch so fuchtig g'wesen bist, als die Andern, wenn's mir schön g'than haben."

„Geh! Geh!" rief sie aus und ballte die Faust gegen ihn. „Damal'n hast Dich an mir versündigt, schrecklich, fürchterlich . . . nicht zum Sagen! Just wie ich Vertrauen g'faßt hab', just wie ich g'meint hab': so arg bös' is er doch nicht, bist über mich herg'fallen wie ein wildes Thier, daß ich mir nicht hab' helfen können, mich nicht hab' retten können vor Dir und Deiner Kraft, Deiner verfluchten Kraft, Verfluchter!"

„Hör' auf, hör' auf!" murmelte er, sie ließ sich aber nicht unterbrechen:

„Schandbub' Du, mit Deiner Kraft! O Jesus! daß Eins sich wehren kann, wie ich mich g'wehrt hab', und doch . . . Is das eine Gerechtigkeit? — Herr, mein Gott, für welche Sünd' hast mich so g'straft? Warum hast Du das zug'lassen?"

Georg wetzte auf seinem Platze hin und her, machte einen immer runderen Rücken und blickte zur Seite, indeß sie fortfuhr:

„Weißt noch, wie Du mir am nächsten Tag wieder

nachg'stiegen bist und auch später die ganze Zeit, und wie ich mich hab' einsperren müssen vor Dir, wenn ich allein war im Haus? Und wie ich mein Unglück erkannt hab', weißt noch, wie ich da gekommen bin und Dir's g'sagt hab' und wie Du mich ausg'lacht hast und mir ausg'wichen bist von dem Tag? Und wie ich mir am End' keinen Rath mehr g'wußt und Deinen Vater um Hilf' ang'rufen hab', da hat er gleich ungläubig g'schmunzelt, und Du hast Alles g'leugnet mir ins G'sicht!"

Er griff sich an den Kopf: „Ich hab' halt so viel Angst g'habt vor mein' Vatern, er war gar streng."

„Angst? das gibt's, daß Einer so eine Kraft hat und doch Angst? Aus Angst hat der Schandbub' g'sagt: Ich weiß nix von ihr! . . ."

Sie preßte die Wange auf die Brust der Mutter: „Hörst Du mich, ich schwör' Dir's, meine Hand liegt auf Dein'm Kopf, mein G'sicht liegt auf Dein'm Herzen. Ich bin ganz unschuldig g'wesen, Du kannst auf mich herabschau'n vom Himmel und brauchst Dich nicht kränken. Thu's nur, schau' auf mich herab. Jetzt kann ich zu Dir sprechen und werd' nicht einmal mehr roth. Wie Du g'lebt hast, konnt' ich nur sagen: 's is g'scheh'n, und der Georg hat's gethan. — Mehr konnt' ich nicht sagen, und Du hast g'sehn, wie ich mich herunterkränk', und warst voll Angst, daß ich mir was anthu', wenn D' viel fragst . . . Und der Vater, der . . ." Sie hob den Kopf, verbiß ein Schimpfwort

und sprach mit bitterem Hohne: „Dem war's eher recht, er hat einmal einen ordentlichen Grund g'habt, mich durchzupeitschen, und is dann gar nimmer aus'm Wirthshaus gekommen, wo er sich Trost g'holt hat für mein Unglück . . . Mein Unglück, das Der da verschuldet hat . . . O Mutter!" brach sie leidenschaftlich aus: „einmal, ein einzig's Mal noch mach Deine Augen auf und schau Den an. Sieht er nicht aus wie's böse G'wissen? Nimm Deine Verzeihung zurück und fluch' ihm, wie er's verdient!"

Er bückte sich unwillkürlich unter der Verdammniß, die sie auf ihn niederrief.

„Schweig' einmal," sprach er. „Warum mußt mich so niederdonnern? Ich will Alles gut machen, wie g'sagt. Ich nehm Dich. Ich hätt' Dich schon lang g'nommen, aber hatt's denn sein können? Ich hab' warten müssen, bis Dein Vater nimmer is. Wie der war, hätt' er uns an den Bettelstab 'bracht. Dein Vater hat halt zu lang g'lebt."

Ganz versunken in ihre Gedanken, hatte sie ihn reden lassen, ohne hinzuhören. Bei den letzten Worten wurde sie aufmerksam und nickte zustimmend: „Zu lang g'lebt, wie alle bösen Leut'. Dein Vater, der hat's g'schwinder g'macht, der hat sich ganz stat wegg'stohlen, wie Du das Alter g'habt hast, Herr zu sein im Haus O!" begann sie nach kurzem Schweigen wieder, „nur ein paar Jahr früher, wenn der meine g'storben wär', wir hätten uns hinaufbracht, meine Mutter und ich. Wir waren fleißige

Arbeiterinnen, um uns is immer ein G'riß g'wesen. Aber Elend und Noth und die letzte schwere Pfleg'! An der is die Mutter zu Grund' gangen. Den ganzen Tag schaffen, die ganze Nacht wachen, das hat sie nicht ausg'halten."

Georg räusperte sich so gewiß ablehnend und überlegen: „No ja, freili. Jetztunter aber seins' beide todt, und ich nehm' Dich also. Der Herr Pfarrer verkündigt uns am nächsten Sonntag zum ersten Mal, und in drei Wochen hol' ich Dich zur Trauung. 's is höchste Zeit, daß D' fortkommst. Der Gersthofer, der den Krempel" — er sah sich geringschätzig um — „gekauft hat, kann's eh' nit erwarten, daß er leer wird, und daß er ihn niederreißen kann."

„Ich weiß ohnehin," erwiderte sie. „Ich werd' ihm auch nit lang zur Last fallen. Meinen Mutterl geb' ich noch's G'leit, wenn sie's hinaustragen — dann geh' ich; gleich vom Friedhof weg."

Ein Geflunker und eine Drohung erschienen ihm diese Worte, und er brummte verdrießlich: „Such' Dir einen Andern, den D' zum Narren halten kannst. Gehn wirst? Wohin denn? Hast keine Seel' auf der Welt, hast nix und Niemanden."

„Da irrst. Zwei gute Freund' hab' ich — die da!" Stolz und selbstbewußt streckte sie ihre kräftigen Arme aus. „So lang mich die nicht verlassen, bin ich nicht verlassen. Bei uns kommt, Gott sei Dank, noch Jeder durch, der nix will und verlangt als Arbeit."

Er zuckte die Achseln: „Was wirst anfangen? In Taglohn gehn? Oder suchst Dir 'en Dienst?

„Hab' schon einen. Heute Nacht schlaf' ich schon drüben in St. Egyden. Die Weberbäuerin, bei der ich im Sommer in Schnitt g'wesen bin, hat erst gestern wieder um mich g'schickt."

„Und bei der stehst ein."

„Bei der steh' ich ein."

„Ich gratulir'!" rief Georg, „bei der wirst's gut haben."

„Wie ich's schon einmal g'habt hab'. Streng is sie, das is wahr: was liegt mir d'ran? Ich bin selber streng, und grad' deswegen haben wir uns so gut vertragen miteinander. Die Weberbäuerin is nur verschrie'n, wie heutzutag' Jedes, das verlangt, daß seine Dienstleut' ihre Schuldigkeit thun."

Georg hörte ihr aufmerksam zu. Was sie da sagte, gefiel ihm über die Maßen; er ging ja seit einiger Zeit ganz im Stillen mit dem Gedanken um, einen Knecht aufzunehmen. Aber nicht nur, was sie sagte, sie selbst, das schöne, tüchtige, kreuzbrave Weib gefiel ihm, hatte ihm von jeher gefallen. Er hatte sie einmal gern, lieber als alle Anderen zusammen, die sich um seine Gunst bemühten; er war sich's nie so deutlich bewußt gewesen wie in diesem Augenblick, nie auch hatte ihre verächtlich herbe Art ihn so bitter beleidigt und gereizt. Aus diesem Aneinanderprallen widerstreitender Empfindungen entwickelte sich in ihm ein heißes, heftiges Verlangen nach dem Besitze

der — doch wohl nur zum Schein — seiner Bewerbung Widerstrebenden.

„Mach ein End'!" herrschte er sie an. „Dich zu bedanken hast, nix Anderes. Ich nehm' Dich, wie D' bist, Schulden wirst ja keine haben," fügte er vorsichtshalber bei, beruhigte sich aber selbst: „Und wenn auch, viel wird's nit austrag'n. Was kriegt denn ein Arm's z' leihn?"

„Hast recht," sprach sie. „Ob's aber jetzt ein Guldenzettel is oder ein Kreuzer, Dich trifft's nicht; ich nehm Dich nicht und nehm Dein Geld nicht."

„Du nimmst mich nicht? Für so dumm wirst mich doch nicht halten, daß ich Dir das glaub'!"

„Ich seh' schon, Du hast nit g'nug an mein'm einfachen Nein," erwiderte sie, wurde leichenblaß, und ihre Augen funkelten. Sie brachte die Worte Anfangs entsetzlich mühsam hervor, dann sprach sie rasch und leise, mit gewaltig niedergehaltenem und dennoch oft auflodernden Zorn und warf dabei jedes Mal einen ehrfurchtsvollen, um Verzeihung bittenden Blick auf die Todte.

„Weißt was? Wie das Kind gekommen is, das arme, unglückselige, hab' ich, trotz Schand' und Allen, eine Freud' an ihm g'habt. Ich hab' nix, hab' ich mir gedacht, aber Dich hab' ich, und Dir zu Lieb' will ich leben und mich plagen, und meine Plag' soll von jetzt an meine Freud' sein. Und mit jedem Tag is meine Lieb' zu dem armen Wurm g'wachsen und g'stiegen. Aber es hat schon zu viel g'litten g'habt, bevor's noch g'wußt hat, was leiden heißt.

Eh's Jahr um war, is g'storben . . . Da liegt mein Mutterl auf dem Schragen, mein altes, liebes Mutterl, mein ganzes Inwendige is nur eine Wunden, und doch sag' ich — wie mein Kind g'storben is, war mir ärger, und ich hab' Gott verklagt: Hast mir's gegeben gegen meinen Willen in Noth und Verzweiflung, und jetzt, nachdem's mein einzig's Glück worden is, reißt mir's weg. Unbarmherzig hab' ich ihn g'scholten, den Höchsten, vor dem ich heut' auf die Kniee fall' und zu dem ich ruf': Barmherziger! Allgütiger, Du weißt, was Du thust! Sei gelobt und gepriesen! . . . Du hast mein Kind zu Dir g'nommen, es ist ein Engel im Himmel, und ich darf — Gott sei Lob und Dank! — ich darf zu dem Menschen dort sagen: Ich nehm' Dich nicht; lieber in die Höll' als in Dein schönes Haus!"

Georg starrte zu ihr hinüber, es lief ihm kalt über den Rücken. Sie saß vor ihm so ruhig wie aus Stein, und doch lebte Alles an ihr. Ihre Brust hob und senkte sich, ihre Lippen glühten, es ging eine Macht von ihr aus, die ihn, den sie verwarf, unwiderstehlich anzog: ihn, den Starken beugte, seinen Willen brach und seinen Hochmuth überwand.

„Verschwör's nit!" rief er. „Schau, Annerl, grad' deswegen, weil ich immer g'meint hab', heirathen wer'n wir doch einmal, hab' ich g'meint, ich muß Dir bei Zeiten den Herrn zeigen. Verzeih' mir's, Annerl, und gib mir ein gutes Wort und sei wieder gut."

„So? — So?" Sie riß die Augen auf und

betrachtete ihn mit einem Staunen, wie wenn er das größte Wunder wäre.

„Wieder gut?“ sprach sie kaum hörbar: „Nach All'm, was ich ihm g'sagt hab', sagt der Mensch: Sei wieder gut! Merkst denn nicht, daß ich nicht könnt', auch wenn ich wollt'? . . . Verzeih'n thu' ich Dir — in Gottesnamen. Ich bin ja fertig mit 'm Leben hier daheim; was vorbei is, is vorbei. Wie wenn Eins die Thür von sein'm Haus absperrt, eh's in die Fremd' geht, so mach' ich's. Abg'sperrt! Aus is mit jeder Lieb' und Freundschaft, und mit uns'rer Feindschaft auch. Du hast's g'hört, jetzt steh' auf und geh'.“

Georg stieß einen wilden Schrei aus. „Fangst schon wieder an mit Dein'm ‚Geh'! . . . Sei g'scheidt, ich rath' Dir's, sonst gibt's ein Unglück!“

„Droh' Du nur!“ Sie zuckte verächtlich die Achseln. „Todt g'macht werden bei der Leich' meiner Mutter, das wär' mir grad' recht.“

Er griff sich in die Haare, stöhnte und schnaubte: „Ich hab' Dich aber lieb über Alles! Ich wär' glücklich, wenn ich Dich hätt'. Ich bitt' Dich, kniefällig bitt' ich Dich: ‚werd' wieder gut und werd' mein Weib'!“

„Ich kann nicht,“ sprach sie. „Jeder Bissen, den ich aus einer Schüssel mit Dir essen müßt', schwellet' mir im Mund; ich könnt' nicht schnaufen neben Dir, und viel tausendmal lieber sterben thät' ich, als dulden, daß D' mir in die Näh' kommst.“

„Wird sich schon geben, da is mir nit bang,“

erwiderte der Mann, und ein häßliches Lächeln bog seine Lippen.

Anna warf ihm einen Blick voll Verachtung und kühner Herausforderung zu: „Sie haben Ohren und hören nicht, hat der Herr Pfarrer neulich gepredigt. So Einer bist Du. Geh'! wie oft soll ich's noch sagen? Geh'!"

Georg sprang auf. Lichterloh flammte Wuth ihm aus den Augen. Mit hoch erhobenen Fäusten stürzte er auf die Närrin zu, die es wagte, ihn so zu reizen, und die jetzt, ohne ein Zucken, ohne einen Laut, seine drohende Gebärde mit einer kalt abwehrenden beantwortete.

Er ließ die Arme sinken. In ihm war ein schwerer Kampf, ein Auf- und Abwogen der widersprechendsten Gefühle. Plötzlich stürmten sie über ihn herein und ergriffen ihn alle mit der gleichen Kraft. Dicht neben dem Sarge war er stehen geblieben, sein Blick glitt unwillkürlich über die Todte. Ein Schauer durchrieselte ihn, aber er wandte die Augen nicht ab. Es war kein Bild des Schreckens, zu dem er niedersah, es war ein verklärtes Bild der Duldung und Versöhnung. Ein tiefes Rühren erwachte in ihm.

„Mutter Theres'!" schrie er auf.

Alle seine Härte war verschwunden, zerschmolzen, sein ganzes starres Wesen in Fluß gerathen. Wie niedergeworfen stürzte er auf seine Kniee und rief die Todte an.

„Mutter Theres', bitt's für mich! Ihr seid's so gut g'wesen und habt's mir, was Ihr g'wußt habt, verziehn. Verzeiht's mir auch das Andre. Ihr wißt's jetzt Alles,

Ihr wißt's auch, wie gern ich die Anna hab'. Bitt's für mich, daß sie mich nimmt. Ein Todtes kann sich melden, meld't Euch, Mutter Theres', gebt's ein Zeichen von Euch, daß sie weiß, 's is Euch recht, wenn sie mich nimmt."

Er beugte sich über die Leiche, er horchte, er blickte mit unaussprechlicher Spannung in ihr stilles Angesicht. Aber das Zeichen, das er erflehte, blieb aus.

„Sie antwort' Dir nicht," sprach Anna mit ernstem Triumphe. „Sie rührt sich nicht. Schau, wie sich's nicht rührt, mein armes Mutterl, horch zu, wie's still is, es weiß schon, was gut is für mich. — Und jetzt —" Sie hielt einen Augenblick inne, dann setzte sie gelassen hinzu: „Jetzt zwing' mich nicht, daß ich noch einmal sagen muß, was Du nicht hören willst. Ich möcht' die letzten Stunden allein bleib'n mit meiner Mutterl."

Georg erhob sich langsam; er begriff endlich, daß Alles aus und vorbei war.

Ein rasendes Schluchzen brach aus seiner Brust. Unsicher und fragend streckte er dem Weibe seine Rechte entgegen. Mit abgewandtem Gesichte legte sie die ihre hinein.

„B'hüt Dich Gott," sagte er, und sie antwortete: „B'hüt Dich Gott!" so unwiderruflich abschließend, mit einem solchen Ausdruck seliger Erlösung, daß dem hartnäckigen Werber der letzte Hoffnungsschimmer erlosch.

Er entschloß sich denn, er ging; sie hörte ihn über die Straße schreiten, die Thür des Gartengitters öffnen

und ins Schloß werfen. Da athmete sie auf und stieß ein freudiges „So!“ aus befreiter Brust hervor.

* * *

Der Nachtwächter war schlafen gegangen und hatte den Hunden die weitere Sorge für die Sicherheit des Dorfes überlassen. Fahl und kalt drang die Morgendämmerung durch die Fensterluke, die Kerze erlosch und mit ihr der röthliche Schimmer und der letzte Schein von Leben auf dem Gesichte der Entschlafenen. Anna blickte lange in die theueren Züge. Unauslöschlich sollte die Erinnerung an sie sich ihr einprägen.

„So, mein Mutterl, so, jetzt haben wir beide Frieden,“ flüsterte sie und küßte die Stirn der erlösten Dulderin und küßte die heiligen Hände, die nur geruht hatten, um sich zum Gebet zu falten oder um sich zum Segen auf das Haupt der Tochter zu legen.

Maślan's Frau.

Michael Vanka, der alte Doctor von Raudnowitz, saß auf der Bank vor seinem kleinen, ebenerdigen Hause, las eine tschechische Kampfzeitung und kränkte sich. So viel Haß, Verdächtigung, Verleumdung! Wer nicht zu meiner Partei gehört, ist ein Schuft, sprach mehr oder weniger deutlich aus jeder Zeile.

Seufzend legte der Doctor das Blatt zusammen, schob es auf das Fenstergesimse und überließ sich der Betrachtung seines Gärtchens und des anstoßenden Hühnerhofes. Vanka war stark im Auffinden überraschender Vergleiche und verglich denn jetzt den edlen Frieden, der zwischen den verschiedenen Nationalitäten der Tauben, Enten, Gänse, der Cochinchina- und der gemeinen Haushühner herrschte, mit dem tollwüthigen Kampf, den die vielerlei Volksstämme in seinem Vaterlande gegen einander führten.

„Da nehmt Euch ein Beispiel," murmelte er schon halb im Schlafe. Er war müde, hatte bis zum Morgengrauen beim Müller Matěj Mašlan gewacht. Wenn Einer Pflege so dringend braucht wie der Mann und keine hat, bleibt dem Arzt nichts übrig, als den Krankenwärter zu machen.

„Armer Teufel! dummer Teufel!“ Der Alte lehnte sich zurück und schloß seine kleinen, blauen Augen, die immer in Thränen zu schwimmen schienen. Seine eingesunkene Brust begann sich in tieferen Athemzügen zu heben, seine Hände verschränkten sich im Schoße, sein faltenbedecktes, juchtenfarbiges Gesicht nahm den traurigen Ausdruck an, den alte Leute meistens im Schlafe haben.

Plötzlich fuhr er auf. Jemand war an den Gartenzaun getreten und hatte gerufen: „Guten Nachmittag, Herr Doctor!“

„Guten Nachmittag,“ erwiderte er mechanisch, fügte aber rasch hinzu: „Ah, der neue Herr Pfarrer sind's!“ und sah gleich wieder so würdevoll freundlich aus, wie es sich für einen Mann seines Standes gehört: „Belieben einzutreten. Woher, wohin?“

Der „neue“ Pfarrer, ein noch junger, großer, breitschultriger Herr im langen Priesterrocke, öffnete das Gitterpförtchen. Ein paar Schritte nur, und er stand in seiner ganzen energischen und imponirenden Erscheinung vor dem kleinen, verschlafenen Doctor: „Woher, fragen Sie? Aus der Waldmühle. Wohin? Ins Dorf. Unterwegs wollte ich mich aber bei Ihnen aufhalten. Es ist mir lieb, daß ich Sie finde, Herr Doctor. Sagen Sie mir, wie steht's mit Ihrem Patienten, dem Müller Matěj Mašlan?“

„Schlecht, Hochwürden.“

„Ist Gefahr? dringende Gefahr?“

„Je nun, wissen,“ er zog die Augenbrauen in die Höhe, daß sie beinahe an die Wurzeln der starken, stahl-

grauen Haare stießen, die ihm tief in die niedere Stirn wuchsen, „das ist, wie wenn Einer auf einer geborstenen Planke über den Abgrund geht. Trägt sie ihn, werd' ich mich wundern; trägt sie ihn nicht, werd' ich mich nicht wundern. Aber vielleicht trägt sie ihn."

„Der Mann ist verheirathet, wie ich höre," versetzte der Priester, „und in seiner schweren Krankheit auf fremde Leute angewiesen. Wie kommt das? Orientiren Sie mich. Warum ist seine Frau nicht bei ihm?"

„Sind Hochwürden über die Sachlage nicht in Kenntniß gesetzt worden, bevor der alte Herr Canonicus sich von uns verabschiedete? Er war noch da, wie ich zum Kranken gerufen wurde, gleich nach Ihrer Ankunft hier im Orte. Aber, aber — kann's mir denken; er wird nichts gesagt haben, er hat von der Geschichte so ungern gesprochen wie der Kaiser Napoleon von der Schlacht bei Aspern."

„So? dann bitte ich Sie um Aufklärung. Hat die Frau nicht hier im Orte ein großes Bauerngut?"

„Das größte nach dem vom Bürgermeister; doch das ihre ist mir lieber. Wegen der Bewirthschaftung. Wer ihre Felder nicht gesehen hat, hat nichts gesehen. Die Stallungen, und dann das Haus. Wenn ich die Wahl hätte zwischen dem und dem zugigen Schloß . . ."

„So," unterbrach ihn der Geistliche. „Warum lassen Sie also den Mann nicht hierher bringen, fort aus der kalten, feuchten Mühle?"

„Hierher bringen? Das geht nicht, Hochwürden."

„Warum?“ Dieses Wort fuhr ziemlich barsch heraus, und Doctor Vanka gab sich einen Ruck, saß jetzt gerade aufgerichtet, und sein dunkles Gesicht nahm etwas wehmüthig Trotziges an.

„Das kann nicht sein,“ sagte er noch einmal.

Der Pfarrer stimmte den Ton herab: „Er ist wohl nicht transportabel? Dann soll also seine Frau ihn pflegen kommen.“

„Das kann sie nicht thun, Hochwürden.“

„Kann nicht? Will nicht. Die Leute leben schlecht, mögen einander nicht.“

„Ich glaube eher, daß sie einander noch gern haben, besonders sie ihn.“

„So? Sie geben mir Räthsel auf. Das ist mir völlig unbegreiflich.“

„Unbegreiflich nicht,“ sagte Vanka mit einer Art schonender Ueberlegenheit. „Aber vertrackt, verrückt, wie heutzutage Alles. Ja, ja, wenn man die Lampe zu hoch hinauf schraubt, raucht sie.“

„Da heißt's also zurück schrauben.“

„Das ist nicht immer möglich. Beim Müller Mašlan und seiner Frau ist's nicht möglich. Herr Pfarrer lächeln, meinen: Wird doch möglich sein.“

„Sie errathen meine Gedanken. Ich aber kann nicht errathen, wie eine Frau, die ihren Mann gern hat, es übers Herz bringen kann, ihn sterben zu lassen, ohne sich um ihn zu kümmern.“

„Was das Kümmern betrifft, Hochwürden, da fehlt

nichts. An Kummer fehlt's der Frau so wenig wie dem Büßer an Geißelhieben. Dürfen Sie nicht für eine ordinäre Person halten, o bei Weitem! Ihre Eltern schon waren brave, tüchtige, sehr wohlhabende Leute und die Evi das einzige Kind. Was das heißt bei reichen Bauern, ich weiß nicht, ob Hochwürden das wissen."

„Nehmen Sie's an, Herr Doctor."

„Dann brauch' ich Hochwürden nicht zu versichern: keine Prinzessin wird so verwöhnt. Bei den hohen Herrschaften gibt's freilich Alles, schöne Kleider, gutes Essen, prächtiges Wohnen, aber — das eiserne Comment, die vielen Zierlichkeiten und Amabilitäten, zu denen sie angehalten werden, — lauter Kappzäume. Die Evi hat nie etwas von einem Kappzaum gewußt; es ist immer Alles nach ihrem Kopf gegangen. Es war im Grund ein ganz guter Kopf, sie ist in der Schule immer die Erste gewesen; daß sie's auf dem Tanzplatz war, versteht sich von selbst. Bei der Arbeit brauchte sie nur anzufassen, wenn es ihr beliebte, ich muß aber sagen, daß es ihr immer beliebt hat. Freilich wußte sie: Wohin ich schau', gehört einmal Alles mir, und dem, was ihr gehörte, sollte nichts Anderes gleichkommen können."

„Hochmuth," murmelte der Pfarrer.

„Und was für einer! Ihr Vater — die Mutter ist früh gestorben —, dem war das recht. So will ich sie, sie kann gar nicht genug auf sich halten."

„Auf sich halten ist doch etwas Anderes."

„Gewiß, Hochwürden, gewiß; ich sag' auch nur, wie

er zu sagen pflegte. Als der Mašlan angefangen hat, sich um sie zu bewerben, da hat der Alte gewettert: Der soll mir kommen, ich schmeiß' ihn zur Thür hinaus! Und der Mašlan, das war auch so ein Verwöhnter und auch ein einziges Kind, der Sohn des Schloßgärtners, wissen, und auch bei ihm hat in der frühen Jugend die heilsame Massage gefehlt." Der Doctor streckte den Arm aus und machte langsam und bedächtig die Gebärde des Fuchtelgebens: „Diese Massage da, richtig angewendet: ein Prachtmittel, die Gesundheit eines ganzen Lebens, das ganze Glück der Zukunft bekommt dadurch ein tüchtiges Fundament. Wenn die Eltern das nur glauben wollten — aber die verstehen gewöhnlich vom Erziehen so viel wie die Kuh vom Seiltanzen. Uebrigens hat auch der Mašlan sein Gutes gehabt; in seinem Dienst — er war Büchsenspanner beim alten Grafen — soll er unvergleichlich gewesen sein, und die Equipage hat er aufgeputzt . . ."

„Was hat der Büchsenspanner mit der Equipage zu thun?" unterbrach ihn der Pfarrer.

„Oben zu sitzen, Hochwürden, auf dem Bock neben dem Kutscher. Ich hab' ihn einmal in Wien gesehen bei einer feierlichen Auffahrt der Toisonisten, in seiner reichen, grünen Uniform, mit dem Bandelier, dem Hirschfänger, den goldenen Epauletten, dem goldbordirten Dreispitz, auf dem der schneeweiße Federbusch bei jeder Bewegung des Wagens ein wenig geflattert und geathmet hat, wie eine Lunge. Darunter sein schönes, braunes Gesicht . . . und

die Haltung von dem Menschen, die prächtige Gestalt ... Die Weiber haben alle zu ihm hinauf geguckt, und er — die Arme gekreuzt und gethan, als ob er dächte: Guckt Ihr, ich scher' mich den Teufel um Euer Gucken!

„In Wirklichkeit hat er sich aber nur viel zu sehr um die Weiber geschoren, um nichts so sehr wie um sie. Und war ihnen gegenüber ganz gewissenlos und hat sich damit eine miserable Berühmtheit gemacht. Werden ja wissen, daß Unmoralität bei uns nicht gang und gäbe ist, wie in den Gebirgsländern; man kennt's den Leuten an den Gesichtern an; sieht einmal Einer verthiert aus, ist der Branntwein schuld, nicht die Unzucht. Die Leute heirathen früh, bekommen eine Menge Kinder und bleiben einander treu. Maslan Maidow war eine Ausnahme mit seiner Nichtsnutzigkeit und ist auch immer bei uns als ein Halbfremder betrachtet worden. Mit Recht. Die Mutter war aus Welschtirol, von der hat er das heiße Blut und vom slawischen Vater den Stützkopf."

„So? Also wird seine Frau den ihren von Vater und Mutter haben?"

„Jawohl, Hochwürden."

„Stützköpfe bringt man zurecht, Herr Doctor."

Vanka strich mit der Hand über den heute sehr unvollkommen rasirten unteren Theil seines Gesichtes, um das Lächeln zu verbergen, das ihm diese Bemerkung entlockte: „Ja, Hochwürden, so hat damals der Vater der Evi gesprochen. Nachdem er zwanzig Jahre lang ihren Willen gethan hat, versuchte der Mann auf einmal,

seinen eigenen durchzusetzen. Das hat sie empört, und sie hat . . ."

„Ich kann mir denken, was sie hat," fiel ihm der Pfarrer mit Entrüstung ins Wort. „Sie hat den Vater dahin gebracht, ihren Geliebten noch bitten zu müssen: Nimm sie!"

„O nein, nein! entschuldigen Hochwürden, da irren. Die Evi — da hat's nur Einer probiren sollen, die ist wie Hermelin gewesen, o die! Hat sich eine ganz andre Art ausgedacht, den Vater für seine Weigerung zu strafen. Eine viel ärgere. Sterben wollte sie, und der Mašlan mit ihr. Da sie nicht mit einander leben durften . . ."

Abermals unterbrach ihn der Pfarrer: „Wollten sie mit einander sterben. Nur so ohne Weiteres. Was liegt an der Todsünde, an der ewigen Verdammniß!"

Der Doctor schüttelte mit leiser Mißbilligung den Kopf: „Alles, Hochwürden, Alles liegt daran. Aber so junges Blut ist wie Brausepulver . . Der Allmächtige muß Veranlassung zur Gnade gefunden haben; sie hat sichtbarlich über den Beiden gewaltet. Sie hatten Alles klug eingerichtet und geheim gehalten. Ein Wunder muß man es nennen, daß ihnen das Verbrechen erspart blieb. Ein Wunder hat den Herrn Grafen an die Stelle im Wald geführt, die sie sich zum Schauplatz ihres aberwitzigen Entschlusses ausgesucht hatten. Er ist gerade noch zurecht gekommen, um dem Mašlan die Pistole aus der Hand zu schlagen, mit der er zuerst die Evi und dann sich erschießen wollte. Er hatte schon den Finger

am Drücker, der Schuß ist losgegangen, und die Kugel hat der Evi die Stirnhaut aufgerissen. Der rothe Streifen war noch deutlich unter dem Brautkranz zu sehen, wie sie am Altar gestanden ist. Dem Herrn Grafen ist es nämlich nachher gelungen, die Heirath seiner Geretteten, wie er die jungen Leute nannte, beim Vater durchzusetzen. Das hat sich 1867 begeben, ein Jahr, nachdem die beiden Söhne des Grafen im Feld geblieben waren; der eine am 24. Juni in Italien, der andere am 3. Juli in Böhmen. Ihre Mutter ist ihnen bald nachgestorben. Im Schloß herrschte eine unbeschreibliche Traurigkeit. Den Herrn Grafen hat nach dem Tod seiner Kinder und seiner Frau rein nichts mehr gefreut, nicht einmal die Jagd. So war der Büchsenspanner immerwährend auf Ferien. Hat sich zu Haus gehalten bei seiner Evi und, besonders nachdem ihr Vater das Zeitliche gesegnet hatte und sie unumschränkte Herrin des Hofes geworden war, sich fleißig in der Wirthschaft umgethan. Hat auf dem besten Weg geschienen, ein tüchtiger Landwirth zu werden.

„Ein Kindlein ist auch gekommen, freilich nur ein Mädchen. Und er hatte die ganze Zeit über renommirt: ‚Mein Bub soll' . . . ‚Mein Bub muß' . . . ‚Maślan,' sagte ich einmal, ‚wenn's aber ein Mädel wird?' ‚Dann ist's nicht das meine,' schreit er, ‚dann verleugn' ich's.'

„Nur ein Spaß, ein dummer. Seine Frau ist aber doch bös geworden und hat ihm zugerufen: ‚Versündig' Dich nicht.' — Das sind kleine Wolken gewesen, solche, die einen schönen blauen Himmel nur noch schöner machen.

Bei der Geburt des Kindes war die Frau einen halben Tag lang zwischen Leben und Tod und Matěj vor Verzweiflung völlig außer sich. Dann wieder, als das Kind endlich erschien, außer sich — vor Glück. Fragte nicht einmal, ob Bub oder Mädel. Daß er's nur hatte, daß es da war, bildhübsch, frisch und gesund. Und trieb's mit der Kleinen mehr als die Mutter. Leider ist das Kind, kaum ein Jahr alt, gestorben. Schlimm für die Leute, ein erster Nagel zum Sarg ihres Glückes. Wer weiß, ob nicht Alles anders gekommen wäre, wenn das herzige Dirnlein gelebt hätte.

„Im Spätherbst 1869 ist etwas Unerwartetes geschehen. Der Herr Graf hat den Bitten der Verwandten nachgegeben und sich entschlossen, den Winter einmal wieder in Wien zuzubringen. Daß der Büchsenspanner ihn begleitet, haben Herr und Diener selbstverständlich gefunden. Beileibe aber nicht die Frau des Büchsenspanners. Sie hat nicht anders gedacht, als daß der alte Herr sich von Raudnowitz nie wieder fortrühren werde. Geschieht es aber, dann muß er ihren Mann beurlauben. Ihr Mann bleibt bei ihr. Mašlan wieder sagt: ‚Umgekehrt ist auch gefahren: meine Frau bleibt bei mir. Ich bin kein freier Mensch, ich steh' im Dienst des Grafen und kann meinen Herrn nicht verlassen.'

„Hochwürden, ich bin just dazu gekommen, wie der Streit losgebrochen ist. Das Vorspiel zu dem, was sich später ereignen sollte. Es war mir arg fatal. Helfen konnt' ich nicht, nur zusehen, wie die Zwei immer mehr

in Zorn geriethen, er in heftigen, sie in stillen. ‚Seinen Herrn kann er nicht verlassen,‘ sprach Evi mit einer furchtbaren Bitterkeit an ihm vorüber zu mir. ‚Aber seine Frau, die wohl. Was liegt ihm an der? Was liegt ihm daran, daß sie wieder ein Kind erwartet, daß sie wieder einer schweren Stunde entgegen geht?‘ . .

„Mir blieb nichts übrig, als mich einzumischen, und ich gab eigentlich ihr Recht und meinte, er hätte dazubleiben. Es schien mir auch gerathen, einen kleinen Scherz einzuflechten. Ein Scherz beschwichtigt manchmal erregte Gemüther, wirkt wie ein kühles Lüftchen an heißen Tagen. So droht' ich ihm: ‚Sie sehnen sich halt danach, wieder zu paradiren auf dem Bocke bei den Auffahrten.‘ Er wurde roth und brach aus: ‚Komm mit, Evi! Du bist in der Stadt besser dran als hier; ich kann meinen Herrn nicht verlassen, aber ich kann auch nicht ohne Dich sein.‘ Mit ausgebreiteten Armen ist er auf sie zugegangen und sie ihm ausgewichen, förmlich scheu, wie einem Irrsinnigen. Hat er denn gänzlich den Kopf verloren? Sie mit ihm gehen, fort von ihrer Wirthschaft, wo man sie nicht einen Tag entbehren kann; betrunken oder verrückt muß sein, der ihr so etwas zumuthet. Aber sie weiß sich zu helfen, sie geht zum Grafen. Er natürlich der Frau auf dem Fuße nach, und so stehen sie vor dem alten Herrn. In früherer Zeit hätte der gleich ein Machtwort erlassen: Das geschieht! Jetzt sucht er nur zu beschwichtigen und es so viel wie möglich den Andern und — sich selbst recht zu thun.

„‚Kinder, Kinder, das hättet Ihr früher mit einander ausmachen müssen,‘ so beiläufig soll er gesprochen haben. ‚Als ich dem Mašlan erlaubt habe, zu heirathen, hat es sich mir von selbst verstanden, daß er bei seiner Frau bleibt. Wenn er aber durchaus mit will nach Wien . . . Meine liebe Evi, ich bin alt, ich gewöhne mich nicht leicht an ein neues Gesicht, und um meinetwillen werden Sie sich von Ihrem Mann nicht mehr oft zu trennen brauchen. Sehr bald tret' ich eine Reise an, auf der mich Niemand begleiten wird — dahin.‘ Er deutete nach der Richtung, in der die Gruft liegt . . . ‚Also thut, was Ihr wollt.‘

„An dem Tag muß noch ein heftiger Auftritt zwischen den Eheleuten stattgefunden haben, denn am Abend, da ich Mašlan im Gasthaus traf, das er seit seiner Verheirathung nur in Gesellschaft seiner Frau betreten hatte, glühte er noch wie ein angeblasener Hochofen. Ausgesprochen hat er sich mir gegenüber nicht, obwohl wir allein waren im Honoratiorenzimmer, nur im Allgemeinen gewettert über den Eigensinn der Weiber und über Bauernstolz.

„Sie hingegen ist auch damals immer die Ruhe, die Würde selbst geblieben, und mit ihm war sie freundlich; freilich nur, sozusagen — beiläufig, so gewiß wie die Wintersonne um vier Uhr Nachmittags, und zu den Leuten hat sie gesprochen: ‚Mein Mann geht ungern fort; es bleibt ihm aber nichts Anderes übrig. Was soll er thun? Der arme, alte Herr entbehrt ihn gar zu

schwer, er möcht' sich völlig verlassen vorkommen ohne den Matěj.'

„Knapp vor der Abfahrt ist der noch zu mir gelaufen und hat mich gebeten, ihn zu avisiren, sobald es Ernst werden sollte bei seiner Frau. Lieber natürlich wäre es ihm, erst zur Taufe gerufen zu werden. Wenn seine Anwesenheit seiner Evi aber ein Trost ist, — nu denn! soll ich halt schreiben oder telegraphiren.

„Nicht drei Wochen sind vergangen, und schon war ein Brief von ihm da. Sie hat mir ein paar Stellen daraus vorgelesen. Lauter Liebe und Sehnsucht — eine fressende Sehnsucht. Ungeschickt ausgedrückt, sogar ungern ist Einem vorgekommen, wie wenn sich Einer schämt, nicht eingestehen möchte, was ihm in der Seele brennt, und sich doch verräth, widerwillig verräth!

„‚Wenn ich ihn besuchen ginge für einige Tage, was wär's?' fragte sie.

„‚Ein Unsinn,' mußt' ich ihr antworten, ich konnte sie nicht reisen lassen. Es ist ihr ja durchaus nicht gut gegangen. Der hinuntergeschluckte Kummer und Zorn — so was rächt sich. Was sie im Stillen durchgemacht haben mag, hat wohl nicht einmal ihr Beichtvater erfahren. Ihr Zustand dazu . . . Ich machte ihr einen Vorschlag: ‚Ich weiß was, Mašlan soll sich für eine kurze Zeit Urlaub ausbitten beim Herrn Grafen.' Aber damit bin ich abgeblitzt. Das ging nicht, daran war nicht zu denken. Sollte sie sich Lügen strafen? Hatte sie doch selbst den Leuten versichert, der Herr Graf könne nicht sein ohne den

Matěj, nicht einen Tag! Das also nicht. Und wie sie ihn kennt, thäte Matěj es auch nicht, aber — und dabei hat sie mich seltsam angesehen: ‚Wer weiß, ob es nicht ein größeres Unglück ist, daß ich jetzt nicht zu ihm darf, als wenn ich ums Kind käme.‘

„Bald darauf ist, trotz aller Vorsicht, was ich fürchtete, doch eingetreten. Ich habe dem Mašlan schreiben müssen, daß seine Frau eine Fehlgeburt gethan hat (diesmal wär's ein Bub gewesen), konnte ihm aber zugleich versichern, daß er keine Sorge um sie zu haben brauche. Sie hat sich rasch und vollständig erholt, war wieder so thätig wie je in ihrer Wirthschaft und ist beim Herannahen des Frühlings im schönsten Flor gestanden; ein bißchen blaß noch — eine gesunde Maiglockenbläße, und auch sonst ganz Maiglocke, so frisch und hold und ernst. Ich mußt' oft denken, ob das ein Unglück wäre, wenn ihrem Mann etwas zustieße. Es wäre kein Unglück, nur ein Schmerz. Sie würde ihn betrauern, ihn im besten Andenken behalten und sich vielleicht mit der Zeit entschließen, einen Andern zu nehmen, der besser für sie gepaßt hätte.“

Der Doctor seufzte, und über das energische Gesicht des Geistlichen blitzte ein Lächeln. Er sah zu dem kleinen Alten, der in sich zusammengesunken neben ihm kauerte und eben von Neuem das bunte Taschentuch zog und bedächtig entfaltete, mitleidig erstaunt nieder und sagte nur:

„So, so?“

„Statt Ende April, wie bestimmt war,“ fuhr Vanka fort, „ist der Herr Graf schon Anfangs März zurück-

gekommen. Die ganze Beamtenschaft und Dienerschaft war im Hof versammelt, um ihn zu erwarten; auch Frau Evi war da. Als der Wagen vor dem Schloßthor hielt, stürzten ihm die Lakaien entgegen, um den Schlag zu öffnen, und Mašlan sprang mit einem Satz vom Kutschbock herunter und eilte auf Evi zu. Sprechen konnte er nicht, aber die Augen funkelten ihm, — ach Gott, was für ein schöner Mensch war er! Und sie, stehen geblieben und ihn erwartet und ihn angesehen, so freudig, so selig, so stolz und so bescheiden, Hochwürden — wie eine Braut. Jedem ist's aufgefallen, — wie eine Braut."

Vanka rieb sich die Nase mit dem Zeigefinger, den ein breiter goldener Siegelring schmückte. „Die Freude hat nicht lang gedauert," sprach er nachdenklich. „Viel länger die Mißstimmung, die nachher eingetreten ist, von der keines der Beiden etwas merken lassen wollte, und die sich doch verrathen hat, wie sich das Fieber durch die Hitze verräth. — Das kam so: Eine von der Dienerschaft konnt' es nicht unterlassen, die Evi zu necken, zu fragen, ob sie den Mašlan auch tüchtig ins Gebet genommen, sich erkundigt habe, ob er ihr treu gewesen sei den ganzen Winter? Evi lachte dazu, war ihres Mannes sicher! Aber die Andre gab so lang keine Ruhe mit ihren Sticheleien, bis die Frau endlich stutzig wurde. Jetzt war's aus. Sie wollte wissen, wie's steht, sie hat in ihn gedrungen, ihr die Wahrheit zu sagen. Und er, ein Gemisch von Ehrlichkeit und Falschheit, wie er von jeher war, hat gestanden. Was für eine Demüthigung das gewesen ist für

das stolze Weib, können Hochwürden sich vorstellen. Da ist also dann die lange Zeit der Mißstimmung eingetreten. Aber auch die hat ein Ende genommen, und dann war's, als ob die gestaute Liebe mit verzehnfachter Gewalt wieder hervorbräche. Zu viel, zu heftig, mir ist die Sache gleich nicht geheuer vorgekommen. Die Frau hat, um nur ganz ihm zu Gefallen zu leben, ihren eigenen Geschmack verleugnet, ihre zweite Natur — ihre Solidität. Sie hat sogar die Wirthschaft vernachlässigt. Und Mašlan die Freiheit, die der Graf ihm spendirte, ausgenützt, zeigen wollen, wie gut es ihm geht, und wie glücklich er ist. Die größte Gastfreundlichkeit ausgeübt, eingeladen, tractirt und auch mit seiner jungen Frau alle Unterhaltungen mitgemacht, die es in der Gegend gegeben hat. Sie wird wohl gehofft haben, daß sie ihn auf die Art herumgekriegt, und daß er sie nicht mehr verlassen wird. Weit gefehlt! Im Spätherbst ist es genau so gegangen wie im vorigen Jahr. Er wieder: ‚Komm mit! wenn ich Dich hab', denk' ich an keine Andre.' Und sie: ‚Ich kann nicht; es ist ohnehin die höchste Zeit für uns beide, zum Rechten zu sehen.'

„Verzeihen Hochwürden, daß ich so ausführlich bin," unterbrach sich Doctor Vanka, als der Pfarrer unwillkürlich ein Zeichen der Ungeduld gegeben hatte. „Mit der Geschichte dieses einen Jahres erzähl' ich zugleich die der folgenden Jahre. Es war immer dasselbe, nur, — verstehen Hochwürden, die Dimension ist gewachsen. Nach jeder Trennung hat Mašlan seiner Frau Schwereres ab-

zubitten gehabt, und so wurde ihr denn natürlich auch das Verzeihen immer schwerer.“ Er hielt inne, seine Brust hob sich zu einem langen, tiefen Athemzuge: „Nun, ihre Liebe hat auch das Schwerste aufgewogen; es war eine magnifique Liebe; sie ist gewachsen mit dem Kummer, den sie um den Taugenichts erdulden mußte, und glorreich aus jeder Prüfung hervorgegangen.

„Arme Evi!

„Zuletzt machte der liebe Mašlan gar keinen Anspruch mehr auf ihre Begleitung. Das Leben, das er sich eingerichtet hatte, paßte ihm ja wie auf den Leib geschnitten. Im Winter lustig in Wien, in der schönen Uniform glänzen und prunken, im Sommer wieder lustig im Haus der Frau, den Herrn spielen und Gnaden austheilen. Beim letzten Abschied hatte er ihr ganz heiter zugerufen: ‚Auf Wiedersehen im Frühjahr!‘

„Das war im Schloßhof bei der Abfahrt des alten Herrn. Alles voll Leut' und alle sich um den Wagen gedrängt. Ich habe mich hinter Frau Evi gestellt, weil ich dachte, sie könnt' zusammenbrechen. Wirklich ganz danach hat sie ausgeschaut. Wie der Mann ihr denn sagt: ‚Auf Wiedersehen im Frühjahr!‘ gibt sie eine herbe Antwort: ‚Oder auch nicht; es kommt auf Dich an.‘ Er ist förmlich zurückgefahren und hat mit großer Zärtlichkeit, ja, ja, ich muß es sagen, und völlig schmerzlichem Vorwurf ausgerufen: ‚Evi! . . .‘ Da erblickt er aber mich und merkt, daß ich ihre Worte gehört habe, wirft sogleich den Kopf in den Nacken, lacht auf, küßt sie und springt auf den Bock.

„Ein paar Monate sind vergangen; mit Schreiben hat sich Mašlan in der Zeit nicht angestrengt, wie ich glaube. Alle Sonntage, wenn ich seine Frau am Ausgang der Kirche traf, nach der heiligen Messe, sprach ich sie an: ‚Gute Nachrichten aus Wien, Frau Mašlan? Was schreibt Ihr Mann?‘ — und immer dieselbe Antwort: ‚Jetzt eine Weile nichts. Morgen erwarte ich einen Brief von ihm.‘ Wie oft so ein erwarteter Brief gekommen ist, weiß ich nicht; daß auf einmal einer da war, den sie nicht erwartet hatte, haben nachträglich nur zu viel Leute erfahren. Es war ein Brief von einem Frauenzimmer, Hochwürden, von einem jungen Mädchen, das der Mašlan niederträchtig betrogen hatte. Es scheint, daß die Person bis dahin brav und unschuldig gewesen ist. Aber dem Mašlan widerstand nicht leicht eine. In diesem Falle wendete er überdies eine falsche Vorspiegelung an, gab sich für ledig aus und versprach seiner Geliebten das Heirathen. Wie sie hinter den Betrug gekommen ist, war schon Alles hin, Ehr' und Reputation und ihre Stelle in einem guten Haus. Eingestellt aber haben sich die Folgen von dem Verhältniß. Was hat die Unglückliche anfangen sollen? Mašlan war der Letzte, bei dem sie Rath und Hülfe gefunden hätte. In ihrer Verzweiflung, was thut sie? Sie schreibt an die Frau — eben den Brief, von dem ich Hochwürden sagte. Am Tag drauf, das habe ich vom Postboten erkundschaftet . . .“

„Erkundschaftet? So, so,“ fiel hier der geistliche

Herr ein mit einer Nuance von Wegwerfung, und der Doctor seufzte einmal wieder tief auf.

„Ja, Hochwürden, die Sache hat mich interessirt. Und auch Andre als ich dürften gewußt haben, daß einen Tag nach der Ankunft des Briefes aus Wien mit der fremden Schrift ein dicker, mit viel Geld beschwerter von Frau Evi dem Boten übergeben worden ist. An diesem Tag war sie nirgends zu sehen, nicht auf einem ihrer Felder, nicht im Hof, nirgends. Der nächstfolgende dann war ein Sonntag, und sie ist in die Kirche gekommen. Mir wäre nichts an ihr aufgefallen; nur größer hat sie mir geschienen. Sie muß sich ganz besonders gerade gehalten haben. Nach der heiligen Messe sprach ich sie an, stelle meine gewöhnliche Frage, erhalte aber nicht die gewöhnliche Antwort, vielmehr die: ‚Ich erwarte keinen Brief von ihm,‘ wendet sich und läßt mich ganz verblüfft stehen.

„Einen Frühling haben wir in dem Jahr in unserer Gegend gehabt, ich denk' keinen schönern. Auch war der März noch nicht zu Ende, und schon ist die Rückkehr des Herrn Grafen angekündigt worden. Er wußte, wie es mit ihm stand, und wollte in seinem Raudnowitz sterben. Ich habe geholfen, ihn aus dem Wagen zu heben, und mir gleich gedacht: zur nächsten Ausfahrt heben wir ihn im Sarg auf den Leichenwagen.

„Verzeihen Hochwürden, wenn ich eine Reflexion mittheile, die ich um die Zeit herum und auch später mehrmals gemacht habe. Die Menschen sterben — der eine zu früh, der andre zu spät und nur die wenigsten

im richtigen Moment, so denn auch unser Herr Graf. Wäre der Tod, nach dem er sich aufs Innigste sehnte, statt im Frühjahr 1874 im Herbst 1873 bei ihm eingetreten, viel Unglück wäre verhütet worden. Maślan hätte keinen Grund oder keine Ausrede mehr gehabt, nach Wien zu fahren, wäre bei seiner Frau geblieben, und, das muß man ihm lassen, so lang' er bei ihr gewesen ist, hat er keine Andre angeschaut. Die Ehe hätte sich mit der Zeit ganz glücklich gestalten können, und die arme Person in Wien wäre vielleicht heute noch auf ihrem Platz oder hätte einen braven Mann gefunden . . ."

„Hätte! hätte! Die Menschen sterben, wann es dem Herrn gefällt, sie abzurufen," versetzte der Pfarrer. „Sie möchten Vorsehung spielen, Herr Doctor, scheint mir."

„Gott soll mich behüten, Hochwürden, — eine Reflexion habe ich mir erlaubt mitzutheilen, ohne jeden Neben- und Hintergedanken. Nun, es kam, wie es mußte: Zum ersten Mal war Evi nicht unter Denen, die das Hereinfahren der gräflichen Equipage vor dem Schloß erwarteten. Maślan guckte, guckte, wandte sich an mich: ‚Ist ihr was, Herr Doctor?' — ‚Meines Wissens nicht,' er zuckte die Achseln und lächelte hochmüthig und kümmerte sich um nichts mehr als um seinen alten Herrn. Wieder: — Alles, was recht ist: Ein liebreicher Sohn kann seinen Vater nicht sorgfältiger betreuen, als er den Greis betreut hat. Der litt ihn aber nicht lang da. ‚Geh zu Deiner Frau,' befahl er und entließ uns beide; er wollte allein sein. Maślan und ich hatten denselben Weg. Der meine

führte am Hause seiner Frau vorbei. Im Anfang des Dorfes begegnete uns der Herr Canonicus, der von dem, was sich begeben hatte, mehr wußte als wir, und zwar aus der ersten Quelle. ‚Ihr! Ihr!‘ sagte er zu dem Ankömmling, ‚Ihr habt wieder schöne Sachen getrieben!‘ Mašlan lächelte auch ihn an, wie früher mich; nicht so hochmüthig vielleicht. Ich weiß nicht, mir hat manchmal geschienen, als ob er so wenig Gewissen hätte und die Reue so wenig kennen würde wie ein Thier. Das hat ihm denn auch eine Art Unschuld gegeben, eine Thierunschuld. Ihm ahnte nichts Böses, er dem geistlichen Herrn die Hand geküßt und weiter geeilt, immer schneller, immer ungeduldiger, und als wir ankommen, was finden wir? — Die Thür versperrt.

„Er klopft: ‚Evi, Evi, mach auf, ich bin's.‘ Keine Antwort. ‚Ich bin's, Matěj! ich, Dein Mann!‘ Ein paar Kinder sind ihm nachgelaufen, andre kommen dazu, er ist ja die populärste Persönlichkeit bei der Dorfjugend, wird immer sehnsüchtig erwartet und jubelnd begrüßt. ‚Ist meine Frau nicht da?‘ fragt er einen der Buben. ‚Habt Ihr meine Frau nicht gesehen?‘ Doch, der Eine hat sie gesehen, den Augenblick ist sie aus dem Garten herüber gekommen und ins Haus gegangen. Nun fängt die Sache an, ihm befremdlich zu werden, er tritt an eines der Fenster, blickt hinein, und richtig, er sieht sie — mitten im Zimmer stehen.

Nun hat er ans Fenster geklopft und gerufen: ‚Evi, Evi! Bist taub? bist blind? . . . Oder am End' gar

bös? Ich glaub's nicht, Evi, ich frag' nur . . . Evi, Evi, ich mach' Dich wieder gut, hör' mich nur an . . .' So sagt er und dergleichen noch Vieles und hat dann angefangen, zornig zu werden, sich zur Thüre zurück begeben und an ihr gerüttelt. Es waren nach und nach eine Menge Leute zusammengekommen, sie haben ihn angesprochen, wollten wissen, was es gibt. Er Niemanden angeschaut, Niemandem geantwortet, sich an die Thür gepreßt, als ob er mit ihr verwachsen wollte, und gerufen, geschrieen, zuletzt geweint: ‚Evi, Evi, so bös bist Du, daß Du mir nicht einmal erlauben willst, Dich zu bitten: Verzeih mir, Evi, meine Evi!'

„Vor dem halben Dorfe hat er sich so gedemüthigt, der eitle Mensch, sich in der Raserei seiner Verzweiflung auf die Kniee geworfen und mit der Stirn an die Thür geschlagen.

„Allerlei Stimmen haben sich erhoben, der kleine Schuhmachermeister zu singen angefangen:

Bauer, steh' auf,
Futter Dein' Schimmel,
Prügel Dein Weib,
So kommst in' Himmel.

„Ein Gemeinderath stopft seine Pfeife und sagt: ‚Das könnt' mir einfall'n, und wenn ich in Wien fünfe ausg'halten hätt', vor meiner eigenen Thür zu betteln und zu flennen.' Der Schmied schaut herunter zu seinen Riesenfüßen und flucht: ‚Der Teufel soll mich holen, wenn ich

die Thür nicht eintreten thät' und die durchwichsen, die dahinter steht.'

„All das Gerede war dem Mašlan wie Blätterrauschen. Aber plötzlich ist er aufgesprungen, hat sich neuerdings an die Thür gelehnt, den Mund an den Spalt gedrückt und gerufen, gar nicht sehr laut, aber durch Mark und Bein ist's Einem gegangen. ‚Evi, hör' zu, Du hörst mich, ich weiß, daß Du mich hörst. Wenn Du nicht aufmachst, — gleich — verstehst mich, gleich? — komm' ich über diese Schwelle nimmer, und wenn Du auf den Knieen liegen thätest, wie ich vorhin gelegen bin, und wenn Du mich mit ausgebreiteten Armen bitten thätest: komm! Das schwör' ich, Evi, bei Gott dem Allmächtigen, und mög' er mich in meiner letzten Stund' verlassen, wenn ich den Schwur breche.'

„In dem Augenblick hat man den Riegel zurückschieben gehört, ganz langsam ist die Thür aufgegangen, daß Mašlan Zeit hatte, auszuweichen. Da wurde gelacht: ‚Aha, aha, die Evi! sie gibt nach, so muß man ihr kommen!'

„Mašlan stößt einen Freuden- und Triumphschrei aus — zu früh. Die auf die Schwelle getreten ist, die Frau, denkt nicht dran, klein beizugeben. Statt ihr entgegenzustürzen, erschrickt er und taumelt vor ihr zurück. Sie hat ausgesehen wie eine Leiche mit lebendigen Augen; und entsetzlich war, wie sie mit einer erloschenen, aber sehr festen Stimme gesprochen hat:

„Schwur gegen Schwur. So heilig wie Du, im

Angesicht Gottes wie Du, schwör' ich, daß ich mein Haus lieber mit eigener Hand anzünden werde, als zu Dir sagen: tritt ein.'

Da waren viele Männer entrüstet: ‚Hoho!' hat man durch einander rufen gehört, ‚Du hast nicht zu schwören, Du hast zu gehorchen, und der Mann hat zu befehlen, so steht's im Gesetz.'

„Mašlan achtete nicht auf die Einmischung, und, ich bitte Hochwürden, das Gesetz war doch wohl das Letzte, auf das sich der berufen hat, wenn er Weibern gegenüber seinen Willen durchsetzen wollte. So höhnte er auch jetzt: ‚O Du! davor keine Angst! von mir aus bist Du assecurirt. Bleib Du allein in Deiner Bauernbaracken. Und wenn die Reu' Dich packt, schluck sie! Untersteh' Dich nie, zu mir aufs Schloß zu kommen. Bei mir gibt's kein Verzeihen; ich thät' Dich jagen wie einen bissigen Hund!'

„Wer sie kennt, weiß, das jedes Wort ihr eine giftige Wunde ins Herz gerissen hat. Sie verrieth sich aber nicht, sie kreuzte die Arme, sah ihn an und sprach: ‚Matěj, Matěj, vielleicht kehrt die Reu' früher bei Dir ein als bei mir, dann wirst Du mich schon rufen.'

„Er, roth geworden wie glühendes Eisen und getobt und gewettert: ‚Ich Dich rufen? lieber in die Hölle fahren! . . . Ich ruf' Dich nicht . . . und wenn der Satan die Hand nach mir ausstrecken thät' und Niemand als Du mich retten könnt' — ich ruf' Dich nicht!'" . . .

„Was für Reden! was für Reden!“ murmelte der Priester unwillig.

„Der bare Aberwitz, Hochwürden. Auch Evi scheint das gefunden zu haben und ist immer ruhiger geworden, und als er wie ein Toller noch einmal schrie: ‚Gott ist mein Zeuge, ich ruf' Dich nicht!‘ hat sie langsam und feierlich den Arm erhoben, die Schwurfinger ausgestreckt und so laut gesprochen, daß der Letzte, der da gestanden ist, es hören mußte: ‚So wahr Gott lebt, ich komm' nicht ungerufen.‘

„Kalt ist es Einem über den Rücken gelaufen, und die Worte haben mehr Eindruck gemacht als alles Toben Mašlan's. Er wollte noch etwas sagen, konnt' nicht, die Wuth würgte ihn, hatte ihn am Hals gepackt wie eine Beißzange. Von dem Tag an haben die Eheleute nicht mehr mit einander geredet.“

„Nicht mehr? und müssen einander doch sehen, begegnen.“

Der Doctor setzte eine neuerliche Entfaltung des carrirten Taschentuches ins Werk, bediente sich seiner umständlich und lärmend und erwiderte: „Sehen und begegnen einander, ganz recht, Hochwürden. Zum Beispiel waren sie schon bald nach dem großen Auftritt beide zugleich in der Gruftcapelle bei der Beerdigung des Herrn Grafen. Mašlan derart in Schmerz aufgelöst, daß er sogar Denen leid that, die ihn am wenigsten mögen. Evi eiskalt und eher trotzig dreingeschaut. Sie wird wohl gedacht haben: um mich würdest du nicht weinen, wie um

deinen todten Herrn. Zehn Jahre sind seitdem vergangen. In seinem Testamente bestimmte der Herr Graf, daß Mašlan die herrschaftliche Mühle in Pacht haben soll, unter Bedingungen, bei denen er leicht ein wohlhabender Mann hätte werden können. Er hat sich aber seiner Sach' im Anfang wenig angenommen. Erst in letzter Zeit ist er ordentlicher geworden. Wer weiß, warum — vielleicht die Jahre, vielleicht weil seine Gesundheit ausspannt" . . .

„Warum sagen Sie nicht einfach: durch die Gnade Gottes?" fragte der geistliche Herr.

Der Doctor reagirte nicht darauf: „Ich betrachte mir die zwei Leute, wenn sie am Sonntag in die Kirche kommen," fuhr er fort. „Er in der ersten Bank rechts, sie in der ersten Bank links. Früher haben sie vermieden, einander zu treffen, beim Eingang oder beim Ausgang; jetzt nicht einmal mehr das" . . .

„Und wohnen dem heiligen Liebes- und Versöhnungsopfer unversöhnten Herzens bei?"

„Aeußerlich unversöhnt wohl, aber wer weiß, was in ihren Herzen vorgeht!"

„Ich will suchen, es zu erforschen," versetzte der Priester und erhob sich. „Wenn die Frau wirklich noch einen Funken Liebe für ihren Mann übrig hat, wird sie auch Erbarmen mit ihm haben. Ich werde ihr Erbarmen mit dem Sterbenden anrufen, und hoffentlich nicht umsonst . . . Sie zweifeln?" unterbrach er sich mit einem mißbilligenden Blick auf Vanka, der die Achseln zuckte.

„Leider kann ich nicht zweifeln, Hochwürden, weil ich weiß, daß hier nichts mehr zu hoffen ist."

„Davon will ich mich selbst überzeugen."

Er verabschiedete sich, und der Doctor sah dem stattlichen Herrn nach, der rasch und energisch ausschreitend, den Weg ins Dorf einschlug.

* * *

Das Haus Frau Mašlan's lag auf dem ziemlich großen und ziemlich gut gehaltenen Platze des Dorfes, dem Teiche gegenüber, zu dem hin das Terrain sich senkte. Als Seitenstück zum siebenhügeligen Rom durfte Raudnowitz sich die Siebenbucklige nennen, denn nicht weniger Erhöhungen bildete der Boden, auf dem die Ortschaft erbaut war. Den höchsten von allen krönte das stattlichste Gehöft. Sein mit Schieferplatten gedecktes Dach überragte alle, sogar die ansehnlichsten Bauernhäuser, die den Platz nach rechts und links im unregelmäßigen Halbkreis umschlossen.

Der Pfarrer trat in das Vorgärtchen. Es war von einem grün angestrichenen Lattenzaun umgeben, und am Eingang standen zwei riesige Sonnenblumenstauden wie ein paar Wächter. Ein breiter, gut besandeter Weg führte zwischen Gemüsebeeten geradehin zu den gemauerten Stufen der Hausthür, theilte sich dort und lief dem Obstgarten hinter dem Hause zu. Junge Birn- und Aprikosenbäume, an Treillagen gezogen, breiteten ihre mit Früchten be-

hangenen Zweige zwischen den sechs Fenstern der Fronte aus. Große Fenster mit blinkenden Scheiben und vorspringenden Simsen, auf denen ein farbenheiterer Flor von Rosen, Geranien und Nelken duftete und prangte.

Eine kleine, alte Person, die, mit Unkrautjäten beschäftigt, auf dem Boden gekauert hatte, wendete beim Eintreten des Geistlichen den Kopf, schob das Tuch, das ihr über das halbe Gesicht gefallen war, zurück und kam auf den Besucher zu mit einem freundlich-demüthigen: „Gelobt sei Jesus Christus!"

„In Ewigkeit, Amen," erwiderte er, und sie legte die schmutzigen Hände auf den Rücken, streckte den Hals und küßte, ohne sich bücken zu müssen, die herabhängende Hand des Priesters.

„Ich möchte mit der Frau sprechen," sagte er. „Ist sie da?"

„Zu dienen, hochwürdiger Herr, die Bäuerin ist da; wo sollt' sie sein? Im Garten ist sie, in den Erbsen. Ich werd' sie gleich rufen."

Der Pfarrer wehrte ab: „Nein, führen Sie mich zu ihr."

„Wie befehlen — wie der hochwürdige Herr befehlen", und die Kleine lief vor ihm her um das Haus, in den Garten und rief aus allen ihren Kräften: „Bäuerin! Bäuerin! der hochwürdige Herr Pfarrer will Euch besuchen!"

Er folgte ihr und war bald von Bienen umschwärmt, von Tauben umflogen, von Hühnern umgackert; Schafe,

die auf den Wiesenplätzen weideten, blökten ihn offenbar fragend an; schöne, weiße Ziegen hoben die Köpfe über die Einfassung ihres Pferches und betrachteten ihn mit ihren großen, friedlichen Augen. Drei ganz junge Hündlein trotteten ihm entgegen, schnüffelten, erhoben ein schrilles, thörichtes Gebell, in dem sich Neugier und Verwunderung, aber nicht die geringste Böswilligkeit kundgab.

Der Pfarrer ging zwischen den Obstbäumen, über das Gras, einem kleinen Wald von Stangen zu, an denen schlanke Erbsenstauden ihre zierlichen, hellgrünen Ranken emportrieben. Auf dem schmalen Wege, der sie von einer ansehnlichen Baumschule trennte, kam die Hausfrau geschritten. Eine hohe, harmonische, ebenso wenig zur Fülle wie zur Hagerkeit neigende Gestalt. Sie trug halb städtische Kleidung. Eine schwarze, eng anliegende Jacke mit weißem Umschlagkragen, einen dunkeln, faltigen Rock und eine blaue Arbeitsschürze, die sie im Gehen abnahm und über den Arm hängte. Von der bäuerlichen Tracht hatte sie nichts beibehalten als die Schaftstiefel an den schlanken Füßen und das künstlich geknüpfte Kopftuch. Es war aus schwarzer Seide mit bunten Bändern und Fransen, schloß sich eng um den Hinterkopf, bildete einen schmalen Wulst um die dunkelblonden, dichten Scheitel und einen reichen Knoten im Nacken.

Dem Priester fiel die tiefe Ruhe auf, die über der Erscheinung dieses Weibes lag, die Festigkeit, mit der die klaren blauen Augen sich auf ihn hefteten, der sanfte Ernst, den die regelmäßigen, fast classischen Züge athmeten.

Eine im völligsten Gleichgewicht, in völliger Einigkeit mit sich selbst hinlebende Frau kam da heran, langsam, als ob sie ihm und sich Zeit lassen wollte zur Vorbereitung auf eine erste, wie sie voraussah, bedeutungsvolle Zusammenkunft.

„Euer Hochwürden erweisen mir eine große Ehre mit Ihrem Besuch," sprach sie den Geistlichen an, der seinen Hut leicht vor ihr lüpfte. „Belieben Euer Hochwürden ins Haus zu treten?"

„Wir wollen da bleiben," erwiderte er, „im Freien, unter Ihren Schützlingen. Ein hübscher Anblick, all dieses Gethier; es scheint sich seines Lebens zu freuen und ist so zutraulich."

„Jawohl, zutraulich sind sie schon; warum sollen sie's nicht sein? Es thut ihnen ja Niemand nichts."

Sie geleitete ihn zu einem Birnbaum von seltener Größe und Schönheit, in dessen Schatten ein länglicher Tisch zwischen zwei Bänken in den Boden eingerammt war, lud den Gast ein, sich zu setzen, und nahm Platz ihm gegenüber, nachdem sie der Magd, die in respectvoller Entfernung gefolgt war, einen kurzen Befehl gegeben hatte.

Eine kleine Pause entstand. Der Priester bemerkte wohl, daß die äußere Gelassenheit Frau Evi's eine wachsende Erregung verbarg. Ihre schmale, gerade Nase, ihre Stirn hatten sich mit kalkiger Blässe bedeckt, den Mund umspielte ein kaum merkliches Beben, als sie gedämpften Tones und mit einer Stimme, die etwas eigenthümlich Einschmeichelndes hatte, begann:

„Hochwürden sind schon bei meinem Mann gewesen?"

Aha, dachte der Pfarrer, sie kommt dem Angriff zuvor! „Ich bin am Tag nach meiner Ankunft hier im Orte zu ihm gerufen worden," sprach er, „und habe ihm die letzten Tröstungen der Kirche gespendet."

„Ja, ich weiß, er ist krank."

„Vielleicht sterbend; wissen Sie das auch? Der Doctor gibt wenig Hoffnung."

Sie fuhr mit der Hand über ihr Gesicht und schloß einen Moment die Augen: „Es wird nicht so arg sein. Der Herr Doctor muß es nur ärger machen, als es ist; das ist so der Brauch, er muß es thun wegen der anderen Doctoren."

„So — wieso? Das versteh' ich nicht."

„Nicht? O, ich bitte unterthänig, Hochwürden haben mich zum Besten; Sie wissen schon selbst, daß die Doctoren übertreiben müssen; das ist unter ihnen ausgemacht. Warum, kann man sich an den Fingern abzählen. Unser Herr Doctor ist ja sehr brav, aber — Klappern gehört zum Handwerk, hat er mir ins Gesicht gesagt." . . .

„Im Scherz, nun ja, im Spaße" . . . —

„Im Spaß, Hochwürden, da verräth sich der Mensch, gerade so gut wie im Rausch und im Zorn."

Der Pfarrer war erstaunt —, ein seltsames Gemisch von Vorurtheil und von Vernunft in der Frau. Aber, sagte er sich, die hält was aus, und war entschlossen, sie ohne Schonung zu behandeln: „Ich bin auch heute bei Ihrem Manne gewesen," sprach er, „und habe ihn viel

elender gefunden als vorgestern. Er selbst, das darf ich Ihnen nicht verhehlen — er fühlt sich sterben."

Frau Evi machte genau dieselbe Bewegung wie früher: „Ach er! er ist immer kindisch ängstlich gewesen, wenn ihm das Geringste gefehlt hat. Alle Leute, die ihr Lebtag gesund waren, sind so. Beim kleinsten Uebel meinen sie schon, es bringt sie ins Grab."

Der Pfarrer richtete einen festen und strengen Blick auf sie: „Sie weichen aus. Wenn Sie dem Arzt nicht glauben und nicht dem Kranken, glauben Sie doch mir. Ich sage Ihnen: Ihr Mann ist übel dran, braucht Pflege, und Sie, seine Frau, gehören an sein Krankenbett."

Sie erwiderte nichts, sie stand auf. Die kleine Magd war herangekommen, einen Korb am Arme, und die Bäuerin half ihr, seinen Inhalt auf dem Tisch ordnen: blanke Teller und Gläser, eine Flasche mit Wein, ein Laib Brot, ein schönes Stück Butter und herrlichen Lindenhonig in hellgelber Wabe. Die Magd entglitt wie ein fliehender Schatten, die Bäuerin nahm ihren früheren Platz wieder ein und sprach, das Aufgetragene gleichsam vorstellend: „Eine kleine Jause, Hochwürden. Was so aus der Wirthschaft kommt. Geruhen Sie, vorlieb zu nehmen, obwohl Sie's zu Hause besser haben."

Der Geistliche ließ das ohne innere Ueberzeugung vorgebrachte Compliment unberücksichtigt; er betrachtete den thauklaren, goldgelben Wein, den seine Wirthin ihm ins Glas schenkte, und fragte lächelnd: „Kommt der auch aus Ihrer Wirthschaft?"

„Nein, Hochwürden, es ist Vöslauer. Mein Mann hat ihn gern getrunken, so halt' ich ihn bis heut' im Keller."

Ein langgedehntes: „Deshalb?" kam von den Lippen des Pfarrers. „Und Sie selbst? Es ist kein Glas für Sie da, Sie thun mir nicht Bescheid?"

„Entschuldigen Hochwürden, ich mag den Wein von jeher nicht. Früher hab' ich manchmal einen Schluck gethan, meinem Mann zu Lieb', wenn er's durchaus wollte. Seitdem es aus ist zwischen uns, nie mehr."

„Aus?" rief der Geistliche, „das sollten Sie nicht sagen. Sie haben Ihrem Manne Liebe, Treue, Gehorsam gelobt bis in den Tod, Sie sind durch ein heiliges Sacrament mit ihm verbunden" . . .

„Gewesen, Hochwürden," unterbrach sie ihn leise, aber mit großer Entschiedenheit.

Er bemeisterte seinen Unwillen und sah ihr zu, wie sie das Brot vom Tische nahm und rasch und mechanisch, bevor sie es zu schneiden begann, mit der Messerspitze das Zeichen des Kreuzes über die untere Fläche machte. „Sie befolgen da einen ehrwürdigen Brauch," sprach der Pfarrer, und als sie einen fragenden Blick auf ihn richtete: „Ja so, Sie thun's gedankenlos. Frau Mašlan! Frau Mašlan! ich fürchte, Sie führen Ihre religiösen Uebungen vielleicht überhaupt gedankenlos aus."

„Was meinen Sie damit, Hochwürden?"

Der Priester steigerte sich: „Ich meine, Sie beten, Sie besuchen die heilige Messe, Sie verrichten

Ihre Andacht zur vorgeschriebenen Zeit, Alles gedankenlos."

Mit stolzem Erstaunen wies Frau Evi diese Anklage zurück: „Sie kennen mich nicht, Hochwürden."

„Ich kenne Ihre Geschichte und habe offene Augen," fiel er rasch ein. „Sie waren heute in der Frühmesse. Haben Sie andächtig gebetet, Bäuerin?"

Die Frage kam ihr seltsam vor. „Ich habe für meinen Mann gebetet," erwiderte sie.

„So, so — und nicht für sich? nicht darum, daß der Herr Mitleid und Erbarmen in ihrer Seele erwecke? Ihr Mann hat schwer an Ihnen gesündigt. Ich weiß. Ist aber Verzeihen nicht Christenpflicht, vor Allem Pflicht des christlichen Weibes? Was soll Ihr Gebet, was sollen Ihre guten Werke, wenn Sie mitleidslos bleiben gegen einen Sterbenden? . . . Ein großer Heiliger lehrt, daß keine Andachtsübung und kein gutes Werk uns am Tage des Gerichts vom geringsten Nutzen sein wird, wenn wir die Erinnerung an erlittene Unbill nicht aus unserem Herzen getilgt haben . . . ‚Erst gehe hin und versöhne Dich mit Deinem Feinde' . . . spricht unser göttlicher Heiland" . . . Er stockte, er fühlte, daß die Ungeduld ihn hingerissen, und daß er nicht so gesprochen hatte und nicht in dem Zusammenhang, wie er sprechen wollte.

„Mein Mann ist nicht mein Feind, Hochwürden," nahm sie mit ihrer unerschütterlichen, verwirrenden Gelassenheit das Wort, „und — versöhnen . . . ich trag' ihm nichts nach, ich habe ihm Alles verziehen."

„Sie ihm? und er Ihnen? Hat er Ihnen nichts zu verzeihen?“

Sie schüttelte langsam und sinnend das Haupt: „Daß ich nicht wüßte, Hochwürden.“

„Haben Sie sich keine Härte gegen ihn vorzuwerfen, keinen Mangel an Nachsicht mit seinen Schwächen, seiner Fehlbarkeit?“

„Nein, Hochwürden.“

„Sie fühlen sich ihm gegenüber schuldlos?“

„Ja, Hochwürden.“

Die Züge des Priesters verfinsterten sich. Welche Hoffart! dachte er, sprach es aber nicht aus. Er rief in eindringlicher Rede die Langmuth der Gerechten für den armen Sünder an und schloß: „So viel Barmherzigkeit wir geübt haben, so viel werden wir erfahren. Glauben Sie der Barmherzigkeit Gottes nicht zu bedürfen?“

„O Hochwürden, wie sollt' ich? . . . so frevelhaft, das zu glauben, ist kein Mensch.“

„Gut also. Geben Sie also, was Sie empfangen wollen. Gehen Sie hin zu Ihrem Kranken, reichen Sie, die Beleidigte, zuerst die Hand zur Versöhnung. Thun Sie's aus Liebe zu Gott, in seinem allerheiligsten Namen.“

Evi hatte die Augen gesenkt gehalten und erhob nun ihren sanften Blick zu dem geistlichen Herrn: „Hochwürden kennen meine Geschichte, sagen Sie, dann müssen Sie auch wissen, daß ich nur darauf warte, daß mein Mann mir sagen läßt: ‚Komm.‘ Will er lieber selbst kommen — mir ist es auch recht. Zu jeder Stund'

ist Alles für ihn bereit. Alles ganz so, wie er's gern hat."

Der Pfarrer betrachtete sie aufmerksam. Sie hatte mit dem vollen Accent der Wahrhaftigkeit gesprochen, und doch erweckten ihre Worte ihm nicht die rechte Zuversicht: „Ich seh' Ihren Mann heute noch; soll ich ihm das Alles sagen?"

„Wenn Sie die Gnade haben wollen, Hochwürden."

„Soll ich es ihm als von Ihnen kommend, als Ihre Botschaft sagen?"

Sie zögerte, sie hatte einen Kampf mit sich zu bestehen, sprach aber: „Wenn Hochwürden es wünschen, und weil er jetzt so krank sein soll — auch das."

„So! — Ihr thut recht, Bäuerin," rief er freudig, zum ersten Male ihr gegenüber das feierliche ‚Sie' mit dem gebräuchlichen ‚Ihr' vertauschend. Er stand auf und sah um sich: „Ich will ihm erzählen, wie gut er's hier hätte. Es ist schön bei Euch, Bäuerin. Und eine große Thierfreundin scheint Ihr zu sein."

Die drei Hündlein, die im Grase geschlafen hatten, kamen heran, als der Pfarrer sich erhob, beschnüffelten seine Schnallenschuhe und machten Abschiedscapriolen.

„Ich möcht' mir nicht so viel aus Thieren machen," erwiderte Frau Evi, „aber Matěj hat sie so gern, besonders Hunde. Die drei hab' ich aus dem Teich gezogen, der Halter wollte sie ertränken. ‚Sind Hunde genug im Dorf,' meinte er. Ja, Hochwürden, zweibeinige. Aber — ich bitte!" . . . Sie blickte plötzlich erschrocken

zum Tische nieder. „Hochwürden haben keinen Tropfen getrunken, keinen Bissen gegessen. Das ist eine Schande für mich, Hochwürden."

„So sollt Ihr's nicht nehmen; ich komme wieder, und wenn ich das Haus nicht mehr ohne seinen Herrn finde, will ich von Eurem Weine trinken und von Eurem Brote essen."

Sie erwiderte nichts, sie hatte bei seinen Worten traurig zur Seite geblickt und ging nun mit ihrem Gast durch den Garten. Er lobte und bewunderte die Ordnung, die überall herrschte, den guten Stand der Gebäude, die tadellose Reinlichkeit.

„Ja, Hochwürden, meine Wirthschaft ist mein Leben," sagte Evi. „Gut halten würd' ich sie immer, aber so schön doch nicht, wenn es nur für mich allein wäre. Aber dem Matěj ist ja nie etwas schön genug."

„Das sind lauter gute Worte, und die soll er alle hören," sprach der Geistliche.

Sie waren beim Hause angelangt, und er wollte sich verabschieden; sie gab ihm aber noch ein Stück Weges das Geleite. Sie hatte noch etwas auf dem Herzen.

„Wenn er mir also nicht sagen lassen will, daß ich kommen soll — er ist ja stützig, Hochwürden —, braucht nur er kommen. Und wenn er nicht gehen kann — eingespannt ist gleich, und Polster und Decken sind auch gleich in den Wagen gelegt . . . Also, Hochwürden, ich warte und danke Ihnen, Hochwürden."

„Ich danke Euch, Frau Mašlan. Ich habe Euch

anders gefunden, als ich erwartete, viel besser." Er reichte ihr die Hand, die sie küßte. Dann wendete sie sich wieder ihrer Behausung zu.

In ihren Augen war ein stilles, freudiges Leuchten, ihre Züge hatten sich wunderhell belebt: „Vielleicht, vielleicht doch!" flüsterte sie vor sich hin.

* * *

Die Mühle lag am Ausgang des Waldes, in einer breiten, grünen Schlucht, die der wasserreiche Bach munter durchrauschte. Heute hatte er's gut, brauchte das schwere Rad nicht zu treiben, die Arbeit war eingestellt. Am Himmel neigte die Sonne sich zum Untergang und hauchte einen rosigen Schimmer über das einsame Haus mit den kahlen Mauern und den dicht geschlossenen Fenstern. Auf einer Bank neben dem Thor lag der Länge nach ausgestreckt ein feister Müllerbursche. Er hatte das Gesicht mit dem Hute bedeckt, schlief sanft in den Abend hinein. Der Pfarrer war im Begriff, ihn zu wecken, um ihn nach seinem Herrn zu fragen, als das Thor geöffnet wurde und eine hinkende Alte heraus humpelte. Sie gab sich als eine Verwandte Mašlan's zu erkennen, sie hatte den Herrn Pfarrer kommen gesehen und war ihm entgegen geeilt. Kriechend freundlich empfing sie ihn und führte ihn die stöhnende hölzerne Freitreppe hinauf, durch den mit Ziegeln gepflasterten Flur, ins Krankenzimmer. Ein weißgetünchter, unwohnlicher Raum.

Das Bett stand mit dem Kopfende gegen das Fenster an einer feuchtfleckigen Wand, an der zwei Jagdgewehre, eine Waidtasche und ein schöner Hirschfänger — Erinnerungen an glänzende Tage! — hingen. Unter diesen Trophäen war ein Bild des verstorbenen Grafen, ein kleines, schwarzes Crucifix mit silbernem Heiland, und die völlig verblichene Photographie Evi's, als junges Mädchen befestigt. Die halb geöffnete Thür eines Schrankes gewährte den Einblick in ein wirres Durcheinander von Kleidern, Wäschestücken und Schuhzeug. Es waren auch noch ein paar Sessel vorhanden und zwei Tische; einer trug das Waschzeug, ein zweiter, den man in die Nähe des Bettes gerückt hatte, eine Wasserflasche, ein Glas und eine Tasse voll Suppe, neben der ein paar Cigarrenstummel lagen. Es roch nach kalt gewordenem Tabakrauch und nach Feuchtigkeit; dumpfe Luft erfüllte die Stube.

Der Pfarrer öffnete eines der Fenster und trat an das Bett Matěj's, der mit dem Gesicht gegen die Wand gelegen hatte und sich nun jäh empor richtete. Schlaftrunken starrte er den Besucher an und murmelte:

„Herr Doctor . . . Grüß Gott, Herr Doctor."

„Ich bin's, Mašlan, ich, der Pfarrer."

„Der Pfarrer und — wer?" Sein düsterer, zuckender Blick glitt an dem Geistlichen vorbei und blieb erwartungsvoll an der Thür haften.

Der Priester betrachtete ihn mitleidig. So viel Kraft und Schönheit vorzeitig aufgezehrt und verwelkt. Armes, verpfuschtes Leben, armes, verwüstetes Menschen-

kind! dachte er und nahm Platz auf dem Sessel, den die alte Frau an das Bett gerückt hatte. „Es ist Niemand da als Ihre Verwandte und ich. Ich bin allein gekommen."

Jetzt erst schien Matěj aus seiner Betäubung völlig erwacht, legte sich aufs Kissen zurück und brummte halblaut: „Wozu? Was wünschen Sie noch, geistlicher Herr? Versehen bin ich schon."

„Ich will Euch Trost bringen, Mašlan."

„Brauch' keinen, kränke mich nicht."

„So? Gut also, keinen Trost. Aber einen Vorschlag möcht' ich Euch machen. Ihr seid hier nicht gut dran, habt auch keine rechte Pflege, ich möchte Euch besser versorgt haben."

„O, ich weiß schon," erwiderte Mašlan wegwerfend, „ich weiß schon, was das heißt: ins Spital möchten Sie mich schicken."

„Durchaus nicht. In einem guten, netten Hause säh' ich Euch gern, einem schönen, hellen Hause mit einem großen Garten . . ."

„Ich versteh' — Sie meinen den Himmel."

„Nicht doch! nicht doch! Seht Mašlan . . ."

Die stocktaube Alte hatte den Pfarrer nicht aus den Augen gelassen, mit wahrer Gier beobachtete sie jede seiner Mienen, jede seiner Bewegungen, und mischte sich nun auf einmal ins Gespräch:

„O, Hochwürden, er ist hier so gut aufgehoben, der Matěj; besser aufgehoben als hier kann er nirgends sein. Tag und Nacht geb' ich Acht auf ihn, und was er sich

wünscht, bekommt er. Grad früher hat er Suppe haben wollen, da steht sie. Cigarren hat er auch verlangt."

„Ihr raucht, Mašlan?" fragte der Pfarrer vorwurfsvoll, „ein Unsinn bei Eurem Zustand. Der Doctor sagt, daß Ihr knapp an einer Lungenentzündung vorbei gekommen seid."

„Sie sind kein Raucher, geistlicher Herr, sonst wüßten Sie: einem Raucher schadet das Rauchen nicht, und so lang' der Tabak ihm schmeckt, ist noch Alles gut."

„Sprecht nicht, vor Allem widersprecht nicht! Auf diese Art kommen wir nicht weiter. Ohne Umschweife also, Mašlan. Ihr sollt zu Eurer Frau. Sie wartet auf Euch, mit offenen Armen wartet sie, hat Alles zu Eurem Empfang vorbereitet, und wie vorbereitet! Eine Freude, es zu sehen." — Er machte die lockendste Beschreibung des Hauses, des Gartens, der Wirthschaft und schloß: „Ich will Euch nicht mehr verrathen, will Euch die Ueberraschung nicht verderben, ich sage bloß: Wie Ihr's gern habt, so ist es, und was Ihr gern habt, ist Alles da — Tauben, Schafe, Hunde . . ."

„Ja, Hunde, freilich," wiederholte Mašlan.

„Da ist ein so gescheidter, kleiner, weißer, und hat ein braunes Ohr . . ."

„Wie der Bili," sagte Mašlan, und der Schimmer eines Kinderlächelns glitt über sein abgemagertes Gesicht, sofort aber verzerrte es sich im Zorne: „Die alte Hex' dort leidet keinen Hund — mag nur Katzen, vergiftet mir die Hunde, die böse Hexe."

Er ballte die Faust gegen sie, und sie beeilte sich, dem Pfarrer zuzuflüstern:

„Er ist nicht recht im Kopf, wissen. Es kommt vom Fieber. Was ich oft von dem anhören muß!“ —

In die augenblickliche Stille, die nun eintrat, tönte das Getrappel von Pferden, — ein Wagen war heran gerollt, hielt vor dem Hause, und man vernahm ein ankündigendes, dreimaliges Peitschenknallen.

Mašlan horchte auf, der Pfarrer begab sich an das Fenster, die Alte folgte, beugte sich hinaus, und kreischte in hellem Schrecken:

„Herr Jesus Christus — das Wägelchen vom Hof. Es ist schon leer, sind schon ausgestiegen. — Herr Jesus Christus, am End' sind es gar die Bäuerin!“

Aus der Brust des Kranken rang sich ein fast thierischer Laut, ein Winseln, ein Stöhnen wonniger Erwartung, an Schmerz grenzenden Entzückens. Freudig bewegt, Worte des Willkomms auf den Lippen, schritt der Pfarrer aus dem Zimmer auf den Flur.

Aber die zu begrüßen er gehofft hatte, war nicht gekommen; der Knecht allein trampelte in seinen schweren Stiefeln die Treppe herauf und meldete: Die Frau schicke das Wägelchen. Für alle Fälle lasse sie sagen, wenn der Herr vielleicht fahren möcht'.

Der Geistliche befahl ihm, zu warten, und kehrte in die Stube zurück, seine Enttäuschung so gut wie möglich hinter einer freundlichen Miene verbergend.

„Seht nur, seht," sagte er, „jetzt schickt Eure Frau gar das Wägelchen um Euch. Ja, da hilft nichts, da müßt Ihr fahren. Wir bringen Euch hinunter, der Knecht und ich, wickeln Euch gut in Decken ein; es wird Euch nicht schaden, es ist ein so schöner, warmer Sommerabend. Nun, Matěj, nun rafft Euch auf."

Aber Mašlan hatte sich steif auf den Rücken gelegt, die Arme über der Decke fest an den Leib geschlossen. „Es kann nicht sein," sagte er, „ich kann nicht zu ihr, ich hab's verschworen."

„Mit Eurem Schwur, Matěj, was Ihr nur denkt! Ein Schwur, der keine Geltung hat. Keine Geltung!" wiederholte er lauter, als Mašlan ihn unterbrechen wollte, „denn Ihr habt ihn gethan in sinnloser Wuth . . . Mit Eurem Schwur! . . . Als ob wir Gott zum Zeugen einer ungerechten Handlung anrufen dürften! . . . Ein Frevel — betet zu Gott, daß er Euch Euren Frevel verzeihe!"

„Das hat der Herr Canonicus mir Alles gesagt," versetzte Mašlan trotzig, „nicht einmal, hundertmal, das hilft Alles nichts bei mir, ich kann's nicht thun, ich hab's verschworen. Und wenn ich's nicht verschworen hätte" — er erhob die Stimme und schrie zwischen zwei Hustenanfällen und kläglich mit Athemnoth ringend: „ich thät's doch nicht. Ich bin der Herr!"

Der Priester betrachtete ihn von Neuem mit einem langen, wehmüthigen Blick und dachte: Ich habe Dich ernst genommen, ich hatte Unrecht. Dein bißchen Geist

ist umnachtet, Du armer „Herr", Du Knecht Deiner Launen und Triebe. Er bat, besänftigte, gab zu: „Ja, ja, Ihr seid der Herr; und weil Ihr es seid und durchaus nicht zu Eurer Frau gehen wollt, so laßt sie denn her kommen. Wenn sie nur einen Tag da wäre, es würde anders aussehen bei Euch."

„Freilich," sagte Mašlan.

„Ihr seid der Herr, — befehlt ihr, zu kommen."

„Befehlen? . . . Freilich könnt' ich, wenn ich wollt'."

„So, Matěj, also so! Laßt ihr durch mich befehlen, daß sie kommen soll. Ich übernehme die Botschaft."

„Botschaft?" wiederholte der Kranke mißtrauisch, und der Pfarrer beeilte sich zu berichtigen:

„Den Befehl. Sie würde so gern gehorchen. Sie sorgt sich um Euch, sehnt sich nach Euch."

„Wirklich?" Wieder flog über seine Züge der verjüngende Glanz.

„Wahr und wirklich, und so geh' ich zu ihr oder fahre vielmehr. Ich will den Wagen benützen, den Eure Frau geschickt hat."

Er erhob sich mit kurzem Abschiedsgruß und schritt der Thür zu, entschlossen, keinen Einwand mehr anzuhören. Ein in Zorn und Angst ausgestoßener Schrei gellte ihm nach, seufzend blieb er stehen und sah sich um. Mašlan, auf den Ellbogen gestützt, halb sitzend in seinem Bette, das Gesicht verzerrt, rief ihn an:

„Halt! Halt! Was wollen Sie ihr sagen? Wie soll's heißen? Wenn es heißen soll: Komm! sag' ich's nicht! Ich nicht. Sie soll von selbst kommen. Ich ruf' sie nicht — ich lass' sie nicht rufen, ich hab's verschworen, ich käm' in die Höll!"

Einem Kranken gegenüber kannte des Pfarrers Langmuth keine Grenzen. Er ging wieder auf ihn zu, beschwichtigend, beruhigend. Mašlan streckte die Hand abwehrend aus und schrie aus allen seinen Kräften immer von Neuem:

„Ich sag' es nicht, nie, nie, nie! Ich hab's verschworen."

Inzwischen war Jemand langsam und bedächtig die Treppe herauf gestiegen und nun eingetreten. Der Doctor stand da und schüttelte in seiner sanft-mißbilligenden Art den Kopf: „Mašlan, ich fürchte, Ihr seid übergeschnappt, kullert wie ein beleidigter Truthahn. Wenn Ihr's so treibt, steh' ich für nichts. Wollt Ihr Euch tödten?"

Mašlan hatte gar nicht zugehört. Er lag jetzt still und erschöpft mit geschlossenen Augen. Plötzlich schlug er sie zu dem Priester auf und sprach, als ob zwischen seinen letzten Worten und diesen keine Unterbrechung stattgefunden hätte: „Aber — daß ihr Bild noch da hängt, das können Sie ihr sagen, hochwürdiger Herr."

* * *

Bis zum grauenden Morgen hatte der Pfarrer keine Ruhe gefunden, in rastloser Aufregung gewacht, gebetet. Wie ein Dorn im Fleische saßen ihm die Worte Maßlan's: „Das hat der Herr Canonicus mir Alles schon gesagt." Er hatte die Empfindung eines Arztes, der ein neues Heilmittel gereicht zu haben meint und entdeckt, daß er zu einem verbrauchten griff, gegen das der Organismus des Kranken längst abgestumpft ist. Was thun? Um was handelte es sich denn? — Zwei Eheleute, die einander liebten, sich nach einander sehnten, waren getrennt durch ein Hirngespinst. Es war nur ein Hirngespinst. Nicht Hochmuth, nicht Unversöhnlichkeit von Seite der Frau, wie er Anfangs gedacht hatte, nicht Gleichgültigkeit von Seite des Mannes. Wirklich nur ein Hirngespinst. Und das sollte er nicht zerreißen können? Die Aufgabe, die so leicht schien, sollte unlösbar sein?

Je länger er darüber nachsann, desto mehr wuchs seine Zuversicht. Es mußte gelingen, sich selbst gab er Schuld an seinem ersten Mißerfolg. Wenn er sein Gespräch mit Frau Evi überdachte, kam ihm vor, daß er nicht warm genug an ihr Herz appellirt, nicht ein gewichtiges, ergreifendes, erschütterndes Wort zu ihr gesprochen. Er hatte ja nicht gewußt, wie glühend sie ersehnt wurde. Nun wollte er es ihr sagen und ihre schlummernde Liebe und Zärtlichkeit wecken.

Bei der Frühmesse sah er sie an ihrem gewohnten Platz in der Kirche, versunken in inbrünstiges Gebet, und als er eine Stunde später in das Gärtchen vor ihrem

Hause trat, kam sie ihm entgegen, und in ihren Augen, in ihrem ganzen Wesen lag etwas wie eine bange Frage, die auszusprechen sie zögerte.

„Das ist ein Tag, Frau Mašlan," sagte der Priester nach der ersten Begrüßung, „ein Gottesgeschenk. Auch Euch muß die Sonne bis ins tiefste Herz hinein scheinen und jede Härte darin schmelzen."

Sie bat ihn, ihr die Ehre eines Besuches in ihrem Hause zu schenken, und führte ihn in eine geräumige, für bäuerliche Verhältnisse luxuriös eingerichtete Stube. Der Boden gedielt, die Wände bemalt und mit drei großen Farbendrucken geschmückt, ein Muttergottesbild, vor dem ein Flämmchen in einer Lampe aus rothem Glase flackerte, die Bildnisse des Kaisers und der Kaiserin. Ein mächtiger Schrank mit gewundenen Säulen nahm die Tiefe, ein Tisch, auf dem eine buntgestickte Decke lag, die Mitte des Zimmers ein. Dunkle, geschnitzte Holzsessel waren längs der Wände und in den Fenstervertiefungen aufgestellt. Auf einen von diesen deutete Frau Evi.

„Ist's gefällig, Platz zu nehmen, Hochwürden?" fragte sie gepreßt, und es war, als ob sie hervorbrechende Thränen niederzukämpfen suche. Schon als er ihrer Aufforderung, ins Haus zu treten, entsprochen, hatte eine schmerzliche Enttäuschung sich ihrer zu bemächtigen geschienen; die wurde herber und herber, steigerte sich zu einem Ausdruck frostiger Trostlosigkeit in der Miene des stolzen Weibes. Der Priester verstand sie, und was sie niederbeugte, erhöhte seine Siegeszuversicht.

„Ich will Euch nur den Schlaf nicht forttragen," sagte er, ihrem einladenden Wink folgend, „Euch nicht etwa einen so langen Besuch machen wie gestern. Ich bin da, um Euch abzuholen nach der Mühle."

„Sie waren dort," versetzte sie und sah ihn fest und forschend an. Der Pfarrer überlegte einen Moment und sprach dann entschlossen:

„Gebt jeden Zweifel auf, Euer Mann ist sterbend."

„Ich hab' es durch den Herrn Doctor erfahren," erwiderte sie leise.

„So? Nun also, folgt mir, kommt!"

„Hat er mich rufen lassen?" brachte sie stockend und mühsam hervor.

„Er hat Euch nicht rufen lassen, und trotzdem werdet Ihr zu ihm gehen, weil Ihr sollt, weil es Eure Pflicht ist, weil Ihr nie wieder gut machen könntet, was Ihr heute versäumt."

Er erzählte, wie schlecht versorgt und lässig betreut er den Kranken gefunden hatte, er berichtete den kleinsten Umstand seiner Unterredung mit ihm, freute sich über den erschütternden Eindruck, den seine Schilderung auf die Bäuerin machte. Als er von dem Entzücken Mašlans sprach, da ihm die Hoffnung auf einen Besuch seiner Frau aufleuchtete, von seiner schmerzvollen Erbitterung bei dem Schwinden dieser Hoffnung, stöhnte Evi, beugte sich vor und vergrub ihr Gesicht in ihre Hände.

Der Pfarrer stand auf. „Kommt," sagte er, ihren Scheitel mit der Rechten sanft berührend, „und wenn

noch ein Zweifel in Euch lebt, ob Ihr dürft, so wisset, ich löse Euren Schwur, er besteht nicht, er hat nie bestanden. Gott hat ihn nicht gehört."

Sie hob den Kopf, ihr Gesicht war weiß bis auf die Lippen; die Augen blickten erschreckend starr: „Er hat ihn gehört," sprach sie mit schwacher, aber klarer Stimme. „Ich weiß es, denn ich hab' es gefühlt. Ich werde nie vergessen, Hochwürden, wie ich's gefühlt habe: Gott ist nah' und hört Dich. Matěj hat im Zorn geschworen; sein Schwur ist vielleicht nicht hinauf bis zu Gott gedrungen, barmherzige Engel haben ihn unterwegs vielleicht abgelenkt, wie sie den Blitzstrahl ablenken oder eine andere Gefahr. Ich, Hochwürden" — sie machte eine kleine Pause und fuhr dann fort mit ihrer weichen, klangvollen Stimme, aus der eine eiserne Ueberzeugung sprach: „Ich, Hochwürden, war ganz bei mir, ich war, wie jetzt. Fragen Sie ihn, ob er sich besinnt, was er gesprochen hat, ob er noch jedes Wort weiß — er weiß es nicht. Ich kann jedes Wort, das ich gesagt habe, wiederholen. Und wenn ich dran denke und es mir recht vorstelle, wie ich damals meine Hand aufgehoben und Gott angerufen habe, läuft es mir wieder aus den Spitzen meiner Finger durch alle meine Glieder: Gott hört dich. Und deshalb . . ." Sie richtete sich empor, ein seltsamer, fremdartiger Zug, etwas wie ein weltverschmähendes Lächeln prägte sich in den strengen Linien ihres Mundes aus. „Wenn mein Mann stirbt — wie Gott will. Ich bin eine Wittfrau seit vielen Jahren. Dieses

Leben haben wir uns verdorben, aber es gibt ein andres, ein besseres, das wollen wir uns nicht verderben. Ich hoffe darauf, und ich weiß — auch er hofft darauf."

„Frau! Frau!" rief der Priester ihr zu. „Seid Ihr mit Blindheit geschlagen? Seht Ihr nicht, daß Ihr Euch von dem Wege abkehrt, den Ihr zu wandeln meint? Frau! Frau! der Tag der Reue wird kommen, und er wird furchtbar sein . . . Und dennoch bet' ich zu Gott um diesen Tag, denn das Furchtbarste wäre, wenn er zu spät käme!" Seine Augen ruhten drohend auf ihr: das Unüberwindliche blickte ihm aus ihren starren, wie vereisten Zügen entgegen. Ja, dieses Weib hätte man foltern können, sie in ihrer Ueberzeugung erschüttern — nimmermehr.

Er hatte einige Schritte dem Ausgange zu gemacht, blieb plötzlich stehen und sprach: „Euer Bild hängt noch immer über seinem Bette. Das läßt Euch der Sterbende sagen."

„Hochwürden!" Sie schrie es fast, sie bebte am ganzen Leibe. „Aber: Komm! — hat er mir doch nicht sagen lassen!"

* * *

Oft noch wanderte der Seelsorger von der Mühle zum Hof, vom Hof zur Mühle. Er ruhte nicht, er kämpfte seinen aufreibenden und nutzlosen Kampf mit den Verblendeten

treulich bis ans Ende. Und eines Sommerabends gellte der klangarme Schall des Zügenglöckleins durchs Dorf. Die Frauen blieben aufhorchend stehen, die Männer lüfteten die Hüte, jeder sprach ein Gebet für die scheidende Seele. Alle wußten, Matěj Mašlan liegt im Sterben. Matěj Mašlan, dem so Viele viel zu verzeihen haben. Der Matěj, dem Keine widerstand, um die er sich ernstlich bemühte, dem die Kinder zuliefen, den die bissigsten Hunde anwedelten. Der Matěj stirbt, geht hinüber, Rechenschaft abzulegen vor Gott dem Herrn und Richter. Seit Morgengrauen waren der Pfarrer und der Doctor bei ihm, und im schönsten Hause des Ortes lag ein Weib auf den Knieen und rang die Hände, und der Angstschweiß floß über ihre Stirn und netzte ihre trockenen, glühenden Augen.

Sie betete und horchte dazwischen auf jeden Laut, auf jeden Schritt, der von der Straße herüber tönte. Keiner hielt vor ihrem Hause, Niemand verlangte Einlaß; und als endlich gegen Mitternacht an die Thür gepocht und nach der Bäuerin gefragt wurde, da war's ein vom Arzte Abgesandter, der die Todesbotschaft brachte.

Mit dem Frühsten war Bewegung im Hause, herrschte ein geschäftiges Regen. Vorbereitungen zum Empfang des todten Herrn wurden so leise getroffen, als ob er schon daläge in der Stille gebietenden Ruhe des Todes.

Die Dorfbasen männlichen und weiblichen Geschlechtes liefen zusammen. Die Neugierigen litten Folterqualen. „Was geschieht? Was wird sie jetzt thun, die Evi?" Und als es hieß: Sie läßt ihn einholen! da bemächtigte

sich der meisten Leute eine unerklärliche Begeisterung. Die Kinder liefen in Scharen zur Mühle, um die Leiche ihres Freundes zu sehen und dabei zu sein, wenn sie auf den Schragen gelegt und fortgetragen wurde. Auch Erwachsene schlossen sich an, und als die irdische Hülle Mašlan's beim Dorfteich anlangte, hatte sie ein großes Geleite. Langsam kam der Zug die Anhöhe herauf, und durch die Menge, die sich, immer anwachsend, um den Hof versammelt hatte, lief ein Geflüster:

„Sie bringen ihn! Sie bringen ihn!"

Aus dem Innern des Hauses aber drang ein gellender Schrei, von einer alten, zitternden Stimme ausgestoßen: „Frau! sie bringen ihn!"

Eine Secunde athemloser Spannung, Evi war auf die Schwelle getreten, ging auf die Gartenthür zu und öffnete beide Flügel. Die schwarz behangene Bahre kam immer näher, und die bleiche Frau am Gitterthor breitete ihr die Arme entgegen, ihre zuckenden Lippen murmelten einen Namen. Nun — glaubten Alle — nun wird sie ihm entgegen stürzen, sich über ihn werfen und weinen und sich die Haare raufen.

Nichts von alledem geschah. Der Blick Evi's war über die Menge geglitten, über neugierige, theilnehmende, schadenfrohe und traurige Gesichter. An ihr Ohr war leises Gekicher, lautes Stöhnen gedrungen. Sie nahm sich zusammen, stand gerade aufgerichtet und blickte zu der Bahre, die an ihr vorbei ins Haus getragen wurde, stumm und thränenlos nieder. Erst als man den Todten

hingestellt unter das Muttergottesbild in der großen Stube und sie mit ihm allein gelassen hatte, zog sie das Bahrtuch herab, sank auf die Kniee, küßte seinen Mund und die Hand, die noch den Trauring trug, und sprach zärtlich und liebevoll zu ihm:

„Hast mich nicht gerufen, hast Deinen Schwur halten wollen. Hast Recht gehabt. Es war kein so heiliger Schwur wie der meine, aber ein Schwur! Mein Matěj, hast Dich nach mir gesehnt? Nicht so, wie ich mich nach Dir, o lang', lang' nicht, aber doch gesehnt; und jetzt bin ich Dein und bist Du mein für die Ewigkeit."

In letzter Stunde.

„Heirathen — ein junges Mädchen . . . Konrad, Du hätteſt den Muth?“ ſprach Matiſen und ſtarrte den Freund voll Beſorgniß an. Auf ſeinem faltenreichen, verwitterten Geſichte malte ſich eine ſo kindliche Verwunderung, daß Konrad Staufen lachen mußte. „Ich habe den Muth,“ ſagte er, „und ich glaube, ich darf ihn haben.“

Es war eine alte Geſchichte, daß zwiſchen den Beiden die größte Uebereinſtimmung herrſchte. Sobald Konrad Staufen eine Meinung abgab, wußte man: es iſt die Meinung zweier Univerſitätsprofeſſoren, ſeine eigene und die Stephan Matiſens. Heute verwandelte dieſer Gefügige ſich in den verkörperten Widerſpruch. Eine peinigende Angſt hatte ihn ergriffen und beſiegte die ihm angeborene Schüchternheit. Und wenn er aus ſeiner durch ausbündige Rückſichten ſcharf umhegten Bahn brach, konnte er Dinge ſagen, die ein Schonungsloſer nicht leicht über die Lippen bringt.

„Du haſt grundlegende Werke geſchrieben, Du biſt ein großer Gelehrter, ein Bahnbrecher in Deinem Fache,“ ſprach er, „und das macht Dich zum Gegenſtand der Hochſchätzung der ganzen gebildeten Welt, aber nie und nimmer zum wünſchenswerthen Freier in den Augen eines

jungen Mädchens. Das junge Mädchen lacht über den Fünfziger, der aus der Rolle des väterlichen Freundes plötzlich in die des Liebhabers fällt."

„Irrthum! Ein Liebhaber bin ich nicht und will ich nicht werden."

„Was denn also? Gatte, gleich Gatte? Statt wie bisher Wohlthäter, Beschützer, Vormund, auf einmal Gatte . . . O, daß Du die Frauen so gar nicht kennst! Die Pflanzen so gut und die Frauen so schlecht!"

„Sollten wir einander viel vorzuwerfen haben in dem Punkte?" fragte Staufen.

Um Matisen's großen Mund zuckte es kummervoll und schmerzlich. „Nun — ich habe einmal ein Verhältniß gehabt. Befand mich, als es angesponnen wurde — oder sich vielmehr von selbst anspann . . . man wohnt doch irgendwo, es ist doch ein Wesen da, das Einem die Wäsche besorgt und das Frühstück bereitet . . . Dieses Wesen ist leider meist ein weibliches . . . von selbst anspann," wiederholte er. „Befand mich damals auch schon in vorgerückten Jahren, obwohl nicht in so weit vorgerückten, wie Du Dich jetzt befindest. Auf das Ende, das die Sache genommen hat, zurück zu kommen, vermeide ich sonst. Nun aber möchte ich es Dir ins Gedächtniß rufen — zur Warnung, als abschreckendes Beispiel . . ."

Konrad Staufen legte begütigend die Hand auf den Arm seines aufgeregten Freundes, der vor ihm stand, klein und hager und zu ihm herabpredigte, indeß er gelassen

auf dem Lehnsessel an seinem Schreibtisch sitzen blieb: „Sei ruhig, Stephan; Erfahrungen, wie Du in Deinem ‚Verhältniß' gemacht hast, werde ich in meiner Ehe nicht machen."

„Die Qualität der Frau ist eine andere. Gewiß. Von einer plumpen Untreue spreche ich nicht. Ich spreche von dem unausbleiblichen Gefühl: Ich bin alt, und sie ist jung. Zwischen uns klafft ein Riß, den nichts überbrückt — da sitzt es! da sitzt das Unheil . . . Kommt dieses Bewußtsein über Dich, und es kommt, so sicher wie der Tod — wird es Dich elend machen." Er schwieg einen Augenblick, schien intensiv nachzudenken, strich plötzlich mit den zehn Fingern durch seine spärlichen und steifen Haare, die ein mißfarbiges Blond conservirt hatten, und rief: „Was ich Alles kommen sehe . . . Ihr Götter Griechenlands! Was ich Alles kommen sehe! Bezwing Dich, sag' ich Dir . . . wenn Du noch so verliebt bist — denn das wirst Du trotz Deines Leugnens wahrscheinlich doch sein — bezwing Dich. Heirathe nicht, thu's nicht!" „Weil ich nicht verliebt bin," fiel der Professor ihm ins Wort, „thu ich's. Ich thäte es nicht, wenn ich verliebt wäre. Den Launen, den Eifersüchteleien eines verliebten Alten würde ich meine Mathilde nicht aussetzen. Ich bin kein Verliebter, ich bin ein innig Liebender und innig Wiedergeliebter . . . Weißt Du noch, wie sie einst als Kind, hier an dieser selben Stelle, zu mir trat, ihre Aermchen um mich schlang und mit so voller Ueberzeugung, aus der Tiefe ihres kleinen Herzens

heraus, sagte: ‚Ich hab' Dich gut lieb.' Es ist heute wie damals; wir haben einander gut lieb mit braver, dauerhafter Liebe, die uns beide glücklich machen wird; verlaß Dich darauf."

Stephan Matisen stieß einen tiefen Seufzer aus: „Wie soll ich mich auf etwas verlassen, das mir erst bewiesen werden müßte? . . . Alter Mann, junge Frau — es bleibt ein Unding . . . Die Schiefheit schon von Anfang an: Weil Du nicht verliebt bist, heiratest Du. Wer aber steht Dir gut dafür, daß Du Dich nicht in Deine junge schöne Frau verlieben wirst? Dann steckst Du bis über den Kopf in der Gefahr, der Du entrinnen wolltest. Die junge, schöne Frau schätzt und bewundert Dich über Alles und schöpft daraus eine unbedingte Sicherheit, läßt sich unbefangen huldigen, am unbefangensten von Deinen Schülern, unter denen es verflucht nette Leute gibt. Die schwärmen alle für die Frau Professorin, und trotz der Begeisterung für den verehrten Lehrer — die Hand auszustrecken nach dessen höchstem Gut, seiner Gattin, wagt doch jeder dieser Frechlinge . . . Und einmal erweckt einer von ihnen ein lebhafteres Interesse bei der Altersgenossin . . . Und dann — nun, mein armer Konrad . . . Sie wird Dich gewiß auch dann noch gut lieb haben, den anderen aber sündhaft lieb, und das wird dem miserablen Burschen gerade recht sein. So kommt es! . . . Das ist es, was ich kommen sehe, und ich sage Dir . . ."

„Sage nichts mehr, prophezeihe nicht," sprach Staufen.

„Du bist bei mir mit prophezeihen nicht glücklich. Erinnere Dich, was Alles Du vorher gesagt hast, als ich mich entschloß, die Verlassenschaft des armen Collegen, der sich in aller Stille aus dem Leben geschlichen hatte, sein verwaistes Kind, anzunehmen. Da konntest Du nicht genug warnen: ‚Thu' es nicht! es wäre keineswegs, wie Du Dir einbildest, eine edle Handlung, es wäre gewissenlos. Gewissenlos gegen Dich selbst, denn es stört Deine Kreise, gewissenlos gegen das Kind, denn Du hast keine Ahnung von der Behandlung und Pflege, die es braucht, und von dem Unterricht, der ihm zu Theil werden soll. Diese unerläßlichen Kenntnisse jedoch lassen sich nur erwerben durch das Studium der weiblichen Hygiene und durch das Absolviren eines Lehrerinnen- und Erzieherinnenkursus.'"

Matisen stutzte: „Habe ich das gesagt?"

„Etwas dergleichen doch, und jedenfalls sahst Du und sahen die Götter Griechenlands, die Du anriefst, schweres Unheil hereinbrechen, wenn ich Deine Bedingungen zu erfüllen unterließe. Wo ist das Unheil geblieben, Matisen? Weißt Du etwas, das Du anderst wünschtest an ihr, die mein Kind war und bald mein Weib sein wird? Ist ihre Erziehung mißrathen?"

„Die ist gerathen. Dank der Mithülfe und dem Einfluß Deiner vortrefflichen Schwester."

„Dank der Mithülfe und dem Einfluß meiner vortrefflichen Schwester," bestätigte Staufen, „auf die ich von Anfang an gerechnet hatte."

Die Männer schwiegen. Konrad war aufgestanden, und Matisen sah jetzt zu dem viel größeren Freund empor und gab sich einmal wieder Rechenschaft von seiner Liebe für diesen Unvergleichlichen. Staufen hatte Alles, was ihm fehlte: Wohlstand, Schönheit, Ruhm, und weil Staufen diese schätzenswerthen Güter besaß, fühlte Matisen sich mit versehen. Er lebte in dem Freunde und ahnte nicht, bis zu welchem Grade der Selbstentäußerung er es mit der Zeit gebracht hatte. Auch die ganze Macht seiner Zuneigung kam ihm nur, aber regelmäßig und bald nach den seltenen Fällen zum Bewußtsein, in denen er sich zu einer verletzenden Aeußerung gegen den Vielverehrten hatte hinreißen lassen, und bittere Reue ihn überfiel.

Eben jetzt wand er sich in ihren Krallen. Daß er den Professor an seine vorgerückten Jahre gemahnt hatte, war grausam gewesen und, wie jede Grausamkeit — thöricht. Wenn Jemand ein Recht hatte, sich im Alter noch für jung zu halten, dann war es Konrad Staufen. Was hatte denn das Alter ihm gethan? Seine feinen, reichen Haare gebleicht, sonst nichts. Es hatte seine Gesundheit, seine Arbeitskraft, die erquickende Heiterkeit und Gleichmäßigkeit seiner Laune unberührt gelassen, es hatte seine hohe und schlanke Gestalt nicht gebeugt, ihr nichts genommen von der männlichen Anmuth ihrer Bewegungen. Gegeben aber hatte es ihm. Es hatte seinen schönen Zügen den Abglanz des reinsten, ein langes Leben hindurch bewahrten Seelenadels verliehen, ihnen die edlen Spuren rastloser geistiger Thätigkeit eingeprägt.

Matisen betrachtete ihn mit inniger, wenn auch charaktervoll beherrschter Rührung und dachte: Wenn du das Ungewöhnliche wagst, du Ungewöhnlicher, vielleicht geschieht es ungestraft.

* * *

Die Ehe des Professors wurde eine wundervolle. Die etwas scheue Ehrfurcht, die Mathilde für ihren Vormund empfunden hatte, verwandelte sich dem Gatten gegenüber in eine zärtliche, anbetende Liebe, die Staufen nicht wie etwas, das ihm gebührte, hinnahm, sondern wie ein köstliches Gnadengeschenk, wofür er zu danken hatte alle Stunden seines Lebens.

Eine schwere Trübung ihres Glückes erfuhren die Beiden durch den Tod des Söhnchens, das Mathilde ihrem Manne geboren und das drei Jahre lang den Stolz des Hauses ausgemacht hatte. Mit entsetzlicher Raschheit wurde das blühende Kind hinweggerafft. Seine Eltern hatten es verloren, bevor sie noch den Gedanken an eine drohende Gefahr zu fassen vermochten. Es war der größte Schmerz, den Staufen je erfahren hatte, und maßlos heftig wurde er von ihm ergriffen und völlig niedergerungen. Und in dieser Leidenszeit erwies die Frau sich als die Stärkere. Den Mann, zu dem sie wie zu einem Unüberwindlichen emporgeschaut hatte, in hülflose Trauer versunken zu sehen, erweckte in ihr ein heroisches Mit-

gefühl, das ihr eigenes Leid tief zurückdrängte in ihre Seele und es sorgsam verborgen hielt. Ihr war, als sei sie verantwortlich für den dunklen Schatten, der in sein bis jetzt immer sonniges Leben gefallen war. Als hätte sie ihm etwas abzubitten, er ihr etwas zu verzeihen, umgab sie ihn mit einer noch zärtlicheren Sorgsamkeit als bisher, mit allen Aufmerksamkeiten einer Zuneigung, die sich nie aufdrängt und immer da ist, nichts erbittet, als geben zu dürfen, und so demüthig darbringt, als ob annehmen Großmuth wäre.

Nichts von Allem, was sie für ihn that, ging verloren, nicht das kleinste, stillste Zeichen ihrer grenzenlosen Hingebung. Zu seiner Liebe für seine junge Lebensgefährtin kam eine große Dankbarkeit und erhöhte und verklärte ihm ihren Werth. Als die Wunde, die ihnen geschlagen worden war, allmählich verharschte, fanden die Gatten sich noch inniger verbunden als vor dem Tode ihres Kindes.

Zum siebenten Male jährte sich ihr Hochzeitstag; da erschien Matisen als Gratulant mit einem Blumenstrauß. Jetzt sei der Zeitpunkt gekommen, sagte er, in dem ein Glückwunsch zur Vermählungsfeier wohl angebracht und nicht nur ins Blaue gesprochen sei. Er klagte sich auch eines Irrthums an, den er vor sieben Jahren begangen hätte und von dem sein Freund wisse, die Frau Professor aber nie — wenn sie noch so sehr darauf brenne — etwas erfahren solle.

Die Professorin brannte aber gar nicht darauf: „Habt

Eure Geheimnisse," erklärte sie. „Wir thun am besten, uns mit der Portion Vertrauen zu begnügen, die unsere Männer uns schenken wollen. Expressungen in dem Punkte fallen immer schlecht aus. Siehe Delila, Kriemhilde und gewiß viele andere vorher, nachher und dazwischen, von denen Eure Gelehrsamkeit erzählen könnte."

„Du hast leicht reden," meinte der Professor, „Du, die ihren Mann durch und durch schaut. Aber nicht besser als er Dich," setzte er hinzu und glitt sanft mit seiner Rechten über ihren blonden Scheitel: „Matisen, wenn einer der Götter Griechenlands in diesem Haupte einen Gedanken entdeckt, den ich nicht kenne, will ich dem Olympier einen Altar errichten."

Mathilde sah ihm liebreich in die Augen: „Das ist aber auch eine Kunst für einen Mann wie Du, meine armen Gedanken zu kennen."

Seelenvergnügt ging Matisen heim. Das Verhältniß dieser zwei Menschen zueinander entsprach ganz und gar seinem Ideal der Ehe. Es war so schön, zu sehen, wie Mathilde sich im Glanz ihres Gatten sonnte. Wie helle Freudigkeit sie durchströmte, wenn man sie in Gesellschaft vorstellte: „Frau Professor Staufen," und wenn beim Klang dieses Namens die Steifsten geschmeidig und die Hochfahrendsten liebenswürdig wurden. Und wenn im Vorübergehen die Studenten sie grüßten bis zur Erde, fiel es ihr nicht ein, daß die Huldigung nicht bloß der Frau des angebeteten Lehrers, sondern auch ihr persönlich, ihrer Jugend und Schönheit gelten könne.

Ja, sie hatte ihn „gut" lieb, und am Ende ist diese Liebe auch wirklich die mächtigste, wie sie die schönste ist.

Wieder verfloß ein Jahr.

An der Universität lehrte seit kurzem als Docent ein ehemaliger Schüler und besonderer Liebling Staufen's, Doctor Johannes Philippi. Aus einer niedrigen Lebenssphäre war er heraufgestiegen und hatte den Kampf ums Dasein und um die Macht des Wissens mit Feuer und Kraft und eiserner Ausdauer geführt. Jetzt ging er mit vollen Segeln. Eine erste Veröffentlichung hatte zu großen Erwartungen berechtigt, die zweite sie zum Theil schon erfüllt. Es wurde als ausgemachte Sache angesehen, daß der junge Docent bestimmt war, Staufen's Nachfolger zu werden. Der Glanz, der diese noch so kurze Laufbahn umgab, erweckte Mißgunst und Erbitterung in mancher kleinen Seele. Dem Günstling des Glückes wuchsen Feinde und Neider aus dem Boden, und er hielt ihren oft gar schnöden Angriffen mit wonniger Streitbarkeit und unerschütterlicher Siegeszuversicht stand.

Vom ersten Tage hatte ihn Staufen zu Gast geladen für jede freie Abendstunde, die er erübrigen könne, und: „mein Vaterhaus" — er hatte nie ein anderes gekannt — nannte Johannes sehr bald das Haus des Professors. Freudestrahlend kam er, wenn er über neu ausgebrochene Zwistigkeiten zwischen ihm und seinen Gegnern zu berichten hatte, und rief mit ehrlicher Begeisterung: „Gesegnet meine Feinde! Sie zu lieben, kostet mich keine Selbstüberwindung, ist mir Vergnügen und Wonne."

„Deshalb thust Du auch Alles, um sie Dir zu erhalten," sagte der Professor.

„Mit Bewußtsein nicht. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, aber ich habe sie und nenne sie freudig mein. Wie viel verdanke ich ihnen. Es lebe ihr Haß! Sein Scharfsinn entdeckt jede Lücke in meinem Wissen, bringt jede meiner Schwächen und Untugenden ans Licht, und nun offenbaren sie sich auch mir, und ich erkläre ihnen einen frischen, fröhlichen Krieg, einen Ausrottungskrieg! Ist das nicht herrlich?"

Da seine Feder- und Wortgefechte fast immer mit einer Niederlage seiner Widersacher endeten, war es ihm leicht, ein großmüthiger Sieger zu sein. Aber für seine Großmuth wußte man ihm keinen Dank, fühlte nur die Beschämung, sie erfahren zu müssen. So hatte er wenig Freunde, besonders unter den Collegen, und auch unter seinen Hörern nur einen kleinen Anhang, der freilich aus der Blüthe der akademischen Jugend bestand. Seine eigene Fähigkeit, zu bewundern und zu verehren, übte er in allerreichstem Maße an Konrad Staufen aus. Für den begeisterte er sich, den liebte er mit der Liebe eines guten und dankbaren Sohnes.

„Ist es nicht," sagte der Professor einmal zu Matisen, „als ob mein kleiner Junge mir in seiner frühen Kindheit nur weggenommen worden wäre, um mir plötzlich als Mann — und wahrhaftig als ein ganzer! — zurückgegeben zu werden?"

Mathilde hatte anfangs allerlei an Philippi aus-

zusetzen. Sie fand ihn gar zu geradeaus, sein Aeußeres „ein urgermanisches Knochengerüst mit einer Zigeunerhaut überzogen", gar zu disharmonisch. Sie lachte über seine breiten Schultern, von denen eine immer Mittel fand, beim Eintreten entweder rechts oder links an den Thürpfosten anzurempeln. Einmal entschuldigte sie sich im Namen des Thürpfostens, und der reckenhafte Philippi, der dem Ueberfall einer Hünenschar kaltblütig Trotz geboten hätte, gerieth in Bestürzung, und die Schlagfertigkeit, mit der er sonst jeden unerwarteten Angriff abwehrte, versagte völlig.

Von Stunde an unterließ er es nie, scharf zu zielen, bevor er ins Zimmer trat, um jeden Contact mit den hölzernen Feinden zur Rechten und zur Linken zu vermeiden.

Die Professorin machte ihm kein Hehl daraus, daß sie geglaubt hätte, so riesige Hände wie die seinen kämen nur in den Fabeln, bei Waldmenschen und Ogern vor. Nachdem er aber eines Abends eine ungemein zarte Pflanze in ihre Bestandtheile zerlegt hatte, um ihren Bau, ihre Eigenthümlichkeiten und intimsten Eigenschaften zu erklären, versprach Mathilde, ihn nie mehr mit der räumlichen Ausdehnung seiner Hände zu necken; so viel Geschicklichkeit, wie in ihnen stecke, lasse sich auf ein kleines Gebiet nicht beschränken.

Sehr mißfallen hatte ihr, als sie ihn kennen lernte, auch seine Breitspurigkeit, sein nachlässiges und ungeschicktes Sichgehenlassen. Sie verlor nie ein Wort darüber, er

aber fühlte, er errieth das Unbehagen, das er ihr verursachte, und bemühte sich, die Umgangsformen der Menschen anzunehmen, mit denen sie verkehrte. Es wurde ihm freilich unglaublich schwer, aber schon die Bemühung war dankenswerth, und völlig erfolglos blieb sie nicht. Viele bemerkten das, und es schmeichelte der Frau Professor, daß man ihr die günstige Veränderung zuschrieb, die mit Philippi vorging. Es hieß: Ja — der Einfluß einer feinen, schönen Frau auf solch' einen Bärenhäuter, der ganz gewiß zum ersten Mal einem Wesen ihrer Art begegnet!

Sie nahm arglos Glückwünsche zu ihren Erziehungsresultaten entgegen; ihr fiel nicht auf, daß sich in Bekanntenkreisen das Gespräch, wenn sie erschien, sehr bald auf Philippi lenkte oder, wenn eben von ihm die Rede gewesen war, plötzlich abbrach.

Einmal vertheidigte sie ihn eifrig gegen einen Ankläger. Der Wortwechsel zwischen diesem und ihr war ziemlich lebhaft geworden. Die Herrin des Hauses, die eine Weile schweigend zugehört hatte, wünschte ein Ende zu machen und wendete sich in täppischer Gutmüthigkeit an Mathilde: „Sie haben gewiß recht, liebe Freundin! Sie kennen Doctor Philippi besser als wir Alle. Bei uns läßt er sich kaum sehen, bei Ihnen verkehrt er, wie man behauptet, täglich."

Tiefe Stille folgte diesen Worten. Die Hausfrau wurde über und über roth und senkte, wie plötzlich zum Bewußtsein einer begangenen Ungeschicklichkeit gekommen,

ganz bestürzt die Augen. Ein anwesendes Ehepaar, bekannt durch seine gegenseitige Liebe und seine Bosheit gegen die Mitmenschen, wechselte über den Tisch einen verständnißvollen, vor Schadenfreude glänzenden Blick.

Mathilde hatte einen unangenehmen Eindruck empfangen, von dem sie sich aber keine Rechenschaft gab, der sie wie im Fluge berührte und den sie bald vergaß.

* * *

Professor Matisen befand sich seit einiger Zeit in einem beklagenswerthen Zustand. Ungewöhnlich oft kam er daher im Sonnenbrand oder noch vor sinkender Nacht aus seiner fernen Vorstadt, trat in das Zimmer des Freundes, sah durch die Brille ängstlich mit irrenden Augen umher, als ob er sich erst zurecht finden müsse, und fragte regelmäßig statt anderer Begrüßung: „Wie geht's Deiner Frau? Wo ist Deine Frau?"

Dann wartete er eine Weile, und wenn sie kam und in ihrer gewohnten lieben und freundlichen Weise mit ihm sprach, wich die quälende Unruhe von ihm. Er war bald wieder der Alte und konnte wahre Schätze tiefen Wissens und verborgener Weisheit auskramen und war stolz, wenn Mathilde ausrief: „Sie sind ein reicher Born, Matisen, wie schade, daß Sie so selten sprudeln!"

Ließ sie sich nicht sehen, beharrte Matisen in seiner träumerischen Zerstreutheit, wollte etwas sagen, fand den

rechten Ausdruck nicht und unterbrach sich mitten im Satze. Eine Weile blieb er dann noch stumm auf seinem gewohnten Platze, dem Divan zwischen den zwei mächtigen Bücherschränken, Staufen's Schreibtisch gegenüber, in Gedanken versunken. Endlich zog er die Uhr, erschrak — und empfahl sich.

Dem Professor wurde bang um ihn, und als er eines Tages wieder so gar verloren dasaß, den Blick unverwandt auf die Thür des kleinen Salons Frau Mathilden's gerichtet, erhob sich Staufen, ging auf den Freund zu, legte ihm die Hände auf die Schultern und sprach sanft und traurig: „Sag' es heraus, Matisen, ich sehe Deinen Kampf. Alter Freund — müssen wir unseren Verkehr einschränken oder vielleicht gar — abbrechen, Stephan?"

Matisen verstand ihn nicht. „Wieso? Warum . . .?"

„Nun — ich meine nur . . . Wenn dieser Verkehr — er bringt Dich öfter in die Nähe einer jungen, hübschen Frau, als möglicher Weise gut ist für Deinen Herzensfrieden . . ."

Jetzt hatte Matisen begriffen und war sehr betroffen, aber doch noch mehr geschmeichelt. „Du meinst, daß ich in Deine Frau verliebt bin? Ihr Götter — ich! . . . nein, nein, meine das nicht. Ich verliebe mich nicht mehr, mit dieser menschlichen Thorheit habe ich abgeschlossen."

Bald darauf traf er Staufen eines Abends allein zu Hause und stellte die gewohnte Frage: „Wo ist Deine Frau?"

„Im Theater, in der Loge meiner Schwester."

„Wer hat sie hingeführt?"

„Philippi."

„Philippi — Johannes Philippi . . . Das also — das," und jetzt kam es heraus in überstürzter Rede. „Das gehört sich nicht . . . Es fällt auf. Die Leute finden, daß es auffällt, und ich finde es auch. Er ist jung, und sie ist jung — und es fällt auf."

„Was fällt auf? was findet man? — Ich verstehe kein Wort," sagte Staufen.

Matisen machte eine abwehrende Bewegung, als ob er nicht unterbrochen werden wollte. „Er ist täglich bei Euch, man sieht Euch nur noch in seiner Gesellschaft. Es heißt, daß er Euch auf die Ferienreise begleiten wird, man fragt: Wie kommt dieser Fremde zu der Auszeichnung? Hat der Herr Professor eine so große Vorliebe für ihn, oder ist die Vorliebe mehr auf Seite der Frau Professorin?"

Bei diesen Worten zuckte Staufen leicht zusammen. „O, Matisen," sprach er, „wie bedaure ich Dich! Wie bald wirst Du es blutig bereuen, Dich zum Sprachrohr einer so niederen Denkweise gemacht zu haben."

Matisen war betroffen und blieb eine Weile sprachlos, bevor er sich zu der Erwiderung ermannte: „Du hast davon erfahren müssen, ich habe es Dir nicht ersparen können. Lang genug verfolgen sie mich mit Andeutungen, daß es meine Pflicht sei, Dich aufmerksam zu machen . . ." Er stockte, und Staufen fragte gelassen: „Worauf?"

„Auf das Gerede, das am Ende doch dem guten Ruf Deiner Frau schaden könnte."

„Ihrem guten Ruf? Und das meinst auch Du?"

„Verzeih', Konrad, verzeih'! Die Frage ist die eines Kindes. Götter Griechenlands! um was handelt es sich denn als um den Ruf Deiner Frau?"

„Keine Sorge um den!" rief der Professor voll schöner Zuversicht. „Es ist eine große Sache, der Ruf eines edlen Menschen. Das Geschwätz einzelner Thoren und Verleumder hat nicht die Macht, seinen reinen Schimmer zu trüben."

Nun aber schrie Matisen auf: „Ihr Götter! Ihr Götter! . . . Ja, das bist Du! Das ist Deine stupende Unerfahrenheit. Das ist die Folge des vom Leben abgewendeten Lebens, das Du führst, und auch des Glückes, das Du immer gehabt hast."

„Den Göttern sei Dank!" flocht Staufen lächelnd ein.

„Dafür nicht! Durchaus nicht immer Dank. Das Glück ist blind und macht blind. Du ahnst nichts von dem Unheil, das die Gemeinheit dem Höchsten und Heiligsten zufügen kann. Du hast keinen Begriff . . ."

Staufen fiel ihm ins Wort: „Da irrst Du sehr. Was ich selbst nicht erfuhr, sah ich Andere erfahren, oft so heiß mitfühlend, daß es wie eigenes Erlebniß war. Der Meinung aber bin ich geblieben. Keine Concession dem Gewürm, das sich an Makellose heranschleicht, um sie zu begeifern . . . Nein, nein, sprich jetzt nicht . . . Höre! Wenn ich mich dazu herbeiließe, was wäre damit

erreicht? — Daß es hieße: Früher trieben sie es offen, jetzt treiben sie's geheim . . . Sprich nicht!" kam er wieder dem Einwand zuvor, den Matisen machen wollte. „Um den Preis soll ich einem Menschen, den ich liebe wie einen Sohn, der mich ehrt wie einen Vater, die Thür weisen? Welchen Grund dafür gebe ich meiner Frau an? Soll ich Ausflüchte machen? Wie lange reicht das, und wie unwürdig ihrer und meiner scheint es mir . . . Soll ich ihr sagen: Du wirst beschuldigt . . . Unmöglich, Matisen!" brach er aus, und wider seinen Willen verrieth sich im Ton seiner Stimme die tiefe Erregung, die ihn erfaßt hatte. „Unmöglich! . . . Ich raube ihr ihre goldige Unbefangenheit nicht. Ich zerre sie nicht zum Abgrund menschlicher Niedertracht und sage ihr: Blicke da hinein!"

Matisen staunte ihn an. So gesteigerte Ausdrücke zu gebrauchen, war sonst nicht des Freundes Sache.

„Wachen wir über sie," sagte Staufen nach einer Weile ruhiger. „Verhüten wir, daß ein Hauch des giftigen Athems sie berühre. Die Ferienzeit ist nahe. Es handelt sich nur noch um Tage. Dann reisen wir und — wer weiß? Vielleicht stürzt sich die Verleumdung inzwischen auf andere Opfer, und wir finden bei unserer Rückkehr die läppischen Gerüchte verstummt."

„Wenn Philippi Euch begleitet, dann nicht. Soll er Euch wirklich begleiten? Bleibt es dabei?"

„Es ist längst ausgemacht und bleibt dabei," erwiderte Staufen.

* * *

Seit Jahren verließ Stephan Matisen, ein geschworener Feind des Reisens, die Stadt nicht mehr. Die Botschaften der fernen Freunde trafen ihn in seiner kahlen Junggesellenstube und — das mußte er zugeben — erfüllten sie mit köstlichen Landschaftsbildern, Duft und Sonnenschein und strömten die Geister eines erhöhten Lebens aus. Tag für Tag, vom Rhein und vom Bodensee, von jedem schönen Aussichtspunkt der Schweiz, den sie besucht, nach jeder kühnen Bergtour, die sie unternommen hatten, ließen die Wanderer dem einsam Zurückgebliebenen Briefe und Karten zufliegen. In Prosa und in Versen wurde er angeredet und angesungen, und eine Heiterkeit, ein kindlicher Frohsinn herrschten in dieser Literatur, die ihm die Seele erhellten und nach und nach seine Skrupel verscheuchten. Am Ende behielt Staufen wieder Recht. Die braven Männer und die liebliche Frau konnten vielleicht nichts Klügeres thun als ihren edlen und beglückenden Bund bestehen lassen, wie er bestand, nicht klein beigeben, nicht zurückweichen vor der Niedertracht, die ihn verunglimpft — sie verachten. Es ist ja wahr: Wenn wir vermögen, uns so hoch zu erheben, daß die Verleumdung nicht bis zu uns hinaufreicht, hat sie ihr Gift umsonst ausgespritzt.

Die Sendschreiben, die Matisen erhielt, athmeten eine noch höhere Wonne, nachdem die Reisenden italienischen Boden betreten hatten. Einem langen Brief Mathilden's, einem Hymnus auf Florenz, hatte Staufen die Worte hinzugefügt: „Schade, daß Du ihre Begeisterung nicht

sehen kannst. Es ist ein schöner Anblick. Es verjüngt mich und versetzt unseren Johannes, den Porphyrmenschen, in ein weichmüthiges Entzücken, das ihm gar drollig steht."

Eine Weile noch ging es in dem frohlockenden Tone fort, dann stellte eine kleine Reaction sich ein. Mathilde hatte einen Fieberanfall gehabt. Sie behauptete zwar, wieder hergestellt zu sein, und wünschte die Reise fortzusetzen. Staufen fand es aber gerathen, mit ihr heimzukehren. Philippi blieb zurück und gedachte den Rest der Ferienzeit zum Besuch einiger Städte Oberitaliens zu benutzen.

Auf dem Bahnhofe wurde das Ehepaar von Matisen erwartet. Er erschrak über das Aussehen der Frau Professor, war sehr gerührt und sehr widerwärtig und erging sich in Ausfällen gegen die moderne Reisewuth.

Mathilde gab ihm gute Worte; sie versicherte ihn, daß sie sich jetzt schon wohler fühle, und versprach ihm, in drei Tagen ganz gesund zu sein.

Es war das einzige Versprechen ihres Lebens, das sie gegeben hatte und nicht hielt.

Statt einer Besserung trat bald eine beängstigende Verschlimmerung ein. Fast jede Stunde, die verging, bedeutete einen Fortschritt des unerbittlichen Leidens. Hoffnung auf Hoffnung, an die man sich noch geklammert hatte, schwand. Der furchtbare Morgen brach an, dem für die Kranke kein Abend mehr folgen sollte. — Gestern noch hatte sie nach ihrem geistlichen Rathgeber verlangt, und als der alte Mann aus dem Sterbezimmer getreten,

war er auf Staufen zugegangen, Thränen in den Augen, und hatte zu ihm gesagt: „Eine engelreine Seele geht hinüber. Sie verlieren viel.“

Und die beiden Männer, der Gläubige und der Freidenker, so verschieden in ihren Anschauungen, Ueberzeugungen, in ihrem Bildungsgrade, hatten einander die Hände gedrückt in einem brüderlich einigenden Gefühl.

Seit vierundzwanzig Stunden lag die Kranke in Bewußtlosigkeit. Staufen hatte die Wärterinnen fortgeschickt und auch Matisen, der sich in die Studierstube zurückzog, um den Freund dort zu erwarten, wenn er kommen werde vom Todtenbette seiner Frau . . .

Ein Wort des Trostes hatte er gefunden, und Staufen hatte zustimmend dazu genickt: „Du besaßest doch einmal, was so köstlich ist.“

Wohl! er hatte es besessen und war sich seines Reichthums immer bewußt gewesen. — Ein Dankgefühl vermochte ihm noch jetzt in seinem unnennbaren Schmerze die Seele zu durchlichten. Nun blieb er allein, wollte allein die letzten Athemzüge seines Weibes bewachen, allein Zeuge der letzten Regungen dieses Lebens sein, das so völlig in dem seinen aufgegangen war. Er wollte auch vor aller Augen die Ausbrüche seines Schmerzes verbergen. Er schämte sich, daß er, sonst nicht gewöhnt, Rechenschaft zu fordern von den Mächten, die Glück oder Unglück über uns verhängen, die thörichte Frage nicht unterdrücken konnte: Warum? . . . Warum wurde sie mir geschenkt, da sie mir doch genommen werden soll? Mir geschenkt,

klein und hülflos, als ein Kind, das ich hegte, pflegte und erzog ohne Ahnung, daß es für mich geschah? Warum mußte das holde Wunder sich vollziehen und sie sich mir zuneigen und mein werden und mir angehören mit jedem Pulsschlag, jedem Gedanken, um nun zu scheiden ohne Gruß und Wort, fremder als fremd?

Sie athmete beklommen, ihre Hände glitten unruhig über die Decke. Er wischte ihr den Schweiß von der Stirn und sprach leise und beschwörend ihren geliebten Namen. Vergeblich, sie hörte ihn nicht. Noch war sie da, lebte noch, und es gab für ihn keine Brücke mehr zu ihrem Verständniß. Noch war sie da, die Seine — und nicht mehr sein, und er, der sie durch das Leben geführt hatte, konnte ihr mit all' seiner Liebe nicht die geringste Labe bieten auf ihrem letzten Weg.

Die Thür ins Nebenzimmer stand offen. Langsame, ungleiche Schritte, wie die eines Wankenden, wurden hörbar. Staufen erhob sich, wendete sich. Johannes Philippi erschien auf der Schwelle — verstört, die Züge schmerzdurchwühlt.

„Jetzt — in diesem Augenblick erfahre ich es," stammelte er. Der starke Mensch zitterte. Völlig verloren und fassungslos ging er an dem Professor vorbei zum Sterbelager hin. Ein furchtbares Stöhnen entrang sich ihm, und er fiel auf den Sessel am Bette nieder. Staufen war ans Fußende getreten und sah die Schultern seines Jüngers zucken und beben; er schluchzte, schluchzte! beugte sich und berührte zagend eine der feinen, suchenden

Hände auf der Decke. Ungewollt, unbewußt schmiegte sie sich in seine große Rechte. Mathilde öffnete die Augen nicht, aber ihre Lippen flüsterten: „Johannes — Lieber."

Und er, überwältigt, vergaß Alles, was nicht er war und was nicht sie war, und aus seiner Brust brach es hervor unbezwinglich, unwiderstehlich: „Vielgeliebte!"

Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß ein unartikulirter Laut des Entsetzens dicht neben ihm ausgestoßen wurde, daß das Bett plötzlich wie unter einem heftigen Anprall schütterte. Ein tiefes Schweigen, eine lastende Stille — dann sprach die Kranke mit einer armen Stimme, aus der der Klang schon weggestorben war: „Ich habe mich gesehnt, und mir war bang."

„Wovor, Mathilde? . . . Wovor, theuerste Frau?"

„Vor den Träumen — ich träume — und träumen ist so schwer."

„Nicht träumen also, wach sein."

Sie seufzte tief auf: „Ich geh' ins andere Leben, wo es schön ist, Johannes . . ." und in der Versicherung verbarg sich ein Zweifel, der innigst nach Erlösung rang.

„Wo es schön ist," wiederholte Johannes dumpf.

„Und wo mein Kind auf mich wartet, mein vorangegangenes . . . und wohin mir folgen wird, der mich am meisten geliebt hat . . ." Ihre Rede wurde kaum vernehmbar, schwach und hastig flossen die Laute in einander, dann kamen verständliche Worte: „Er glaubt nicht daran, er hat es mir nie gesagt, aber das erräth man . . . Glauben Sie daran? . . . O, Johannes!" setzte sie

mit ergreifendem Flehen hinzu: „Ich bitte Sie: Glauben Sie daran!“

„Ich glaube daran . . .“

„Sie glauben daran . . . und wie wird es sein in dem anderen Leben? . . . das sagen Sie mir . . . Wie, glauben Sie, wird es sein? . . . Sagen Sie mir, sagen Sie mir, Johannes . . .“

Nun raffte er alle Seelenstärke zusammen und redete zu der Sterbenden, wie es ihr wohl that. Wie zu einem scheuen Kinde redete er zu ihr, ermuthigend und verheißend: „Himmlisch wird es sein. Es wird das Böse nicht geben und nicht das Häßliche . . .“

„Nicht das Häßliche,“ sagte sie ihm nach.

„Aus allen Augen wird Güte leuchten und ein stiller, seliger Frieden.“

„Seliger Frieden.“ Der Schatten eines Lächelns glitt um ihren Mund, es war, als ob ein verdüsternder Schleier ihr vom Angesicht gezogen würde. „Wie gut ist der Frieden! . . . Sprechen Sie, Johannes.“

„Von der Welt voll Schönheit und Frieden,“ sagte er, mühsam nach Worten suchend. „Wir Armen haben keinen Ausdruck, ihre Herrlichkeit zu schildern. Wir können diese Welt nicht beschreiben und nicht den Duft und Schimmer ihrer Thäler und die Farbenpracht ihrer Gärten und . . .

„Nicht beschreiben.“

„Nur mit Entzücken fühlen: Du bist schön. Mir schwillt das Herz bei Deinem Anblick. Ich trinke das

Licht, das über Dir leuchtet, die ätherreine Luft, die Dich durchweht . . ."

„Ja, ja. Erzählen Sie, Johannes."

„Von dem Wunderlande. — An seinem schimmernden Horizont gleiten in sanften Linien die Berge wie hinschmelzende Melodien. Hehre Pinien wiegen ihre lebendigen Kuppeln wohlig und leise. In holder Majestät breitet sich der gesegnete Boden, wellen ewig grünende Hügel. Und Thürme — steingewordene Künstlerträume — ragen und dunkle Burgen und weiße Paläste, von Unsterblichen für Unsterbliche gebaut."

„Fiesole," sprach sie mit einer müden Freudigkeit, die ihn außer Fassung brachte.

„Fiesole — wissen Sie noch? Welke Blätter raschelten zu unseren Füßen, und drüben lag San Miniato im Frühlingssonnenschein . . ."

„Ja —" Es war wie gehaucht und ihr Ton nur ein Lispeln. „Der Himmel glühte . . . da legte Ihnen die Sonne einen rothen Kuß auf die Stirn . . . da habe ich Ihre Gedanken gesehen . . ."

„Auch gesehen," brach er aus, „daß Sie der Inbegriff aller meiner Gedanken waren? . . . Ja, Mathilde? Auch das gesehen? geahnt?"

Sie öffnete die Augen. Ihr Blick war erloschen, aber er antwortete ihm noch. Ohne Todeskampf ging sie hinüber.

Er schrie auf. Er wollte sich über die Leiche stürzen. Da schlug ein Zuruf an sein Ohr, der ihn erschütterte in

allen Pfeilern seiner Kraft. Eben war ihm gewesen, als könne es für ihn nichts Furchtbares mehr geben — nun überkam es ihn: das Furchtbarste erlebst Du jetzt. Er trat zurück, er stand vor dem, der fragen durfte: „Welches Recht hast Du auf diesen Schmerz?"

Johannes stürzte auf seine Kniee, er rang die Hände: „Herr Professor," keuchte er, „da bin ich . . . treten Sie auf mich!"

Staufen war bleich und starr. Ein greisenhafter Zug furchte sein Angesicht, aber auf diesem Angesicht leuchtete etwas über alles menschliche Leiden, über alle menschliche Leidenschaft Erhabenes: „Steh' auf," sprach er zu dem Jünger zu seinen Füßen, ohne den Blick von der Lieblichen zu wenden, die so sanft entschlafen war. „Steh' auf! Ich beneide Dich, Du hast der Vielgeliebten das Sterben süß gemacht."

Johannes stöhnte. Er schleppte sich näher und umpfing seines Meisters Kniee. Und zitternd legte Staufen's kalte Hand sich auf seinen Scheitel.

Ein Original.

Wenn mit Recht behauptet wird, daß es keine Originale mehr gibt, dann können Alle, die Herrn Gabriel Teufenberg begegnet sind, sich rühmen, etwas gesehen zu haben, das es nicht gibt.

Seine äußere Erscheinung flößt weder Interesse noch Abneigung ein. Er ist zwei Meter hoch, entsprechend breit, hat den Teint eines rosigen, wohlgenährten Kindes und ein großes Gesicht mit kleinen Zügen, feiner, schlanker Nase, schön geschnittenem Mund, über dem ein dünner, fast weißer Schnurrbart wie Seide schimmert. Auch seine Brauen und Wimpern sind fast weiß, die Augen rund und blau und drücken gar nichts aus.

Ach, was für kalte, stumme Augen hat mein Sohn, dachte seine Mutter, so oft sie ihn ansah, noch kältere als sein verstorbener Vater!

Sie selbst hatte warme, braune und war trotz ihrer sechsundvierzig Jahre noch immer eine hübsche, anmuthige Frau. Sie hatte in ihrer Ehe mit einem schwerlebigen und ihr geistig nicht ebenbürtigen Mann kein Glück gefunden, war viel umworben und gefeiert worden und dennoch von jeder üblen Nachrede verschont geblieben.

Die Leitung seines Gutes, die Verwaltung seines Vermögens hatte ihr indolenter Gatte ihr überlassen, und ihr Sohn folgte diesem Beispiel. Er hätte nichts Klügeres thun können; seine Mutter regierte gern und erfolgreich und übte nebenbei in der Stadt und auf dem Lande die liebenswürdigste Gastfreundschaft aus. Eine Zierde ihres Hauses bildeten ihre drei jungen, verwaisten Nichten, von denen ihr jede als Schwiegertochter willkommen gewesen wäre. Aber Gabriel schenkte seinen Cousinen nicht mehr Aufmerksamkeit, als Wachspuppen ihm eingeflößt hätten, das heißt unbewegliche, denn bewegliche würden sofort sein lebhaftes Interesse erweckt haben. Er hatte eine Liebhaberei für alles Mechanische, für kleine und große Maschinen. Als Kind verfertigte er Pumpen, Mühlen und Paternosterwerke aus Zuckerpapier und Zinn, und sie rührten sich wirklich, wenn man an einem Fädchen zog oder eine Kurbel drehte. Später dann hatte er weniger Glück; die großen landwirthschaftlichen Maschinen, an denen er allerlei Verbesserungen anbrachte, rührten sich nicht.

Sein Leben floß ruhig dahin. Er ging früh schlafen und stand spät auf, brauchte zwei Stunden zu seiner Toilette, aß viel und langsam und ohne das geringste culinarische Verständniß. Wenn man ihn gefragt hätte: „Was hast Du lieber, Kartoffeln oder Périgord-Trüffeln?“ würde er geantwortet haben: „Das ist mir gleich.“ Im Winter in der Stadt brachte er seine Abende im Theater zu oder im Club bei einer Partie Whist, und was sie im Theater aufführten und ob er im Spiele gewann oder

verlor, war ihm gleich. Auf dem Lande verlebte er fast den ganzen Tag in der Werkstätte, die er sich im Schlosse eingerichtet hatte. „Die Vulcanei" wurde sie von den Damen genannt. Dort mußten sie ihn abholen zu jedem Ausfluge ins Freie, den sie in seiner Gesellschaft unternehmen wollten; und auf dem schönsten Spaziergang oder Spazierritt, umgeben von drei holden, lebensfrohen Mädchen, dachte er über Maschinen nach.

„Schau', Gabriel," sagte einmal seine Mutter zu ihm, „Du solltest eine Deiner Cousinen heirathen."

„Recht gern," antwortete er.

Da freute sie sich. „Darf ich das einer von ihnen sagen?"

„O ja."

„Und welcher?"

„Das ist mir gleich."

Nun war es wieder vorbei mit ihrer Freude.

Eine der hübschen Cousinen nach der andern heirathete aus dem Hause fort, und bald nachdem Teufenberg die letzte als Brautführer zum Altar geleitet hatte, verlor er seine Mutter.

Sie hatte Kranke gepflegt während einer Epidemie, die im Dorfe herrschte, war selbst von dem Uebel ergriffen worden und ihm in wenigen Tagen erlegen. Gabriel weinte nicht, klagte nicht, Niemand konnte ihm die geringste Traurigkeit anmerken, und doch suchte Jeder den einsam Zurückgebliebenen zu trösten, ihm Muth zuzusprechen. Daß er jetzt heirathen müsse, darüber waren

alle seine Bekannten einig, und er sah das ein, und wenn sie sagten, es handle sich nur darum, die richtige Wahl zu treffen, erwiderte er: „Freilich." Das Ende war, daß er nicht wählte, sondern gewählt wurde von einer allerliebsten jungen Wittwe, einer bildschönen Frau mit schwarzen Augen, schwarzen Haaren, so feingliederig und schlank, wie er kräftig gezimmert und wuchtig war. Sie verliebte sich nicht in ihn, aber sie war ihm gut, schätzte seine Friedfertigkeit, sein feines, würdevolles Benehmen und seine moralische Lauterkeit, sie behauptete steif und fest, daß er durchaus nicht der gleichgültige und phlegmatische Mensch sei, für den er galt. Ein warmes Gefühl schlummere in ihm, das nur noch nicht geweckt worden sei.

Ihre Freundinnen lachten sie aus: „Meinst Du die Weckerin zu sein? Vorläufig merkt man noch nichts. Er scheint der selbe, der er immer war."

Sie ließ sich nicht irre machen. „Wartet," sagte sie, „es wird schon kommen."

Cäcilie Teufenberg sah der Geburt ihres ersten Kindes entgegen und erhoffte sehnsüchtig einen Sohn. „Du doch auch, Gabriel, sei aufrichtig," sprach sie zu ihrem Manne. „Einen Sohn oder eine Tochter, was wünschest Du Dir?"

„Es ist mir gleich," antwortete er, und sie glaubte ihm nicht, sie erwiderte:

„Du Guter, das sagst Du aus Zartgefühl, damit ich mich nicht kränke, wenn ich Dir nur eine Tochter bringe."

Sie brachte ihm einen Sohn, und übers Jahr einen

zweiten, und diese Kinder wuchsen herrlich heran. Sie hatten das brave Herz, den hellen Verstand, die schönen Augen und Züge ihrer Mutter und die Prachtgestalt des Vaters. Der ältere war zehn, der jüngere neun Jahre alt, als in der Familie Teufenberg abermals ein freudiges Ereigniß eintrat. Der Hausvater war seit einigen Wochen abwesend. Ein Geschäftsfreund in England, der Besitzer einer großen Maschinenfabrik, hatte ihn eingeladen, eine neu construirte Alliancemaschine an Ort und Stelle in Wirksamkeit zu sehen, und er war der Einladung mit Vergnügen gefolgt. Ein Telegramm, das die Nachricht brachte, ihm sei eine Tochter geboren, und Mutter und Kind befänden sich wohl, traf ihn vor dem Modell eines Laufkrahns, das seine hohe Bewunderung erregte. Er konnte sich von dem fesselnden Anblick nicht gleich losreißen und ersuchte seinen Geschäfts- und Gastfreund, der Wöchnerin zu telegraphiren, daß ihr Gatte sie beglückwünsche.

Einen Monat blieb er noch in England und kehrte dann zurück, gefolgt von einer Wagenladung von Geschenken für die Seinen: Bicycles, Tandems, Telephons und Graphophone, Schreib- und Nähmaschinen und einem köstlichen Naphthaschiff. Die für ihn wichtigste Erwerbung aber war ein Transformator. Wohlverwahrt, mit Beobachtung jeder erdenklichen Vorsichtsmaßregel, wurde dieser neue, gefährliche Hausgenosse in der Werkstatt aufgestellt, wo er, durch das Getriebe einer unfern gelegenen Mühle gespeist, die Kraftquelle sämmtlicher Maschinen werden sollte.

Gabriel hatte daheim alles in bester Ordnung gefunden, seine Frau und seine Söhne in blühender Gesundheit. Nach dem neuen Ankömmling, der Tochter, fragte er nicht, und Frau Cäcilie führte ihren Vorsatz aus, keine Erwähnung von der Kleinen zu thun, so lange ihr Vater sie ignorirte. Die zwei Jünglinge hielten aber das Schweigen über ihre Schwester nicht aus. Nach Tische nahm jeder einen Arm des Papa, und sie geleiteten ihn ins Kinderzimmer. Frau Teufenberg folgte. Sie traten in das geräumige, hohe, helle Gemach, an dessen Thür eine stattliche Wartefrau und eine noch stattlichere Amme sie empfingen. Im Halbdunkel des tiefen Alkoven erblickte man eine rosige Wolke, die auf einem vergoldeten Gestelle zu schweben schien. Bei näherer Betrachtung erwies sich die Wolke als eine geschmackvolle Zusammenstellung von Schleiern, Schleifen, duftigen Stoffen. Mitten drin lag etwas Winziges, ein Miniatur-Menschengebilde mit kugelrundem Gesichtchen, großen, blauen Augen, die Einen ansahen so merkwürdig fest und ruhig, und mit einem feinen Näschen und einem halb geöffneten Mund, dem Munde eines Cherubs, der eben anfangen will, zu singen. Und ein paar zarte Hände erhoben sich und fochten ganz unvernünftig und sinnlos in der Luft herum.

Teufenberg betrachtete das kleine Ding so aufmerksam, daß er die complicirteste Maschine nicht aufmerksamer hätte betrachten können, und legte langsam und vorsichtig den Zeigefinger in eines der kleinen Händchen, das sich sogleich

an ihn anklammerte. Und in diesem Moment ging eine Veränderung mit Gabriel Tenfenberg vor. Seine Stimme klang weich, wie sie nie geklungen hatte, als er jetzt plötzlich sagte:

„Ein Mädchen, sieh' da, ein Mädchen."

„Deine Tochter Gabriele," sprach seine Frau, ganz erstaunt über den Eindruck, den der Anblick des Kindes auf ihn machte.

Von dem Händchen, das sich noch immer an den Finger des Vaters klammerte, ging ein Fluidum aus, eine Kraft, etwas Belebendes, Erweckendes, und durchströmte den ganzen großen, breiten Menschen vom Wirbel bis zur Sohle. Wie wenn eine Flamme sich in seinem Innern entzündet hätte und allmählich eine milde Wärme durch seine Adern triebe, so war es. Er beugte sich, küßte die Hände und das Gesicht des Kindleins und wendete sich dann zu seiner Frau.

„Ich danke Dir, daß Du mir eine so liebe Tochter geschenkt hast," sagte er. Sein Blick fiel auf seine Söhne und blieb lange mit freudigem Stolz auf ihnen haften: „und zwei so liebe Jungen," setzte er hinzu. Er richtete auch freundliche Worte an die Wartefrau und an die Amme, kehrte wieder um und vertiefte sich von Neuem in die Betrachtung seiner Tochter, die jetzt eingeschlafen war.

Nun kamen Tage, an denen er seine Werkstätte nicht betrat. Die Freude an der Entwicklung des kleinen Lebens, das neben ihm emporsproßte, erfüllte ihn, schmolz alles Starre aus seinem Wesen hinweg und machte seine

stumpfen Augen sehend für den Reichthum an Glück, den er längst besaß, ohne von ihm zu wissen.

Ein guter und bequemer Mann war er immer, jetzt wird er gar noch aufmerksam und zärtlich, dachte seine Frau und begann wirklich zu fürchten, daß sie sich in ihn noch verlieben könnte nach zwölfjähriger Ehe. Außer dieser Sorge hatte sie eine zweite und schlimmere. Es schien, daß die günstige Wandlung im Hause Teufenberg durch ihre Urheberin selbst in Frage gestellt werden sollte. Dieses Persönchen offenbarte zu einer Zeit, in der andere Kinder gegen Alles, was lernen und ernstlich nachdenken heißt, einen großen Abscheu verspüren, einen erstaunlichen Wissensdrang und einen entschiedenen Forschergeist. Vor Allem auf dem Gebiete der Mechanik. Früh schon gab sie Proben einer seltenen Geschicklichkeit, verfertigte wie einst ihr Vater, kleine Pumpen, Mühlen und Paternosterwerke. Aber viel feiner und zierlicher waren sie ausgeführt und functionirten viel präciser. Sie höhlte die hölzernen Thiere ihrer Arche aus und die Familie des Noah und brachte in dem leeren Raume Rädchen an und primitive Uhrwerke, und sie mußten sich selbständig bewegen.

Die Werkstätte, das war ihr der schönste und liebste Aufenthalt. Aus dem Walde, aus dem Garten verlangte sie in die Werkstatt zu den Maschinen und spielte statt mit Puppen mit Modellen von Locomobilen, Pumpwerken und Göpeln und erlangte eine bewunderungswürdige Fertigkeit, mit ihnen umzugehen. Versagte ein-

mal das Eine oder das Andere den Dienst und bemühte Teufenberg sich die längste Zeit vergeblich, den Fehler zu finden, sie entdeckte ihn gleich und ruhte nicht, bevor ihm abgeholfen war. Eine Fülle von Ideen drängte sich in ihrem erfindungsreichen Kopfe, und einige wurden von Fachleuten genial gefunden und sogar ausgeführt.

Ihr Vater ging einher im Purpur des Stolzes auf sein Wunderkind, ihre Mutter kränkte sich über die Erfolge eines Talents, das für ein Mädchen doch gänzlich ungehörig war.

„Meine Tochter — der Maschinist," sagte sie ganz betrübt, wenn Gabriele aus der Werkstatt kam mit schauderhaft zugerichteten Händen, Rußstreifen im lieblichen, vor Eifer glühenden Gesicht, das Kleid von oben bis unten mit Oel betropft.

„Wart'! Du bekommst kein neues Kleid mehr, nur noch ein Schurzfell!" drohte sie. „Wart' Du . . . und wenn Du mir den Papa zurückführst in die Krallen des Maschinenteufels, dann sollst Du was erleben!" Und sie putzte an ihr und kleidete sie um und herzte und küßte sie und dachte: Daß Du nur da bist, daß ich Dich nur habe, Glückspenderin, Kind, das seinem Vater das Leben gebracht hat.

Es hatte auch keinen Anschein, daß er es wieder verlieren sollte. Er war nun einmal ein warmer, lieber Mensch und guter Hausvater geworden, und geheilt von seiner eigenen hoffnungslosen Leidenschaft fürs Maschinenwesen durch die Freude an den Erfolgen seines Töchter-

leins. Sie herrschte wie eine Königin in dem Reiche, in dem er es nie auf eine höhere Stufe bringen konnte. Sein ganzer Ehrgeiz war darauf gestellt, ihr als Handlanger zu dienen bei der Ausführung ihrer kunstvollen Werke, von denen jedes neue sich immer erstaunlicher, immer glänzender bewährte.

Der Ruf der jungen Erfinderin fing an, die Grenzen ihres Vaterlandes zu überschreiten. Sie wurde eingeladen, das Modell eines elektromagnetischen Motors, das in England Aufmerksamkeit erregt hatte, zu einer Gewerbe-Ausstellung nach London zu schicken. Am nächsten Tage sollte es verpackt werden. Gabriele schmeichelte ihren Eltern das Versprechen ab, noch in diesem Frühling mit ihr nach dem gelobten Lande der Maschinen zu reisen. Vor dem Schlafengehen lachte, scherzte und tollte sie dann wie ein Kind, das sie trotz ihrer Klugheit und ihrer fünfzehn Jahre geblieben war.

Beim Morgengrauen erwachte sie plötzlich mit klopfendem Herzen, in Schweiß gebadet. Ein böser Traum hatte ihr ihren Motor gezeigt, unbeweglich, jedem Versuch, ihn in Thätigkeit zu bringen, trotzend. Er schien mit eigenem Willen begabt, spottete ihres angstvoll beklommenen Bemühens, stierte sie an wie mit Augen . . .

Schauder durchrieselten sie, eine Bangigkeit, die nicht weichen wollte, hielt sie in ihrem Banne. Unwiderstehlich ergriff sie der Wunsch, sich zu überzeugen, daß ihre Arbeit, ihr Gedanke lebte!

Sie stand auf, schlüpfte in ihre weichen Pantoffel,

hüllte sich in ihren Bademantel und schlich sachte, um ihre Eltern nicht zu wecken, aus dem Zimmer. Unhörbar glitt sie über den teppichbelegten Gang, lief die Treppe hinunter, zur dritten Thür links, und trat in die Werkstätte ein.

Die Fenster waren verhangen, unheimliches Halbdunkel herrschte. Das junge Mädchen, sonst die Gelassenheit und Vorsicht selbst, wurde vom Fieber hastiger Aufregung geschüttelt. Sie möchte nicht entdeckt werden bei ihrem Thun, sich nicht den Vorwurf der Eltern zuziehen. Rasch nur noch den Strom einschalten, ihr Werk sich regen sehen, den Athem seiner Kraft vernehmen und das sammetweiche Gleiten seiner eisernen Räder.

Mit ausgestrecktem Arm kommt sie heran zu dem Spender der Kraft ... und sie, deren Finger Augen zu haben schienen, die kaum je eine geringe Uebereilung begangen hat, vergreift sich, berührt die falsche, tödtende Leitung ...

Frau Tenfenberg war eine Frühaufsteherin und ging zeitlich Tag für Tag ins anstoßende Zimmer zu ihrer Tochter, setzte sich an ihr Bett, sah sie an und wartete auf ihr Erwachen. Wenn Gabriele die Augen aufschlug, begegnete ihr erster Blick dem der Mutter, und das erste Wort, das sie an jedem Morgen sprach und hörte, war ein Wort der Liebe.

Als Cäcilie heute eintrat, fand sie das Bett leer und rief ins Schlafzimmer zurück: „Jesus, schon fort; denk' nur, Gabriel, sie ist schon aufgestanden!"

„Sie ist gewiß schon in der Werkstatt. Ich will gleich nach," erwiderte er, kleidete sich an und eilte fort.

Es war ein trüber Märzmorgen. Als Teufenberg auf den Treppenabsatz trat, sah er unten auf dem Gange die Hausleute wie Schatten hin und her huschen mit allen Zeichen des Entsetzens, schluchzend und händeringend durch die offene Thür der Werkstätte ein und aus gehen. „Der Herr! Der Herr!" flüsterten sie, als sie ihn erblickten.

Ein Schauder ergriff ihn, eine tödtliche Angst. — Was ist denen? Was sehen sie dort Gräßliches? Eines Blitzes Dauer steht er, stürmt dann über die Stufen herunter, dem Eingange der Werkstatt zu.

„Nicht hinein, um Gotteswillen!" rufen sie und stellen sich ihm entgegen.

Er schiebt sie fort, tritt ein, die Leute folgen in schüchterner Entfernung.

In dem großen Raume mit den rauchgeschwärzten Wänden ist Alles regungslos und still, was sonst pustet und wirbelt und sich dreht und schwingt auf Geheiß der kleinen Meisterin. Sie selbst ist auch regungslos und still, sie liegt todt zu Füßen ihres Werkes.

Teufenberg starrt in rathlosem Entsetzen zu der weißen, leblosen Gestalt nieder. Plötzlich, mit einem Schrei der Verzweiflung gellt es von seinen Lippen: „Gabriele! . . . Kind! . . ."

Aber das Kind antwortet ihm nicht.

Niemand durfte sie berühren. Er trug sie hinauf, er bettete sie auf ihr Lager und zwei Tage später in den

Sarg, und wich nicht von ihm, bis er gehoben wurde, und verwandte keinen Blick von ihm beim feierlichen Begräbniß. Er führte seine Frau am Arme und hatte kein Bewußtsein ihrer Nähe und keines von der seiner Söhne, die ihr Beruf dem Hause längst ferne hielt und die herbeigeeilt waren auf den Wunsch ihrer Mutter.

Der Segen des Priesters war gesprochen, die Trauerchöre verhallten; von Weihrauchwolken umwallt, senkte der Sarg sich in die Tiefe. Teufenberg sah ihm nach, immer wie gebannt. Man reichte ihm die Schaufel mit den ersten Schollen, die dem Erdenkind in die Grube folgen sollten, und sachte ließ er sie hinuntergleiten, und seine Frau dachte: Du Armer, da rollt Dein Leben mit.

Sie hatte sich tapfer gehalten die ganze Zeit hindurch; bei der Rückkehr ins Haus, dessen Seele entwichen war, überwältigte sie der Schmerz, und sie sprach, einen Schatten von Vorwurf im Tone: „Gabriel, ich habe auch mein Kind verloren," und ging auf ihn zu und wollte ihm die Hand reichen. Er wich aus. Ihre Söhne nahmen sie in ihre Arme, und der ältere der Beiden fragte: „Darf ich bei Dir bleiben? Ich bleibe gern. Soll ich gehen oder bleiben, Vater?"

Teufenberg zuckte die Achseln. Seine Augen hatten wieder ihren alten kalten Glanz.

„Was soll ich thun, Vater," fragte der Sohn noch einmal, „gehen oder bleiben?"

„Das ist mir gleich."

Er blüht in Gesundheit, er ißt und trinkt und

kleidet sich sorgfältig, er liest Zeitungen und manchmal auch ein Buch, er geht mit seiner Frau spazieren, oder ins Theater, oder in ein Concert, aber einen Eindruck empfängt er nicht. Theilnahme flößt ihm nichts ein. Die Flamme, die sein Inneres erwärmte und erhellte, ist erloschen.

Ihm ist wieder Alles gleich.

Inhalt.

		Seite
1.	Rittmeister Brand	1
2.	Das Schädliche	157
3.	Die Todtenwacht	253
4.	Mašlan's Frau	285
5.	In letzter Stunde	341
6.	Ein Original	369

Druck von G. Bernstein in Berlin.

Von derselben Verfasserin erschienen in gleichem Verlage noch folgende Werke:

Aphorismen von Marie von Ebner-Eschenbach. 5 Auflage. Octav. Geheftet 5 Mark, eleg. gebunden 6 Mark 50 Pf.

Aus Spätherbsttagen. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. 2 Bände. Octav. Geheftet 8 Mark, elegant gebunden 10 Mark.

Dorf- und Schloßgeschichten von Marie von Ebner-Eschenbach. 4. Auflage. Octav. Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Neue Dorf- und Schloßgeschichten von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geh. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Zwei Comtessen von Marie von Ebner-Eschenbach. 5. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Neue Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Das Gemeindekind. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 7. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Glaubenslos? Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 2. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Lotti die Uhrmacherin von Marie von Ebner-Eschenbach. 4., durchgesehene Auflage. Octav. Geh. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Miterlebtes. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark 50 Pf.

Drei Novellen von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Parabeln, Märchen und Gedichte von Marie von Ebner-Eschenbach. 2. Auflage. Octav. Geh. 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin W.

Von derselben Verfasserin erschienen in gleichem Verlage noch folgende Werke:

Ein kleiner Roman von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Das Schädliche. Die Todtenwacht. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark 50 Pf.

Gesammelte Schriften von Marie von Ebner-Eschenbach. 6 Bände. (Mit Porträt.) Octav. Geheftet 21 Mark, in 6 Leinwandbände gebunden 27 Mark, in 6 Liebhaber-Einbände gebunden 33 Mark. (Auch in 42 Lieferungen à 50 Pf. zu beziehen; hierzu 6 Einbanddecken à 60 Pf.)

Alte Schule. Erzählungen von Marie von Ebner-Eschenbach. Erstes bis drittes Tausend. Octav. Geheftet 3 Mark, elegant gebunden 4 Mark.

Unsühnbar. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 5., durchgesehene Auflage. Octav Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark 50 Pf.

Die Unverstandene auf dem Dorfe. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. 3. Auflage. Octav. Geheftet 4 Mark, elegant gebunden 5 Mark.

Marie von Ebner-Eschenbach.

Biographische Blätter

von

Anton Bettelheim.

Mit 3 Bildern in Lichtdruck. Octav.
Geheftet 5 Mark, elegant gebunden 6 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File"
Made by LIBRARY BUREAU

66065
LC
Author Ebner-Eschenbach, Marie von
E1685
Title Gesammelte Schriften. Vol.7.